

Wegweiser

von der Erde zum Himmel.

Der:

Der Führer des Christen

in den

verschiedenen Altersjahren und Lebensverhältnissen.

Von

S. Gaume,

Generalvicar der Diöcese Nevers, Ritter des St. Sylvester=Ordens,
Mitglied der Academie der fathol. Religion in Rom 2c. 2c.

Haec sunt vestigia, quae Sancti quique
revertentes in patriam nobis reli-
querunt.

Ven. Bed., Serm. 18. de Sanct.

Dies sind die Fußstapfen, welche uns die
Heiligen bei ihrer Heimkehr in's Vater-
land hinterlassen haben.

Aus dem Französischen.

Regensburg, 1851.

Verlag von G. Joseph Manz.



Bibliothèque Saint Libère

<http://www.liberius.net>

© Bibliothèque Saint Libère 2009.
Free to reproduce for any non-profit purpose.

W o r w o r t.

Wie oft haben wir, eure Mutter und ich, an eurer Wiege sitzend, uns von dem Wohle eurer Zukunft unterhalten! Wie viele Entwürfe und Pläne haben wir voll sorgfamer Zärtlichkeit für eure künftige dauernde Glückseligkeit gemacht! Wie oft hätten wir in die Geheimnisse eures Lebens eindringen mögen! „Was wird einst aus diesen lieben Kindern werden? Werden sie reich oder arm sein? Wird ihnen Gesundheit, Wissenschaft, Glück zu Theil werden; oder sind sie bestimmt, die schwere Prüfung der Armuth und des Kummers zu bestehen? Werden ihre Tage glücklich und friedlich an dem Orte hinfließen, wo sie das Licht der Welt erblickt haben, oder werden sie unter einem neuen Himmel und in einem fremden Lande leben müssen? Werden Silberlocken ihre jetzt so zarte Stirne einst umschatten, oder werden sie hingemäht werden, wie das Blümlein, welches, am Morgen entstanden, am Abend nicht mehr ist? Welche Stellung werden sie in der Welt behaupten? Welche Rolle werden sie auf dem beweglichen Schauplatz des Lebens spielen? Mit wem werden sie den Zwischenraum durchwan-

dern, welcher die Wiege vom Grabe trennt? Zarte Kinder! wird eure Asche wohl einst neben der unsrigen ruhen?..“

Diese und tausend andere Fragen richteten wir, eure Mutter und ich, abwechselnd an uns; hier, in eurer Gegenwart, zwei Schritte von eurer Wiege, und ihr hörtet uns zu, konntet uns aber nicht verstehen. Ach! besonders unsere lebhafteste Unruhe konntet ihr nicht begreifen, wenn nach allen diesen Fragen eine einzige, eine furchtbare Antwort immer wieder auf unsere Lippen zurückkehrte: das Alles ist Geheimniß! undurchdringliches Geheimniß! Welcher Sterbliche war je im Rathe des Allmächtigen gegenwärtig?

Indeß blieb bei all dieser Ungewißheit doch Eines außer Zweifel. Beim Lichte des Glaubens lasen wir auf eurer Engelsstirne ein Wort, das uns, wenn auch nicht die verschiedenen Zustände, doch den Zweck eures Daseins auf Erden offenbarte: Wanderer!...

Ja, Wanderer zum Himmel. Die Welt, in welche ihr vor weniger als acht Jahren getreten, ist also für euch ein Wanderort, eine Herberge, eine Verbannung: eure Heimath ist anderswo. Wanderer von der Erde zum Himmel, Bewerber um die Ewigkeit seid ihr, das allein wissen wir von eurer Bestimmung.

Diesen wichtigen Punkt nicht aus unserem Auge lassend, suchten wir, von inniger Zärtlichkeit getrieben, und fanden auch bald ein Mittel, euch auf eurem Wege sicher zu leiten. Auf dieser großen Reise, wie auf allen denjenigen, welche die menschliche Unerforschlichkeit über die Meere in die entferntesten Gegenden des Erdkreises versucht, sind ein Compaß, ein Reisebuch vor Allem nothwendig. Das kostbarste Unter-

pfand meiner Vaterliebe, welches ich euch hinterlassen kann, ist also ein Compaß, ein Reisebuch für eure Wanderung in die Ewigkeit. Ich sage es euch zum Voraus, ach! viele Abgründe umgeben den Weg; gar viele Klippen gibt es auf dem Ozean des Lebens! Wie kann man ihnen ausweichen?

Es gibt nur ein einziges Mittel: Schritt für Schritt die Fußtapfen derjenigen zu verfolgen, welche vor uns diesen Weg wanderten und glücklich an's Ziel gelangt sind. Ihr Wanderbuch wird also das euerige sein. Dieses Wanderbuch steht in ihrem Leben geschrieben: das Leben der Heiligen, das Verhalten der aufrichtigen Christen, das also wird eure Reisekarte sein. Wie sich nun aber in einem fremden Lande der Wanderer an den Vorübergehenden wendet, um ihn nach dem Wege zu fragen, so müßt auch ihr euer Wanderbuch zu Rath ziehen, wenn ihr auf dem Lebenswege nicht wißt, wohin ihr eure Gedanken, eure Empfindungen oder eure Handlungen lenken sollt: es wird euch sagen, wohin dieser oder jener Wanderer, welcher vor euch dieselbe Strasse ging und sicher im himmlischen Vaterlande angekommen ist, seine ungewissen Schritte richtete. Folget seinen Fußtapfen, gehet so lange fort, bis eine neue Schwierigkeit euch begegnet. Dann fraget abermals euer Reisebuch: ein neues Beispiel wird euch antworten. Gleich einer doppelten Brustwehr am Wege errichtet, werden euch diese Beispiele hindern, weder zur Rechten, noch zur Linken vom geraden Wege abzuweichen.

Dieser Weg nun, welcher von der Erde zum Himmel führt, ist, ihr wißt es wohl, die Religion Jesu Christi. Er ist, so sagt er uns selbst, das Leben und das Licht

jedes Menschen, der in diese Welt kömmt. Der Gottmensch ist also euer großes Vorbild. Euer Reisebuch von der Erde zum Himmel ist euch demnach zuerst in seinem Leben, dann in seiner Lehre vorgezeichnet. Wie aber sollen wir, schwache Geschöpfe, in den Fußtapfen eines Gottes wandeln? Wie sollen wir in den schwierigen Verhältnissen des Lebens seine erhabenen Lehren befolgen? mit einem Wort, wie muß man diese pflichtmäßige Nachahmung des Gottmenschen verstehen und ausüben?

Die Heiligen, seine getreuen Schüler und unsere Brüder, lehren es uns durch ihre Beispiele. Durch ihr Leben werden uns die Vorschriften des Erlösers vollständig klar. Was sage ich? es ermutigt uns in unserer Schwachheit dadurch, daß es uns zeigt, was die gebrechliche, sündhafte Menschheit unter dem Beistande der Kraft von Oben vermochte. Denn, meine Kinder, die Heiligen waren ehemals Alles, was wir sind; es hängt demnach nur von uns ab, einst Alles zu sein, was sie sind. Bei jeglichem auch noch so großen Opfer muß also ein einziges, aber erhabenes Wort auf die Lippen des Christen kommen: Warum sollte nicht auch ich können, was so viele Andere gekonnt haben!

Habt ihr so das Auge unverwandt auf das Ziel gerichtet, nach dem ihr strebet, so werdet ihr, getragen und geleitet durch die Beispiele derer, welche es erreicht haben, festen Schrittes fortwandern, und auf demselben Wege zuverlässig zu demselben Ziele gelangen.

Die Religion, das also ist die königliche Strasse, welche vom irdischen Jerusalem zum himmlischen Jerusalem führt. Alle müssen auf ihr wandeln, denn es gibt keine

andere. Daher gibt es für Alle allgemeine Pflichten, theils gegen Gott, theils gegen den Nächsten, theils gegen sich selbst. Mit der thätigen Ausübung dieser großen, allen Wanderern gemeinsamen, Pflichten beginnt eure Reise. Doch gibt es außer den, Allen gemeinsamen, Pflichten noch andere bezüglich des Alters, des Standes, der verschiedenen Lebensverhältnisse: diese Pflichten sind nicht für alle Wanderer, auch nicht für einen und denselben Wanderer zu allen Zeiten gleich.

Bermöchte ich nun die künftigen Verhältnisse eures zeitlichen Lebens zu erkennen, so hätte ich es dabei bewenden lassen, euch den besondern Weg vorzuzeichnen, den ihr zu gehen habt; allein die gänzliche Unwissenheit eines jeden Menschen in diesem wichtigen Punkte nöthigt mich, euch Vorbilder für die verschiedenen Lagen vor Augen zu führen, in welche das menschliche Leben kommen kann. Es werden daher die Pflichten der Jugend, die Pflichten des reifen Alters, die Pflichten des Reichen und Armen, die Pflichten des ledigen und des Ehestandes, die Pflichten des Greisenalters und der letzten Stunden, wie alle diese Pflichten von den Heiligen erfüllt wurden, euch als Wegweiser dienen.

Leset, überdenket dieses kostbare Buch, welches ich euch, meine lieben Kinder, als Testament meiner Liebe hinterlasse. Ehret, schäzket in ihm die Erfahrung der Jahrhunderte und den Willen eures Vaters; es sei der unzertrennliche Gefährte eurer Kindheit, eurer Jugend, eures reifen und selbst noch eures Greisenalters. Bei euern Zweifeln, euern Versuchungen, euern Trübsalen und zumal bei euern Freuden fraget dieses Buch um Rath, sprecht voll Muth und

Glauben: „Das ist der Wegweiser, dem ich folgen muß, um in den Himmel zu gelangen. Hier sind die Beispiele derjenigen, welche vor mir auf ihrer Rückkehr in's Vaterland durch das Thal der Thränen gewandelt sind; ich bin das Kind der Heiligen; wie sie, erwarte auch ich das selige Leben, welches der Herr dem Glauben und der Treue verheißen hat; meine Hoffnung wird nicht getäuscht werden; warum sollte nicht auch ich können, was so viele Andere gekonnt haben?“ Daß ihr es könnet, hält meine und eurer Mutter zärtliche Liebe für völlig gewiß; und treten wir beide einst in das Haus unserer Ewigkeit, so bleibt uns die tröstende Hoffnung, daß wir auch euch einst an den glücklichen Ufern des himmlischen Vaterlandes werden landen sehen. Alsdann werden wir in unsern gemeinschaftlichen Umarmungen den weisen Gott preisen, der mir den Gedanken, euch den Weg vorzuzeichnen, und euch die Gnade gegeben hat, ihn zu wandeln; den guten Gott, der uns im Schooße einer ungetrübten und endlosen Wonne vereinigt hat. Seliger Tag! nach dir sehne ich mich mit aller Macht meiner Liebe; unveränderlicher Tag der Ruhe und des Friedens, könntest du bald für den Vater und den Sohn, für die Mutter und die Tochter glänzen!

Erstes Kapitel.

Allgemeine Pflichten. — Charakter des Christen. — Werth der Religion.

„Ihr seid die Schüler des Gottes, welcher die Welt überwunden hat, ihr nehmet an seinem Siege Theil, denn ihr seid die Erben seiner Lehre. Der edle Stolz des Ueberwinders geziemt euch der Welt und ihren Anhängern gegenüber.“ Dies ist die Sprache Tertullians an unsere Väter im Glauben. Wie groß war aber auch ihre Seele und ihr edler Stolz! Als Kinder dieser Helden erinnert euch, daß christliches Blut in euern Adern rollt, erhebet eure Herzen und Gedanken zur Höhe des Christenthums, damit weder die Furcht noch die Hoffnung, weder die Drohungen noch die Versprechungen der Menschen jemals die Herrschaft über euch erlangen. Dieser edle Charakter ist die erste Bedingung, welche erfordert wird, um den Begleiter, der zum Himmel führt, verstehen und ihm festen Schrittes folgen zu können. Urtheilet selbst darüber.

Man hat stets die Gedanken bewundert, welche in den zwei schönen Versen enthalten sind, die einer unserer Dichter dem Hohenpriester Sojada in den Mund legte:

Mit Ehrfurcht seinem Willen unterthan,
Fürcht' ich nur Gott — vor Nichts mir hangen kann.

Doch die Gedanken, welche der heilige Basilius, Erzbischof von Cäsarea, in den Kämpfen kundgab, die er gegen den Kaiser Valens zu bestehen hatte, sind nicht minder bewundernswerth. Da dieser Fürst als mächtiger Beschützer der Arianer den ganzen Umfang des Verdienstes des heiligen Prälaten kannte, und wußte, daß die Anhänger des Arius sonst keinen so furchtbaren Gegner hätten, wollte er es versuchen, ihn mit denselben zu versöhnen. Er schickte also den Präfecten des Prätoriums, Modestus, mit dem Auftrage ab, entweder den Erzbischof von Cäsarea zu nöthigen, mit den Arianern in Gemeinschaft zu treten, oder ihn aus seiner Stadt zu verjagen. Dieser von Natur stolze, unerbittliche und grausame Offizier ließ den Basilius vor seinen Richterstuhl führen, den er mit seinen Viktoren und allen Schrecknissen der Tyrannei umgeben hatte.

Sobald der Heilige erschien, nannte er ihn einfach bei seinem Namen und sprach zu ihm: Basilius, was denkst du, daß du kaiserlicher Macht so vermessen widerstehen willst? — Worin besteht denn meine Vermessenheit? sagte der Heilige bescheiden, aber voll Würde. — Warum, versetzte der Günstling, hältst du es nicht mit der Religion des Kaisers? — Weil es mir ein größerer Herr verbietet, entgegnete der Bischof. Eure Größe und Herrlichkeit ist nur zeitlich; der Glaube allein, und nicht der Stand zeichnet den Christen aus. — Wie! sprach Modestus, sich ungeduldig von seinem Sitze erhebend, fürchtest du nicht die Wirkungen meines Unwillens und meiner Macht? — Was meinst du damit? sprach Basilius: gib sie mir doch zu erkennen, diese Wirkungen. — Es handelt sich um nichts weniger, versetzte der Präfect, als um die Einziehung des Vermögens, um Verbannung, um Foltern, um den Tod. — Drohe mir mit etwas Anderem, wenn du kannst, fuhr der heilige Bischof fort: von dem Allen vermag mich nichts zu bewegen. Die Einziehung des Vermögens, sagst du? nun, wer Nichts besitzt, hat auch Nichts zu verlieren; du müßtest den Fiskus nur

mit diesen schlechten Kleidern oder den wenigen Büchern bereichern wollen, welche mein ganzer Schatz sind. Du sprichst von der Verbannung: du wirst mir damit nicht sonderlich wehe thun, wenn du mich aus dieser Stadt entfernst, in der ich nicht geboren bin; überall aber werde ich mein Vaterland finden, weil Alles dem gemeinsamen Vater gehört, den wir im Himmel haben. Selbst die Strenge oder Härte der Foltern macht mir wenig bange, da ich nur einen Hauch von Leben besitze, den mir die erste Anstrengung entreißen wird; und der Tod, der mich mit einem Mal an das Ziel der Reise bringt, die so mühsam ist, wird für mich gerade die größte Wohlthat sein.

Der Uebermuth des Präfecten war durch die Festigkeit dieser Worte gebrochen; erstaunt, den Prälaten inmitten der Gefahr so ganz furchtlos zu sehen, rief er aus: Noch nie hat Jemand so zu mir gesprochen. — Du bist also noch nie mit einem Bischof zusammengekommen, erwiderte Basilius; denn jeder wahre Diener Jesu Christi hat für solche Drohungen nur solche Antworten. In jeder andern Hinsicht machen wir es uns zur Pflicht, uns so fügsam als möglich zu zeigen, wir vermeiden es, hochfahrend und stolz gegen den Geringsten, geschweige erst gegen die Inhaber der unumschränkten Macht zu sein. Handelt es sich aber um die Sache Gottes, dann machen die blitzenden Schwerter, die glühenden Kohlen, die wüthenden Tiger, die furchtbarsten Folterwerkzeuge keinen Eindruck auf uns. Als der Präfect die strengen Mittel so völlig fruchtlos sah, versuchte er ganz andere; da aber der Bischof immer unerschütterlich blieb, so entließ er ihn, ging auf der Stelle zum Kaiser und sagte zu ihm: Wir sind besiegt, Herr, und ich gestehe es ohne Schaam. Dieser Bischof ist über alle Drohungen erhaben; durch Versprechungen wird man eben so wenig ausrichten.

So huldigen endlich selbst die Bösen der Tugend: so werden sie, ungeachtet ihrer Macht und ihrer Größe zu der Auerken-

nung genöthigt, daß es keinen größeren und stärkeren Menschen gibt, als den, welcher nur Gott fürchtet.

Diese Seelengröße, die Quelle der Freiheit und des Glückes; diese edle Unabhängigkeit, welche selbst der Welt Achtung gebietet, werdet ihr besitzen, wenn ihr mit eurem ganzen Herzen an der Religion festhaltet. Und damit ihr dies könnet, so erfahret, wie groß ihr Werth ist. Ein nicht verdächtiger Mann, der Philosoph d'Alembert, soll es euch sagen; in einem Briefe, welchen er an die Kaiserlichen schrieb, und welchen man in den geheimen Denkschriften der Frau von Tencin findet, drückt er sich also aus:

„Es gibt ein Band, welches mächtiger ist, als alle anderen, dem das ganze Europa heut zu Tage den gesellschaftlichen Zustand verdankt, welcher unter seinen Gliedern fortbauert: das Christenthum. Bei seinem Entstehen verachtet, diente es als Zufluchtsstätte seinen Verleumdern, nachdem sie es so grausam und so vergeblich verfolgt hatten.

„Einige sogenannte große Geister sagen, das Christenthum sei hinderlich: damit gestehen sie, daß sie unfähig sind, das Joch der Tugenden, die es gebietet, zu tragen. Es ist schädlich, sagen sie: damit verschließen sie den offenbarsten, den nothwendigsten Vortheilen gegenüber, welche es der Gesellschaft gewährt, die Augen. Seine Pflichten schließen die des Bürgers aus: damit schmähen sie es offenbar, weil die erste seiner Vorschriften ist, die Pflichten seines Standes zu erfüllen. Es begünstigt den Despotismus, die Willkürherrschaft der Fürsten: damit mißkennen sie seinen Geist, weil es mit den nachdrücklichsten Worten erklärt, daß die Herrscher vor dem Richterstuhle Gottes strenger gerichtet werden, als die übrigen Menschen, und daß sie für ihre Ungestraftheit auf Erden einst bitter büßen müssen. Der Glaube, den das Christenthum verlangt, widerspricht der Vernunft und erniedrigt sie: damit sprechen sie der Erfahrung und der Vernunft selbst Hohn,

„indem sie ein Joch für erniedrigend ausgeben, welches eben
 „diese immer schwankende, immer unruhige Vernunft unter-
 „stützt, wenn sie sich selbst überlassen ist. .

„Was würde doch aus der Welt, was würde aus ihren
 „Bewohnern, wenn die Religion nicht in diesem Leben durch
 „die Süßigkeit ihrer Tröstungen, durch den Reiz ihrer Hoff-
 „nungen, durch den unschätzbaren Ersatz, welchen sie den Un-
 „glücklichen darbietet, die für jeden Einzelnen und noch mehr
 „für die Rechtschaffenen unvermeidlichen Leiden milderte? Gerade
 „in der Ungleichheit der Stände, in der ungenauen Verthei-
 „lung der Ehren und Belohnungen, gibt diese Religion ihre
 „sanfte Herrschaft und die Weisheit ihrer Gesetze kund, welche
 „die menschlichen Widerwärtigkeiten so viel als möglich mildern
 „und erträglich machen.

„Da die Ordnung der Gesellschaft zu ihrer eigenen Erhal-
 „tung Unterwerfung, Abhängigkeit, Arbeit verlangt; da die
 „Verderbtheit der Menschheit über Alle und über jeden Ein-
 „zelnen vielfache Leiden, Unterdrückung, Ungerechtigkeit bringt:
 „welcher Mensch könnte sich der Härte eines der Natur so
 „widerstrebenden Looses ohne eine Erleuchtung unterwerfen,
 „welche ihn die Bitterkeiten seiner Lage ertragen lehrt, ohne
 „ein Gegengewicht, welches die unordentlichen Neigungen der
 „Sinnlichkeit unterdrückt, ohne ein Gesetz der Unterwerfung,
 „das ihn aus übermenschlichen Rücksichten Alles hinnehmen
 „läßt, was seinen Geist und sein Herz empören kann? Das
 „Leiden des Christen ist in den Augen des Glaubens nur
 „ein vorübergehendes, welches jederzeit ihm ewige Beloh-
 „nungen erwerben kann. Das Leiden eines jeden Andern ist
 „ein Stachel für seine Bosheit, eine Ursache für seine Empö-
 „rung, eine Nahrung für seine üble Laune, ein Beweggrund
 „zur Ungerechtigkeit.

„Durch die Religion allein hören die Uebel auf, das zu
 „sein, was sie sind: durch sie allein ist das Leiden ein geringeres

„Uebel, als der Genuß der Freuden des Lebens gegen Gewissen und Pflicht: durch sie allein entgeht der Mensch, über sich erhaben, gewisser Maßen den bösen Behandlungen, der Verfolgung, der Ungerechtigkeit, um unter ihrem Schutze inmitten der Wonne des Friedens, hoch über den Widerwärtigkeiten zu ruhen.“

Das ist das Zeugniß eines der ersten Philosophen neuerer Zeit zu Gunsten der Religion; dieses Zeugniß, sagt der Verfasser des Grafen von Balmont, hätte er gerne in den letzten Augenblicken seines Lebens in einer noch feierlicheren Weise der Religion gegeben, wenn nicht jene Philosophen selbst, mit denen er sich umgeben hatte, unüberwindliche Hindernisse seinem Willen entgegengesetzt hätten. Denn um die Ehre der Philosophie zu retten, suchen sie es sorgfältigst zu verhindern, daß ihre Anhänger zu der Religion flüchten, um die Besorgnisse zu verschrecken, von denen sie in ihren letzten Augenblicken gequält werden.

Erster Abschnitt.

Pflichten gegen Gott.

Glaube. — Der erste Schritt, den man thun muß, um sich dem Gott zu nahen, der im Himmel regiert, ist, an ihn zu glauben. Eure erste Sorge wird also sein, euren Glauben unangetastet zu erhalten. Sein göttliches Licht allein kann eure Schritte erleuchten und euch auf dem Wege der Ewigkeit erhalten. Vernehmet nun aber das untrügliche Mittel, in eurem Glauben nicht zu irren. Hätten alle Menschen, welche sich seit der Gründung der Kirche verirrt haben, das Verhalten des heiligen Hieronymus, eines der berühmtesten Kirchenlehrer, nachgeahmt, so würde es nie, weder zu einer Spaltung noch zu einer Ketzerei, gekommen sein; deshalb

halten wir es für wichtig, unsern Lesern seine Worte und sein Beispiel vor Augen zu führen.

Dieser heilige Lehrer war gleichsam das Orakel der Kirche geworden: man fragte ihn von allen Seiten her um Rath. Die ersten Würdenträger der Kirche und selbst der Pabst richteten sich oft in ihren wichtigsten Entscheidungen nach seinem Rath. Die große Berühmtheit, welche er sich erworben hatte, machte sein Ansehen ehrfurchtgebietend, und jede von den verschiedenen Partheien, welche in seiner Nähe die Kirche Antiochiens in Verwirrung setzten, wollte ihn auf ihrer Seite haben; da er aber seiner eigenen Einsicht mißtraute und sich zu täuschen fürchtete, wenn er sich mehr für eine dieser Partheien, als für die andern, erklärte, hielt er es, ehe er sich entschied, für seine Pflicht, den Pabst Damasus um Rath zu fragen, und schrieb so an ihn: „Damit ich Jesum Christum gewiß zum Haupte habe, schließe ich mich fest an Eure Heiligkeit, d. h. an den Stuhl Petri. Ich weiß, daß die Kirche auf diesen Grund gebaut ist. Wer immer von dem Lamme außerhalb dieses Hauses ist, verrichtet nur ein unheiliges Opfer. Wer sich nicht in die Arche geflüchtet hat, ist durch die Sündfluth zu Grunde gegangen. Da ich nicht immer zu Euch meine Zuflucht nehmen kann, so halte ich mich an die gläubigen Aegyptier, welche denselben Glauben bekennen, wie Rom, gleichwie ein zerbrechlicher Kahn sich unter den Schuß der großen Schiffe begibt. Wer nicht mit Euch sammelt, der zerstreut, weil derjenige, welcher nicht für Jesum Christum ist, für den Antichrist ist. Die drei Partheien, welche die Kirche trennen, suchen mich auf ihre Seite zu bringen; ich aber sage: Wer mit dem Stuhl Petri vereinigt ist, der ist mit mir. Meletius, Vitalis und Paulinus sagen, daß sie diese Einheit bewahren: ich könnte es glauben, wenn nur Einer es sagte; zwei von ihnen reden aber gewiß nicht wahr, und vielleicht alle drei. Deshalb beschwöre ich Eure Heiligkeit, mich zu lehren, mit welchem ich in Gemeinschaft

treten soll. Wäre nur von mir allein die Rede, so verachtet doch nicht meine Seele, für welche Jesus Christus sein Blut hingegeben hat.“ Der Pabst berücksichtigte die Bitte des heiligen Hieronymus, und nachdem dieser berühmte Lehrer Weisungen von Rom bekommen hatte, trat er mit Paulinus in Gemeinschaft, welcher ihn zum Priester weihte. Sich demüthig den Entscheidungen des heiligen Stuhles unterwerfen, ist das einzige Mittel, im Glauben nicht zu irren.

Zu diesem Beispiele fügen wir das des berühmten Fenelon.

Um in den Herzen aller Gläubigen das heilige Feuer der göttlichen Liebe zu entzünden, wovon das seinige entbrannt war, glaubte Fenelon, nachdem er Erzbischof von Cambrai geworden war, ein ascetisches Werk herausgeben zu müssen unter dem Titel: Erklärung der Grundsätze der Heiligen. Er lehrte in diesem Buche, man könne schon in diesem Leben Gott beständig und einzig um seiner selbst willen lieben, ohne von Furcht oder Hoffnung dazu angetrieben zu werden. So vortrefflich diese Lehre auch zu sein scheint, war sie im Grunde doch nur ein Irrthum, weil eine so vollkommene Liebe nur den Seligen im Himmel zukömmt. Auch erweckte er dadurch viele Widersprüche, und Pabst Innozenz XII. verwarf nach einer langen und reifen Prüfung am 12. März 1699 das Buch der Grundsätze. Als der fromme Erzbischof die Entscheidung des heiligen Stuhles empfing, fiel es ihm nicht ein, zu eiteln Spitzfindigkeiten seine Zuflucht zu nehmen, um seine Meinungen zu vertheidigen; er machte es sich vielmehr zur Pflicht, sie zu verdammen: er beeilte sich, die Verwerfung bekannt zu machen, und that dies selbst von der Kanzel seiner Kathedrale herab, und zwar mit folgenden Worten:

„Theuerste Brüder! unser heiliger Vater, der Pabst, hat durch ein Breve das Buch: Erklärung der Grundsätze der Heiligen, verworfen nebst dreiundzwanzig Sätzen, die

daraus gezogen worden sind. Wir stimmen diesem Breve, sowohl in Bezug auf den ganzen Inhalt des Buches als auch der dreiundzwanzig Sätze, einfach, durchaus und ohne die geringste Einschränkung bei. Wir ermahnen euch von ganzem Herzen zu einer gleichen Unterwerfung und rückhaltslosen Folgsamkeit, damit der dem heiligen Stuhle gebührende Gehorsam nicht im Geringsten verletzt werde, und hierin will ich euch durch die Gnade Gottes bis zum letzten Seufzer meines Lebens mit meinem Beispiele vorangehen. Verhüte Gott, fuhr er zu seinen gerührten Diözesan-Angehörigen zu sprechen fort, daß je von uns anders geredet werde, als so, daß man erfahre, ein Hirt habe es für seine Pflicht gehalten, ebenso gehorsam zu sein, wie das geringste Schaaf der Heerde, und seiner Unterwerfung nicht die mindeste Grenze gesetzt!

Die Gläubigen konnten diese Rede nicht vernehmen, ohne Thränen zu vergießen und die Demuth des frommen Prälaten anzustaunen, dessen Irrthümer, obwohl an sich verwerflich, doch gewisser Maßen in ihrem Ursprunge ehrwürdig waren, weil er nach den Ausdrücken, die man demselben Papste zuschreibt, nur aus übergroßer Liebe zu Gott gesündigt hatte. Indeß glaubte der tugendhafte Fenelon, sie noch nicht hinlänglich wieder gut gemacht zu haben; und um ein dauerndes Denkmal seiner Unterwürfigkeit und Reue zu hinterlassen, so ließ er zur Aussetzung des heiligen Sakraments eine Sonne, von zwei Engeln getragen, verfertigen, welche nebst mehreren andern legerischen Büchern auch das seinige mit Füßen traten, und machte seiner Kathedrale ein Geschenk damit. Von wie vielen Wirren und Aergernissen wäre die Kirche verschont geblieben, hätten alle ihre Lehrer und Schismatiker ein so schönes Beispiel nachgeahmt! Um aber, wie Fenelon, seine Irrthümer erkennen und verwerfen zu können, mußte man gleich ihm ein redliches Herz, einen demüthigen Geist, eine große Seele haben; allein nichts ist seltener, als diese Eigenschaften; und nichts dagegen

gewöhnlicher, als der Stolz, der Eigennuß, die Liebe zu seinen eigenen Meinungen; und eben dies erhält im Schisma und in der Ketzerei.

Festigkeit im Glauben. — In den gewöhnlichen Umständen ist der Glaube nicht schwierig; allein es gibt im Leben Augenblicke, wo die Leidenschaften, die Aergernisse, selbst die Verfolgungen sich vereinigen, um eueru Händen das leitende Licht zu entreißen und euch weit vom Wege abzubringen. Werfet alsdann eure Blicke auf das große Vorbild, welches uns die Vorsehung am Ende des vorigen Jahrhunderts aufgestellt hat. Noch geeigneter aber, euch im Glauben unerschütterlich zu machen, und das Glorreichste für die Religion und ihre Diener ist der glänzende Triumph, den der Clerus von Frankreich in der berühmten Sitzung davon trug, wo nach einem Beschlusse der Nationalversammlung alle Geistlichen, welche Glieder derselben waren, namentlich und einzeln aufgefordert werden sollten, Angesichts der gesetzgebenden Commission einen Schwur zu leisten, daß sie die bürgerliche Verfassung des Clerus aufrecht halten, d. h. den wahren Grundsätzen des katholischen Glaubens entsagen sollten. Ihre Feinde hatten nichts vergessen, was ihnen den Sieg und jenen die Niederlage bewirken konnte. Rings um den Saal und an den Eingängen waren besoldete Strassenräuber aufgestellt, welche Schmähungen und Drohungen gegen die gläubigen Bischöfe und Priester ausstießen, die sich an dem Tage in die Versammlung begeben hatten, wo man den Schwur von ihnen verlangen sollte, und dann den ganzen Saal von dem Todesgeheul erschallen ließen: An die Laternen mit den Bischöfen und Priestern, welche den Schwur nicht leisten wollen! Durch dieses Zeichen in Kenntniß gesetzt, daß es Zeit sei, den Angriff zu beginnen, erhebt sich der Präsident und nimmt die Liste der nicht beeidigten Geistlichen. Der erste, welchen er auffordert, zu schwören, ist Bonac, Bischof von Agen. Meine Herrn, antwortet der

Prälat, die Opfer des Glückes kosten mich wenig; es gibt aber eines, das ich nicht bringen kann, das Eurer Achtung und meines Glaubens. Ich weiß zu gewiß, daß ich beide verlieren würde, wenn ich den Schwur leistete, welchen man von mir verlangt. Diese ernst und geziemend gegebene Antwort erregt einen Augenblick Bewunderung, oder hemmt vielmehr die ersten Wirkungen des Mergers der Linken *).

Der Präsident nennt alsdann Journel aus der Diözese desselben Prälaten. Meine Herrn, spricht dieser würdige Geistliche, Sie wollen uns in die ersten Jahrhunderte des Christenthums zurückrufen; gut! mit aller Einfach jener glücklichen Zeit der Kirche sage ich Ihnen, es ist eine Ehre für mich, dem Beispiele folgen zu dürfen, das mir mein Bischof so eben gegeben hat. Ich werde in seine Fußstapfen treten, wie der Diakon Laurentius in die seines Bischofs Sixtus trat: ich will ihm bis zum Martertode folgen. Als man diese Antwort vernahm, fing man an, es zu bereuen, daß man dem Clerus die Gelegenheit zu einem so öffentlichen, so glänzenden Zeugniß seiner Standhaftigkeit im Glauben gegeben habe. Man schmeichelt sich indeß, nicht alle Priester gleich fest zu finden, darum ruft der Präsident Herrn Leclerc, Pfarrer von Cambre in der Diözese Seez, auf. Leclerc erhebt sich und spricht: Ich bin katholisch, apostolisch und römisch geboren: ich will in diesem Glauben sterben. Ich könnte es nicht, wenn ich den Schwur leistete, den man von mir verlangt.

Bei diesen so festen, so bestimmten Bekenntnissen des Glaubens hält die Linke nicht länger an sich; um ihnen daher ein Ende zu machen, verlangt sie, man solle nicht mehr namentlich aufrufen, einzeln auffordern. Da nun Beaupoil von

*) Man bezeichnete mit diesem Namen die Mitglieder der Versammlung, die auf der linken Seite des Saales waren und sich verschworen hatten, Frankreich zu dekatholisiren.

Saint-Aulaire, Bischof von Poitiers, um eine so schöne Gelegenheit zum Bekenntniß seines Glaubens zu kommen fürchtete, so betrat er mit einem Eifer, der die Last seiner Jahre leichter machte, die Tribüne. Hier hat er dem Präsidenten gegenüber um Gehör und sprach diese Worte: Meine Herrn, ich zähle siebenzig Jahre und bin fünfunddreißig Jahre Bischof. Ich will meine weißen Haare durch den Schwur, welchen Sie verlangen, nicht beflecken: ich werde nicht schwören. Der gesammte Clerus der Rechten stand auf, gab seinen Beifall zu erkennen und erklärte, daß er ganz derselben Meinung sei.

Der Aerger und die Wuth zeigten sich auf den Gesichtern der Glieder der linken Seite. Sie verließen ihre Sitze, scharten sich zusammen und verathschlagten über die Mittel, wie sie die Schmach ihrer Niederlage verdecken und die Standhaftigkeit des Clerus verdunkeln könnten. Im Innern widerhallte der Saal von ihrem Geschrei; draußen wurden sie von den Räubern durch den Todesruf unterstützt: An die Laterne alle Bischöfe und Priester, welche nicht schwören! Diese Priester und Bischöfe erwarteten immer heiter, immer unerschütterlich, die Wiederholung dieser für ihren Glauben so kostbaren Aufforderungen. Sie verlangten, drängten, flehten daher nach diesem namentlichen Aufruf. Dies war der Troß der alten Bekenner den Tyrannen der ersten Kirche gegenüber. Inzwischen ging aus den stürmischen Berathungen der linken Seite eine Meinung hervor, welche der Schwörer Gregor von der Tribüne aus kund geben sollte. Er redete den Clerus der Rechten an und suchte ihn zu überzeugen, daß es die Absicht der Versammlung nie gewesen sei, die Religion, das geistliche Ansehen anzutasten; daß man sich mit der Leistung des Schwures zu nichts verpflichte, was dem katholischen Glauben entgegen sei. Wir verlangen, entgegneten die Bischöfe und Priester der Rechten, daß diese Erklärung zum Beschluß erhoben werde. Dadurch konnte die der Religion widerfahrene

Schmach gewisser Maßen gemildert werden; allein dies war nicht die Absicht der herrschenden Parthei in der Versammlung. Sie verweigerte die Bestätigung der Erklärung und verlangte mit großem Geschrei statt der namentlichen Aufrufung die allgemeine Aufforderung zum Schwören. Der Präsident erklärte daher: Alle, welche den Schwur noch nicht geleistet haben, sollen sich erheben und vortreten, um ihn zu leisten. Nicht Einer stand auf, nicht Einer trat vor. Bei der Wahrnehmung dieses unüberwindlichen Widerstandes geriethen die Jakobiner in Verzweiflung; und um sich wegen der Schande zu rächen, womit sie bedeckt waren, beschloßen sie sofort, der König solle andere Bischöfe und Pfarrer ernennen. Allein durch dieses tyrannische Gesetz kamen auch die Priester, welche, ohne Jakobiner zu sein, geglaubt hatten, dem namentlichen Aufrufe zuvorkommen und den Schwur mit Vorbehalt leisten zu können, von ihrem Irrthume zurück und machten ihn wieder gut. Angeseuert durch das Beispiel ihrer Brüder, betroffen über die hartnäckige Weigerung der Versammlung, irgend eine der Religion günstige Erklärung zuzulassen, und überzeugt, man erkläre ihr offen den Krieg, vermochten sie diesen ersten Vorwurf ihres Gewissens nicht länger mehr zu ertragen. Mehrere von ihnen näherten sich der Tribüne und nahmen laut einen Schwur zurück, der offenbar zum Abfall geführt hätte. Alle, welche sich hatten schwach erfinden lassen, vereinigten sich zum Widerruf; sie wollten ihn gerichtlich bestätigen lassen, wurden aber abgewiesen, was sie auch thun mochten; allein schon am andern Tage war ihre Befehrung allgemein bekannt.

So schloß sich dieser ewig denkwürdige Kampf; so boten vor der erbittertsten Versammlung und ungeachtet der Drohungen eines entfesselten Pöbels die Bischöfe und die Priester das erhabene Schauspiel des feierlichsten Glaubensbekenntnisses, das die Kirche kennt. Sie verließen den furchtbaren Senat mitten unter den Schmähungen und dem Schreien der Räuber, deren

Wuth durch eine zahlreiche Wache kaum in Schranken gehalten werden konnte; allein sie gingen ruhig und heiter hinweg, da sie gewürdigt worden waren, solche Schmach um des Namens Jesu Christi willen zu erleiden. Ihre beschämten Feinde mußten wenigstens eine so große Festigkeit bewundern; und einer von ihnen sah sich genöthigt, zu sagen: Wir haben ihr Geld; sie aber haben ihre Ehre bewahrt.

Hoffnung. — Wenn ihr an Gott glaubet, so werdet ihr auch auf ihn hoffen. Die Hoffnung ist besonders die Tugend des Wanderers. Ihr werdet sie dadurch fundgeben, daß ihr euch an nichts Vergänglichendes hängt und euer Herz ganz auf euer himmlisches Vaterland richtet. Das Vorbild habt ihr vor Augen. Als der heilige Arsenius zum Erzieher des Arkadius, des Sohnes des Kaisers Theodosius, ernannt worden war, gab ihm dieser große Fürst die ganze Macht, welche er selbst über seinen Sohn hatte, und sprach zu ihm die schönen Worte: Du wirst von nun an sein Vater sein, mehr als ich es selbst bin; wodurch er zu verstehen geben wollte, welch' großen Einfluß eine gute Erziehung selbst auf das Leben hat, welches wir von unsern Eltern empfangen. Als nun der Kaiser eines Tages in das Zimmer trat, wo Arsenius den Arkadius unterrichtete, und den Lehrer stehen sah, während der Schüler saß, gab er seinen Unwillen darüber zu erkennen und befahl, von nun an solle während des Unterrichts Arsenius sitzen und Arkadius mit entblößtem Haupte stehen. Arsenius unterließ nichts, um den Geist und das Herz dieses jungen Fürsten zu bilden; da er aber an ihm wenig Anlage oder keinen guten Willen fand, bat er um die Erlaubniß, die Welt verlassen und sich in die Wüsten Aegyptens zurückziehen zu dürfen, wo er seine noch übrigen Tage in allen Uebungen des geistlichen Lebens zubrachte: hier vergaß er seine Gelehrsamkeit, um einzig der Wissenschaft des Heils obzuliegen. Er wünschte so sehr,

der Welt unbekannt zu bleiben, daß er, als ihn einige höchst ausgezeichnete Personen besuchten und baten, er möchte einige Worte der Erbauung zu ihnen sprechen, zu ihnen sagte: Wenn ich euch Etwas rathe, kann ich hoffen, daß ihr es befolget? Sie versprachen es ihm. Da sprach er: Wenn ihr wisset, daß Arsenius da oder dort sich befindet, so beschwöre ich euch, bemühet euch nicht, ihn zu besuchen. Er ermunterte sich oft zum Eifer durch die Worte: Arsenius, warum bist du in diese Wüste gekommen? Warum hast du die Welt verlassen? Wolltest du nicht Gott dienen und dich mit ihm vereinigen? Thue also, was du ihm versprochen. Er that es wirklich sein ganzes Leben lang mit der größten Treue. Die Strenge seiner Bußübungen hatte ihn vielen körperlichen Krankheiten unterworfen, und sein Prior verlangte, man sollte ihm wegen seiner Schwachheit Matrazen und ein Kopfkissen unterlegen. Als ihn eines Tages ein Einsiedler besuchte und in diesem Zustande fand, nahm er ein Aergerniß daran. Der Prior, welcher es bemerkte, nahm ihn bei Seite und bat ihn, er möchte ihm sagen, was er in der Welt gewesen, ehe er Mönch geworden sei. Ich war ein Hirte, versetzte der Einsiedler. — Wenn das ist, fuhr der Prior fort, dann hast du also mehr Bequemlichkeit im Mönchsleben gefunden, als du in deinem frühern Stande hattest. Mit Vater Arsenius verhält es sich anders; er war einst der Vater und Lehrer der Kaiser, er wohnte in einem Palaste, er hatte Alles im Ueberfluß und lebte mitten unter Freuden; kannst du es nun auffallend finden, daß wir ihm, um ihm in seinem hohen Alter und bei seiner Gebrechlichkeit einige Erleichterung zu verschaffen, ein Kopfkissen und eine Matraze gaben, die ein wenig weicher sind, als der Stein? auch willigte er höchst ungeru darein. — Der heilige Arsenius hatte in seinem vierzigsten Jahre der Welt entsagt und brachte fünfundfünfzig Jahre in der Wüste zu. Er redete nur in den dringendsten Fällen; seine ganze Zeit verwendete er zum Gebete oder zur Handarbeit; er wachte oft

ganze Nächte und beschäftigte sich einzig mit Gott und dem Gedanken an die Ewigkeit.

Derselbe heilige Arsenius hatte einen Verwandten, welcher ihm bei seinem Tode einen großen Theil seines Vermögens vermachte. Nicht mir, sprach er, hat er sein Vermögen hinterlassen; er starb bloß, und ich bin schon lange gestorben. Seitdem er den Hof verlassen hatte, um sich in die Wüste zu begeben, betrachtete er sich als der Welt abgestorben. Wohl ihm, daß er sich von Allem los sagte; denn auf diese Weise setzte er sich in den Stand, Gott allein anzuhängen.

Fürchtet also nichts: suchet zuvor das Reich Gottes und die Tugend, welche der Weg zu demselben ist, und das Uebrige, das heißt, Alles, was euch für den Leib und die Seele nothwendig ist, wird euch als Zulage gegeben werden. Was fürchtet ihr? Wird euer himmlischer Vater, welcher die Lilien des Thales schmückt und den kleinen Vogel nährt, seine Kinder im Stiche lassen? Vernehmet Folgendes: Der Pater Beaurgard hatte in einer Kirche der Hauptstadt seine schöne Predigt über die Vorsehung gehalten. Wie alle seine andern Predigten, so hatte auch diese eine beträchtliche Menge von Zuhörern herbeigezogen: kaum war er in seiner Wohnung angekommen, so erschien ein Unbekannter und verlangte, einen Augenblick mit ihm zu sprechen. Sehr gerne, sagte zu ihm der ehrwürdige Prediger; setzen Sie sich; ich bin bereit, Sie anzuhören. — Mein Herr, ich komme aus Ihrer Predigt: gewiß haben Sie sehr schön gesprochen, man konnte nicht besser reden; aber Sie haben die Wohlthaten einer Vorsehung gerühmt, und ich glaube nicht daran; denn für mich gibt es keine Vorsehung. — Wie, mein Herr! Welche Worte haben Sie gesprochen? — Nein, mein Herr, es gibt keine Vorsehung für mich. Doch urtheilen Sie selbst: ich bin ein Tischler meines Gewerbes, habe ein Weib und drei Kinder, wir sind brave Leute, die arbeiten und nie Jemanden Unrecht gethan haben. Erfundigen Sie

sich nach mir in meinem Stadtviertel, und Jedermann wird Ihnen bezeugen, daß N. ein braver Mann sei, der sich und die Seinigen im Schweiße seines Angesichts ernährt, der nicht trinkt, nicht spielt, der sich mit seinem Weibe gut verträgt und der keine Schulden macht, ohne sie zu bezahlen. — Ich glaube dies Alles, mein Sohn, unterbrach ihn der achtungswürdige Geistliche, welchen der Erguß dieser Sprache lebhaft rührte; aber was wollen Sie denn damit sagen, und was hat eine Erzählung, die so geeignet ist, zu Ihren Gunsten einzunehmen, mit Ihrer Ungläubigkeit in Bezug auf die Vorsehung gemein? — Was ich damit sagen will, mein Herr, und in welcher Beziehung dies Alles mit einander steht? Ich will es Ihnen sagen: Sie sehen vor sich einen Mann, der auf dem Punkte steht, sich in's Wasser zu stürzen. — Gerechter Himmel! rief der Pater Beauregard aus, erschreckt von diesem Entschluß: Gott bewahre Sie vor einer solchen Verwirrung! es gilt nicht nur Ihr Leben, sondern auch das Heil Ihrer Seele ist in Gefahr. Ach! was kann Sie denn zu einem so verdammungswürdigen Vorsatz bewegen? — Mein Herr, ich erleide einen Verlust, welcher mich zu Grunde richtet, in Folge des Bankerots eines Schuldners. Zudem habe ich am 30sten dieses Monats eine Schuld zu bezahlen; allein dies ist mir nicht möglich. Ich hätte also zum ersten Male in meinem Leben meiner Unterschrift keine Ehre gemacht. Ich vermag kaum den Gedanken an dieses Unglück zu ertragen, und da ich vergebens an mehreren Thüren angeklopft und nichts erhalten hatte, weil meine Verwandten und meine Freunde nicht reicher sind, als ich, so will ich mich ertränken. — Aber, mein Freund, Ihre Frau, welche Sie lieben, Ihre Kinder, die Ihrer bedürfen, was würde aus Ihnen werden, wenn Sie dieselben auf immer verlassen? Bei dieser Frage fühlte der arme Handwerker seine Thränen fließen, und er versetzte also: Was wollen Sie, mein Herr? ich kann nicht entehrt leben; ich würde über sie Schmach und Schande

bringen; aber wenn ich nicht mehr bin, wird man vielleicht Mitleiden mit ihnen haben. — Sagen Sie mir doch, wie Sie, von einem so schrecklichen Gedanken eingenommen, in meine Predigt gekommen sind? — O mein Herr, ich bin nicht mit Vorsatz hineingegangen; es war Zufall; die Sache verhält sich also: ich ging an der Kirche vorbei und sah viele Leute eintreten. Aus Neugierde, vielleicht gedankenlos ging auch ich hinein. Ich fragte, was es darin gäbe. Man antwortete mir, ein großer Prediger werde predigen. Ich blieb und hörte Sie bis zum Ende an. Alles, was Sie sagten, war sehr schön; aber indem ich, mein Herr, an mich selbst, an meine Unbescholtenheit zurückdachte, so konnte ich mich nicht dazu entschließen, die Vorsehung zuzulassen. — Wie, mein Freund, mit einem so verzweifelten Entschluß traten Sie in die Kirche, hörten mich an, kamen zu mir, vertrauten mir Ihre Leiden an, und sie sollten nicht erkennen, daß dies Alles das Werk der Vorsehung ist! Betroffen über diese Bemerkung, und einen Augenblick Stillschweigen beobachtend, antwortete der Handwerker: Es ist wahr, mein Herr, es ist etwas Merkwürdiges. Aber bei all dem kann ich doch nicht meine Schuld bezahlen. Diese ganze Erzählung hatte das Herz des Pater Beauregard gerührt; er sah einen rechtschaffenen Mann ohne tiefe Einsicht vor sich, der eine innige Theilnahme und besonders eine schnelle Hilfe verdiente. Er hielt es für unnöthig, noch weitere Erfundigungen einzuziehen, nachdem er diesen unglücklichen Mann, dessen Sprache und Benehmen die Wahrheit bezeugten, vernommen hatte. Sein Entschluß war bald gefaßt. Hören Sie, mein Lieber, sagte er zu ihm, ich halte Sie für einen rechtschaffenen Mann, für einen Mann, welcher unglücklich ist, ohne sein Unglück verschuldet zu haben, und der nicht die Absicht gehabt hat, mich zu betrügen. Ich will Ihnen aus der Noth helfen. Wieviel brauchen Sie, um Ihre Schuld zu tilgen? Ich bin zwar nicht reich; aber ich kann Ihnen doch so

viel anbieten, um einen Theil zu der erforderlichen Summe beizusteuern. — Ach, mein Herr, welche Güte! mit weniger als tausend Thalern ist mir geholfen. Der Pater Beauregard steht auf, öffnet sein Schreibpult, nimmt eine Summe von hundert Louisd'or, kehrt zum Handwerker zurück und sagt zu ihm: Mein Freund, hier sind hundert Louisd'or. Ich würde nicht so glücklich gewesen sein, Ihnen dieselben von mir selbst zu geben; aber vor einigen Tagen hat mir die Frau Fürstin von *** (er nannte sie ihm), nachdem sie meine Predigt über das Almosen angehört hatte, dieses Geld geschickt, indem sie mich ermächtigte, zur Erleichterung unglücklicher Menschen einen meiner Ansicht angemessenen Gebrauch davon zu machen. Die Summe hätte die Leiden mehrerer Familien, unter die ich sie ausgetheilt hätte, gemildert. Gerade in dem Augenblicke, als Sie bei mir eintraten, wollte ich mich in Bezug auf die Vertheilung mit einigen Pfarrern dieser Stadt berathschlagen; aber Ihr Erscheinen, mein Bester, ist in meinen Augen bei der dringenden Lage, welche Sie mir geschildert haben, eine klare Belehrung über die Absichten der göttlichen Vorsehung in Bezug auf Sie. Nehmen Sie also diese hundert Louisd'or, erfüllen Sie Ihre Verpflichtungen am 30sten dieses Monats, und glauben Sie an die Vorsehung.

Der arme Handwerker fällt bei diesen Worten dem Pater Beauregard zu Füßen, benezt sie mit seinen Thränen, ohne ein Wort vorbringen zu können, so mächtig war der Eindruck, welchen Erstaunen und Dankbarkeit auf sein Herz machten; seine Blicke zum Himmel erhebend, den er von Grund seines Herzens preist, empfängt er die Summe aus den Händen des guten Priesters und entfernt sich. Wenn so unser Vertrauen auf Gott in unserer zeitlichen Noth beschaffen sein muß, mit wieviel größerer Zuversicht sollen wir nicht Alles, was unserer Seele nothwendig ist, von ihm erwarten? Laßt uns also inmitten unserer Leiden, unserer Versuchungen und unserer Betrübniße

auf ihn hoffen; unser Vertrauen wird nicht getäuscht werden: er ist heute, was er in allen Zeiten war, der beste Vater, welcher niemals zuläßt, daß seine Kinder über ihre Kräfte versucht werden, und der sich glücklich fühlt, auf den Sturm Ruhe und Frieden folgen zu lassen.

Gott ließ zu, daß der heilige Franz von Sales eine sehr harte Versuchung bestehen sollte. Als er seine Studien zu Paris in einem Alter von erst sechzehn Jahren vollendete, gab der Feind des Heils seiner Einbildungskraft die Vorstellung ein, daß er unter die Verworfenen gehöre. Diese Versuchung machte einen solchen Eindruck auf seine Seele, daß er darüber seine Ruhe verlor und weder trinken noch essen konnte. Er härmte sich zusehends ab, und verfiel in Entkräftung. Sein Lehrer, welcher täglich bemerkte, daß er an nichts Vergnügen fand, daß er eine blaßgelbe Gesichtsfarbe bekam, daß überhaupt seine Kräfte mehr und mehr abnahmen, bat ihn oft um die Ursache seiner Schwermuth; aber der böse Geist, der ihn mit dieser Täuschung erfüllt hatte, gehörte unter diejenigen, welche man stumme Geister nennt, wegen des Stillschweigens, welches sie diejenigen beobachten lassen, die von ihnen versucht werden.

Er verlor zu gleicher Zeit alle Empfindung von der Süßigkeit der göttlichen Liebe. Der stille und liebliche Frieden, den er so vergnügt vor diesem Sturm genossen hatte, kehrte in seine Erinnerung zurück und vermehrte seinen Kummer. Vergebens also, sagte er zu sich selbst, nährte mich die glückliche Hoffnung mit der Erwartung, die Fülle der Lieblichkeit des Hauses Gottes zu genießen und in den Strom seiner Barmherzigkeit zu werden! O liebliche Hütten des Hauses Gottes! ich werde euch also niemals sehen! . . .

Einen ganzen Monat blieb er in dieser Beklemmung des Herzens, welche er mit den Schmerzen des Todes und den Gefahren der Hölle vergleichen konnte. Er brachte die Tage

mit schmerzlichem Seufzen zu und bei Nacht benezte er sein Bett mit seinen Thränen. Als er endlich in Folge göttlicher Eingebung die Kirche von Sanct Etienne - des - Grès betreten hatte, um die Gnade Gottes anzuflehen, und als er vor dem Bilde der heiligen Jungfrau auf die Kniee gesunken war, bat er diese Mutter der Barmherzigkeit, seine Fürsprecherin bei Gott zu sein und ihm die Gewährung der Bitte zu erwirken, daß er, wenn er so unglücklich sein sollte, ihn die ganze Ewigkeit hindurch zu hassen, ihn wenigstens von ganzem Herzen während seines Lebens lieben könne. Ein von der Gesinnung eines Verworfenen so weit entferntes Gebet wurde alsbald erhört: die Finsterniß, welche sich um seinen Geist gelagert hatte, zerstreute sich, und er blieb von Trost und Freude erfüllt.

Seitdem war er beständig von den Gefühlen der innigsten und unerschütterlichsten Hoffnung besetzt. Auf's Greulichste verleumdet, verlor er doch nicht den Seelenfrieden. Er schrieb an einen seiner Freunde: „Man hat mich von Paris aus benachrichtigt, daß man meine Kleider auf eine nicht üble Weise zerreiße; aber ich hoffe, Gott wird mir sie ausbessern, so daß sie besser sein werden, als sie waren, wenn dies zu seinem Dienste nothwendig ist.“

Gehen wir noch weiter: Gott zieht aus den Versuchungen und Leiden, mit denen er uns heimsucht, seine größte Glorie und unser größtes Gut. Deshalb sagte der heilige Apostel Jakobus zu euern Vätern, sich im Glauben an sie wendend: „Freuet euch eurer Leiden, von welcher Art sie auch sein mögen; denn, dessen seid gewiß, alsdann ist Gott bei euch.“ Die nachfolgende Geschichte ist sehr geeignet, diese ergreifende Wahrheit zu beweisen, indem sie uns lehrt, daß in den unergründlichen Rathschlüssen der Vorsehung Alles auf das Wohl der Auserwählten abzielt.

Xenophon, ein reicher und mächtiger Herr von Constan-

tinopel, lebte mit seiner Gemahlin Maria in allen Uebungen der Religion. Sie hatten zwei Söhne, Johannes und Arkadius, welche sie ihrem hohen Stande gemäß erzichen ließen: nachdem sie die Studien der schönen Wissenschaften vollendet hatten, schickten sie ihre Eltern nach Phönizien, um der Rechtswissenschaft obzuliegen. Anfangs war die Reise glücklich; bald aber erhob sich einer der heftigsten Stürme, welchen man auf jenen Meeren ausgestanden hatte, und welcher das Schiff der größten Gefahr aussetzte. Das tobende Ungewitter zerriß die Segel, brach die Mastbäume entzwei; und das Schiff war der Gewalt der Winde preisgegeben. Alle Reisenden hielten sich für verloren; die beiden Brüder, an ihrer Rettung verzweifelnd, umarmten sich zum letzten Male und, sich das letzte Lebewohl zurufend und ihr Schicksal beweinend, sagten sie zu einander: Ach, wie furchtbar wird der Schmerz unserer Eltern sein! Sie empfahlen sich Gott, und schon im nächsten Augenblick sank das Schiff unter und ward von den Meereswogen verschlungen. Johann, der ältere Bruder, flammerte sich an ein Brett an und ließ sich von den Wogen fortbewegen; nach seinem Beispiel ergriff auch der jüngere ein anderes Brett, das einzige Mittel in diesem Unglück. Ihr Vertrauen auf Gott wurde nicht getäuscht: geführt von der Vorsehung landeten sie an den Küsten von Phönizien, aber sehr weit von einander entfernt. Einen Jeden von ihnen tröstete weniger seine eigene Rettung als ihn der Verlust seines Bruders betrübte. Johann der ältere, sich auf einem öden Gestade erblickend, dachte sehr ernstlich über die Nichtigkeit der menschlichen Dinge nach: So endet, sagte er zu sich selbst, alles Glück dieser Welt! Der Herr hat ohne Zweifel diesen traurigen Schiffbruch zugelassen, damit ich alle irdischen Dinge verachten lerne: warum sollte ich also zum Besiz von Gütern zurückkehren, die mir bald entrissen werden? Würde ich nicht weiser handeln, wenn ich mich in irgend ein heiliges Kloster zurückzöge, um nur an die Güter

der Ewigkeit zu denken? Alsdann wirft er sich auf die Kniee, bittet den Herrn, sein Vorhaben zu segnen, und beschwört ihn, einen gleichen Vorsatz seinem Bruder einzugeben, wenn er noch lebte. Mit diesen großen Gedanken beschäftigt, begibt er sich tiefer in's Land, und sein guter Engel führt ihn in ein von frommen Einsiedlern bewohntes Haus. Man stellt ihn dem Abte vor, einem ehrwürdigen Greise, der ihn gütig empfängt und fragt, wer er sei, woher er komme und was er wünsche. Ich bin ein armer Pilger, erwiderte er, der Schiffbruch gelitten hat, und welcher nichts Anderes verlangt, als unter euch aufgenommen zu werden. Das bescheidene und demüthige Aussehen, in welchem etwas Himmlisches lag, rührte den Abt; er tröstete den Pilger, umarmte ihn zärtlich, und nahm ihn in die Zahl seiner Mönche auf.

Ein fast gleiches Loos hatte die Vorsehung, welche über beide Brüder sichtlich wachte, dem Arkadius bestimmt. Auf ein anderes Ufer geworfen, dankte er alsobald im Gebet Gott für seine wunderbare Errettung; er empfahl ihm seinen armen Bruder, wenn dieser so glücklich wäre, aus dem Schiffbruch errettet zu werden; alsdann über den Entschluß nachdenkend, den er in seiner traurigen Lage fassen müsse, sagte er zu sich selbst: Was wird aus mir werden? Kehre ich zu meinen Eltern zurück, mit welchem Schmerz werden sie so traurige Nachrichten vernehmen! Bleibe ich in diesem unbekanntem Lande, so muß ich ein elendes Leben führen. Ach! mein Vater lobte uns so sehr das Leben der heiligen Einsiedler; würde ich nicht besser thun, wenn ich mich zu demselben entschloße, da es ja doch am Sichersten zum Himmel führt? Er entschloß sich ohne Weiteres dazu: vorher aber wollte er noch den Trost haben, die heiligen Orte in Palästina zu besuchen; worauf er, ohne es zu wissen, in dasselbe Kloster eintrat, in welches sein Bruder aufgenommen worden war. Sie lebten daselbst, ohne von einander zu wissen, weil die Einsiedler gesondert lebten, ohne

sich zu sprechen: der Prior allein, dem sie ihre Abenteuer mitgetheilt hatten, wußte, daß sie Brüder seien; und, um sie noch mehr von allen irdischen Banden loszureißen, ließ er sie nicht wissen, daß sie beisammen seien.

Indeß lebten die unglücklichen Eltern in der größten Be-
trübniß; und da sie keine Nachricht von ihren lieben Kindern
erhielten, schickten sie einen eigenen Boten nach Phönizien;
aber wiewohl er allenthalben gesucht und sich erkundigt hatte,
konnte er doch nirgendwo etwas über sie erfahren. Er dachte
nur mehr daran, auf einem andern Wege zurückzukehren.
Der Zufall, oder vielmehr die Vorsehung führte ihn in ein
Gasthaus, wo er einen der Diener antraf, welche die beiden
Brüder auf ihrer Reise begleitet hatten, und er vernimmt von
diesem, daß sie das Unglück gehabt hätten, Schiffbruch zu
leiden. Voll Schmerz trug er Bedenken, ob er zu seiner Herrschaft
zurückkehren solle; indeß glaubte er, es thun zu müssen, um
den Befehlen zu gehorchen, welche er von ihr erhalten hatte.
Er kam mit trauriger Miene an. Die Mutter, begierig, Nach-
richten von ihren Kindern zu erhalten, fragte ihn dringend, was
er über sie erfahren habe. Er antwortete nur unter Seufzern
und Thränen; endlich, mit Fragen heftig bestürmt, sagte er
zu ihr: Ach! gnädige Frau, was kann ich Ihnen sagen? Ihre
Söhne haben das Unglück gehabt, Schiffbruch zu leiden, und
sind auf dem Meere umgekommen. Man kann sich denken,
daß diese Worte wie ein Schwert in das Herz dieser tiefbe-
trübten Mutter drangen; aber, wie sie denn sonst stets fromme
Gefinnungen hegte, warf sie sich auch jetzt vor Gott nieder
und sprach die Worte Jobs: Gott hatte sie mir gegeben, Gott
hat sie mir genommen, sein heiliger Name sei gepriesen. Ihr
Gemahl Xenophon befand sich damals am Hofe des Kaisers;
sie sandte einen Boten an ihn, mit der Bitte, sobald als möglich
zurückzukommen: sie mußte ihm diese traurige Nachricht nur
mit der größten Schonung mittheilen, aus Furcht, es möchte

der plötzliche Schmerz ihn niederdrücken; deswegen bediente sie sich hiezu der Religion. Ach! mein lieber Gemahl, sagte sie zu ihm, laß uns die Vorsehung Gottes anbeten; wir haben keine Kinder mehr, sie haben Schiffbruch gelitten! Der Schmerz erlaubte ihr nicht, mehr zu sagen. Bei diesen Worten fühlte sich Xenophon wie von einem Blitzstrahl getroffen; aber gleich darauf seine ganze Religion zu Hilfe rufend, bringt er mit edlem Muthe Gott dieses Opfer, indem er spricht: Gott sei stets für Alles gepriesen. Unterwerfen wir uns, liebe Gattin, seinem Willen; der Herr wird uns nicht in unserem Alter verlassen: wir wollen diese Nacht im Gebete zubringen, um den Vater der Barmherzigkeit zu bitten, uns wissen zu lassen, ob unsere Söhne wirklich todt sind, oder ob seine Vorsehung sie gerettet hat. Sie brachten also die ganze Nacht im Gebete zu; endlich, vom Schlaf übermannt, hatten sie Beide einen Traum, in welchem sie ihre beiden Kinder voll Leben und Glorie zu Jerusalem vor dem Throne Jesu Christi zu sehen glaubten; und nachdem sie ihre gegenseitige Erscheinung einander mitgetheilt hatten, faßten sie den Entschluß, die heiligen Orte zu besuchen, in der Hoffnung, irgendwie Nachrichten über ihre theuern Kinder zu erhalten.

Nachdem sie also eine große Menge Gold und Silber mit sich genommen hatten, um Almosen auszutheilen, kamen sie glücklich in Jerusalem an; nachdem sie die heiligen Orte besucht hatten, begaben sie sich an die Ufer des Jordans, um an alle Klöster, deren es eine große Menge in jenen Gegenden gab, Almosen zu vertheilen. Hier wandten sie sich an einen frommen Abt; es war gerade derjenige, welcher ihre Söhne aufgenommen hatte, und der, plötzlich von einem prophetischen Geist erfüllt, sie bei ihrem Namen nannte und zu ihnen sagte: Xenophon und Maria, vollendet mit Vertrauen eure Besuche und die Austheilung eures Almosen, alsdann kehret zurück; ich hoffe von der Güte Gottes, daß er euch Nachrichten von

euern lieben Kindern geben werde. Sie waren sehr erstaunt, sich so bei ihrem Namen nennen zu hören, und von der Hoffnung, die man ihnen gab, ungemein gestärkt und getröstet, besuchten sie alle heiligen Klöster und kehrten zu dem frommen Abte zurück, der sie gütig aufnahm und zu ihnen sagte: Ich bitte euch bei der Liebe, die ihr zu uns habet, heute ein kleines Gastmahl geben zu wollen; zwei meiner Mönche sind durch langes Fasten erschöpft und bedürfen einer Linderung. Vor dem Mahle hatte der Abt die Brüder zu einander geführt; seine Worte können ihre Freude und ihr Entzücken bei diesem Wiedersehen ausdrücken. Der fromme Abt sprach alsdann zu ihnen: Wir werden heute zwei Pilger von hohem Stande bei der Mahlzeit als Gäste haben; ich empfehle euch dringend, die größte Zurückhaltung und Bescheidenheit der Augen zu beobachten, um unsere Gäste zu erbauen; und ich verbiete euch, was ihr auch im Herzen empfinden möget, es nicht im Geringsten an den Tag zu legen: ich habe meine Gründe, euch dies ganz besonders zu empfehlen. Indessen hatten die beiden Pilger ein angemessenes Gastmahl bereiten lassen. Man setzte sich zu Tische. Das strenge Leben hatte das Aeußere der beiden Brüder dergestalt geändert, daß ihre Eltern sie nicht erkannten. Während des Mahles, wo Alles höchst erbaulich zuing, sagte Kenophon zu dem Abt: Mein Vater, ihr habt uns die Hoffnung gemacht, Nachrichten über unsere Kinder zu erhalten; wollet uns diesen Trost gewähren. Ach! wie glücklich würden sie gewesen sein, wenn sie dasselbe Loos gehabt hätten, wie diese beiden Mönche, deren Bescheidenheit, Frömmigkeit und gute Gesinnungen wir bewundern! Hierauf befahl der Abt dem Arkadius, die Abenteuer seines Lebens zu erzählen, und Alles, was ihm begegnet war; er gehorchte und begann also:

Ich bin zu Constantinopel, von vornehmen Eltern geboren: auf einer Reise nach Phönizien litt ich mit meinem Bruder, der neben mir sitzt, Schiffbruch; aber ich hatte mich

an ein Brett aus den Trümmern des Schiffes angeklammert, und war in Folge eines besondern Schutzes der Vorsehung so glücklich, am Ufer zu landen. Der Welt überdrüssig, bin ich in diesen heiligen Stand getreten und habe zur Vermehrung meines Glückes den Trost gehabt, daselbst meinen Bruder zu finden. — Und wie hieß euer Vater? sagte jetzt Maria, die Erzählung lebhaft unterbrechend und bereits Etwas ahnend. — Er nannte sich Kenophon, und meine Mutter Maria, antwortete er. Bei diesen Worten konnte Kenophon nicht länger an sich halten und rief ganz außer sich vor Freude aus: Ach, das sind meine Söhne! Er stand auf, umarmte sie, benetzte sie mit seinen Thränen, bald den Einen, bald den Andern; man konnte sie nicht aus seinen Armen bringen. In Bezug auf die Mutter, welche aus Uebermaß von Freude anfangs wie ohnmächtig geworden war, wäre es unmöglich, die verschiedenen Bewegungen auszudrücken, von denen ihr Herz ergriffen war. Kaum glaubten Beide ihren Augen; einstimmig priesen Alle tausendmal den Herrn, beteten seine unaussprechliche Güte an und gaben ihren gerechten Dank auf das Deutlichste zu erkennen; aber Kenophon und Maria wollten ihn Gott noch ganz besonders bezeigen. Von Stunde an entsagten sie gänzlich der Welt, vertheilten ihre Güter an die Armen, und ein Jedes von Beiden trat in ein Kloster, wo sie ein von Tugenden und Wundern erfülltes Leben zubrachten. Die Kirche ehrt ihr Andenken und hat sie in die Zahl der Heiligen gesetzt.

Nach Gott verdient Maria am Meisten euer Vertrauen. In euern zeitlichen, wie in euern geistigen Nöthen nehmet eure Zuflucht zu Maria: es ist noch nicht gehört worden, daß man sie ohne Erfolg angerufen habe. Ein Zug von zehn bis zwölf Barken, welche nach Venedig fuhren, befand sich auf der hohen See, einige Stunden von unserer lieben Frau zu Loretto entfernt, am Tage vor dem Feste der heiligen Jungfrau. Die ganze Mannschaft wünschte Tags darauf die Messe

daselbst zu hören. Der Schiffspatron widersezte sich aus Furcht vor den türkischen Seeräubern. Ein Matrose, Namens Antonio, sagte voll Vertrauen auf die heilige Jungfrau, daß er allein den ganzen Zug unter dem Schutze der Mutter Gottes zu bewachen sich getraue. Dadurch flößt er auch allen andern und selbst dem Schiffspatron Vertrauen ein, der nun in Alles einwilligte. Man fuhr also sehr frühe ab: Antonio blieb allein zurück. Nach einiger Zeit bemerkte er große Schiffe, die sich mit vollen Segeln näherten; er erkannte, daß es Türken seien, welche herbeikamen, um die Barken wegzunehmen, deren einziger Wächter er war. Er empfahl sich mit Inbrunst der heiligen Jungfrau, und erinnerte sie, daß man Alles verlassen habe, um sie zu ehren. Er begab sich auf das vorderste Ende des Berdeckes derjenigen Barke, welche den Feinden am nächsten war; er legte sich längs des Bordes hin und duckte sich nieder, in der Hand eine Axt haltend. Einige Augenblicke hierauf fühlte er die Barke in Bewegung gesetzt: ein Türke hatte die Hand an das Bord gelegt. Antonio erhob sich alsobald auf seine Kniee und schlug mit einem großen Hiebe dem Türken das Handgelenk ab, so daß seine Hand in die Barke hineinfiel. Antonio kauerte sich von Neuem nieder. Aber der verstümmelte Türke stieß ein so entsetzliches Geschrei aus, daß er allenthalben unter seinen Gefährten Furcht und Schrecken verbreitete. Man legt uns hier eine Falle, rief er aus; diese Barken sind mit Bewaffneten angefüllt, welche sich versteckt halten, um uns zu überfallen. Bei diesen Worten ergriffen alle Türken die Flucht. Als Antonio nach einiger Zeit den Kopf in die Höhe hob, sah er sie schon weit entfernt auf der hohen See. Er warf sich auf die Kniee nieder und dankte seiner mächtigen Erretterin für ihren so sichtbaren Schutz. Als indessen seine Gefährten, welche von Loretto zurückkehrten, von Weitem die türkische Flotte, die sich zurückzog, erblickten, waren sie bestürzt; sie zweifelten nicht, daß sie Antonio mit all ihren Barken mit-

fortführe. Aber wie groß war ihr Erstaunen, als Antonio, die Axt auf der Schulter, ihnen entgegenkommend und singend, sie von Allem in Kenntniß setzte, was geschehen war! Hierauf beteten Alle mit einander die Litanei der heiligen Jungfrau, um ihr für einen so außerordentlichen Schutz zu danken.

Besonders in unsern geistigen Nöthen sollen wir unsere Zuflucht zu Maria nehmen. Wenn ihr also von euerm Wege jemals abkommen und in den Abgrund der Sünde fallen solltet, so erhebet vertrauensvoll eure Herzen und eure bittenden Hände zu derjenigen, welche die Mutter der Barmherzigkeit heißt! Ihr mütterliches Herz wird gerührt werden; sie wird euch eine ihrer mächtigen Gnaden gewähren, die euch wieder auf den Weg zum Vaterlande zurückführen wird.

Meidet eines der gefährlichsten Mittel, welches der Feind des Heils zum Verderben der Seelen anwendet: das Mittel, den Sündern eine falsche Schaam einzulößen, welche ihnen im Beichtstuhle den Mund verschließt, und sie hindert, ihre inneren Wunden dem geistigen Arzte aufzudecken. Ein Mann, welcher stets ein regelmäßiges Leben geführt hatte, war so unglücklich, in einen schweren Fehler zu fallen. Als er nachher in sich gegangen war, erkannte er die ganze Größe seiner Sünde, und sein erster Gedanke war, zum heilsamen Mittel der Buße seine Zuflucht zu nehmen; aber er schämte sich seines Vergehens so sehr, daß er sich nicht entschließen konnte, es zu beichten. Von seinen Gewissensbissen gefoltert, die ihm keinen Augenblick Ruhe ließen, faßte er den unsinnigen Entschluß, sich zu ertränken, in der Hoffnung, dadurch seinen Leiden ein Ende zu machen; als er aber am Ufer des Flusses angekommen war, bebte er bei dem Gedanken an das ewige Unglück, in das er sich zu stürzen im Begriffe war, zurück, unter heißen Thränen den Herrn bittend, ihm seine Sünden zu verzeihen, ohne daß er genöthigt wäre, sie zu beichten. Er glaubte den Seelenfrieden dadurch wieder zu erlangen, daß er mehrere

Kirchen besuchte, und Gebete und Werke der Buße verrichtete; aber es war vergebens: Gott wollte ihm denselben durch die Fürsprache der seligsten Jungfrau gewähren. Als er einmal Nachts in tiefe Schwermuth versunken war, fühlte er sich mächtig angeregt, zu beichten; er stand sehr früh am Morgen auf und begab sich in die Kirche; als er aber im Begriffe war, in den Beichtstuhl zu treten, fühlte er sich mehr als je von jener verderblichen Schaam gequält, und er hatte nicht die Kraft, das auszuführen, was die Gnade ihm eingab. Einige Zeit nachher begegnete ihm dasselbe: er begab sich in die nämliche Kirche; aber wiederum ward er von der Schaam zurückgehalten, und er faßte den Entschluß, eher zu sterben, als einem Beichtvater seine Sünden zu bekennen. Indesß kam ihm in den Sinn, sich der heiligen Jungfrau zu empfehlen, bevor er in seine Wohnung zurückkehrte. Er fiel also am Fuße des Altars der Mutter Gottes auf seine Kniee, stellte ihr vor, wie sehr er ihres Beistandes bedürfe und beschwor sie dringend, ihn nicht zu verlassen. Wunderbare Wirkung des Gebetes! die Mutter der Barmherzigkeit wurde von den Seufzern dieses unglücklichen Sünders gerührt und erwirkte ihm von ihrem Sohne den Sieg über die furchtbare Versuchung, die ihn verfolgte. Kaum hatte er sich auf die Kniee niedergelassen, als er auch schon fühlte, daß in seinem Herzen eine Veränderung vorgegangen sei; voll Muth erhob er sich, ging zu seinem Beichtvater und bekannte ihm unter einem Strome von Thränen alle seine Sünden. Es schien ihm, als wälzte man ihm eine ungeheure Last von seinem Gewissen, und er gestand später, daß er im Augenblick der Lossprechung eine größere Zufriedenheit empfand, als wenn er alles Gold der Welt gewonnen hätte.

Liebe. — Die große Tugend des Christenthums ist die Liebe. Gott ist die Liebe, und er hat uns nach seinem Bilde geschaffen. Diese liebliche Tugend soll in uns herrlich glänzen, damit unser Herz während des Lebens und im Tode mit dem

unfers Vaters in Gemeinschaft treten könne. O der Himmel würde auf die Erde herabgestiegen sein, wenn alle Menschen von der Gesinnung der großen heiligen Theresia beseelt gewesen wären! Man kann in der That sagen, daß ihr Herz ganz besonders für die göttliche Liebe geschaffen war; von der frühesten Kindheit an begann der erste Funke dieser Liebe sich zu entwickeln. Kaum hatte sie das Alter von sieben Jahren erreicht, als sie, von Sehnsucht nach dem Martertod entbrannt, mit ihrem jüngeren Bruder den Entschluß faßte, ihn unter den Heiden in Afrika aufzusuchen. Im Drange ihres Eifers flohen sie heimlich aus dem väterlichen Hause, um bei den Mauren sich der Verfolgung der Barbaren auszusetzen, und um zur Ehre Jesu Christi ihr Blut zu vergießen. Ihr Oheim, welcher ihnen zufällig begegnete, brachte sie nach Hause zurück, wo ihre Mutter in der größten Verzweiflung und Unruhe sich befand. Diese beiden zarten Kinder waren äußerst betrübt, daß ihnen die Märtyrerkrone nicht zu Theil ward; sie suchten sich hierüber dadurch zu trösten, daß sie sich zum Gebete und in die Einsamkeit flüchteten, sie bauten miteinander in dem Garten kleine Klausen, wohin sie sich wie in die Einsamkeit zurückzogen, um nach Bequemlichkeit beten zu können, ohne von der Ungunst der Winde und Stürme, die oft ihre kleinen Gebäude umstürzten, sich abschrecken zu lassen.

In der Folge wurde diese göttliche Liebe in dem Herzen der Theresia von einigen Wolken getrübt: die ihr so natürliche Eitelkeit, die Eigenliebe, die Gefallsucht und besonders die Lektüre von Romanen, welche Bücher ungemein schädlich sind, waren schon nahe daran, diese heiße Liebe, von welcher ihr Herz erglühte, zu ersticken. Ihre Frömmigkeit wurde schwächer, ihr Eifer ließ nach, ihre reine Gesinnung litt sehr gefährliche Anfechtungen; die Zerstreuung, die Selbstliebe, zärtliche Verbindungen wirkten verderblich auf sie. Die Gefahr ging selbst so weit, daß sie Gott in der Folge den Platz sehen

ließ, der ihr in der Hölle bestimmt war, wenn sie in diesem zerstreuten Leben und in diesen zu weltlichen Neigungen verblieben wäre; zwar waren es anscheinend leichte Fehler, aber wegen der traurigen Wirkungen, welche sie hervorbrachten, und wegen der unglücklichen Folgen, die sie haben konnten, waren sie sehr zu fürchten, besonders in einem Alter, welches für die verderblichen Eindrücke aller Leidenschaften so empfänglich ist. Aber Gott, der über einem Herzen wachte, welches er ganz besonders seiner heiligen Liebe geweiht hatte, rief sie bald von ihren Verirrungen zurück. Dieses christliche Gemüth wurde unaufhörlich beunruhigt, angefochten, von Gewissensbissen gefoltert; die Gnade ließ ihre Stimme vernehmen und trübte ihre eiteln Vergnügungen mit ängstlicher Unruhe; Nichts konnte Theresia befriedigen, und alle weltlichen Freudenkehrten sich für sie in Bitterkeit um. Eines Tages besonders, als Theresia, mehr als je beängstigt, diesen innern Unruhen Preis gegeben war, ließ es Gott geschehen, daß sie ihre Blicke auf ein Bild des schmerzlich gezeißelten, geschlagenen, blutig mißhandelten und ganz mit Wunden bedeckten Erlösers warf. Der Anblick dieser blutigen Scene ergreift tief ihr Gemüth; zu gleicher Zeit läßt sich eine innere Stimme in ihrem Innern vernehmen: Ach! Theresia, du hast mich in diesen traurigen Zustand versetzt, und weit entfernt, dich meiner Leiden zu erbarmen, steigerst und vermehrst du noch dieselben mit jedem Tag! Diese Stimme, diese Vorwürfe waren für sie wie ein Donner Schlag: sie wird bestürzt, unbeweglich; wie ein Schwert haben diese Worte ihr Herz getroffen, sie stößt Seufzer aus, sie vergießt heiße Thränen, sie bricht in laute Klagen aus; und die Heftigkeit ihres Schmerzes nicht mehr ertragen könnend, fällt sie vor diesem heiligen Bild in Ohnmacht.

Seit diesem Augenblicke war sie ganz verändert: untröstlich in ihrem Schmerze legt sie all ihren eiteln Schmuck ab, entsagt

auf immer allen ihren Verbindungen, und alle diese Gegenstände der Eitelkeit zu den Füßen Jesu Christi niederlegend, denkt sie nur mehr daran, sich Gott ohne Rückhalt zu weihen, und die Täuschung ihres Geistes und die Verirrungen ihres Herzens zu beweinen.

Jedermann kennt die Wunder der Gnade, welche die göttliche Liebe in der Folge in ihr wirkte, die erhabenen Tugenden, welche sie ausübte, ihre außerordentlichen Abtödtungen, die heldenmüthigen Opfer, welche sie Gott brachte; aber was besonders an ihr bemerkt zu werden verdient, ist, daß sie Gott, eifersüchtig auf ihr Herz, damit sie die nichtigen Freuden, welche sie in jenen Zeiten der Täuschungen genossen hatte, vollständig sühnen sollte, lange Zeit hindurch auf eine furchtbare Weise durch innere Leiden prüfte, welche während zwanzig Jahren sie nicht nur keines Trostes sich erfreuen, sondern sie eine innere Marter leiden ließen, die für sie eine Art Hölle ward. Von dem Geiste Gottes beseelt, und von seiner heiligen Liebe erglüht, ertrug sie diese Prüfungen mit Heldenmuth, sich glücklich schätzend, diesem eifersüchtigen Gott eine vollkommene Genugthuung für ihre Untreue und ihren Widerstand leisten zu können. Es kostet keine Mühe, wenn man Gott liebt, und Alles wird süß, wenn man ihm dadurch seine Liebe beweisen kann.

Endlich ging die heilige Theresia in der Hochherzigkeit ihrer Liebe zu Gott so weit, daß sie sich durch ein Gelübde dazu verbindlich machte, stets das zu thun, was ihr das Vollkommenste scheinen würde. Was kann man Größeres und Heldenmüthigeres darbringen? Kann man bei solchen Gesinnungen ein Herz mißkennen, welches ein Seraph selbst mit einem brennenden Pfeil durchbohrt hatte?

Folgende Grundsätze und Denksprüche, welche immer mehr die göttliche Liebe, von der das Herz der heiligen Theresia

entbrannt war, und den glühenden Eifer kundgeben, von dem es für die Ehre Gottes und das Heil der Seele verzehrt war, sind ihren Werken entnommen. Es sind ihre eignen Worte, welche ich anführe.

Ihr großer Wahlspruch, ihr erster Grundsatz war immer der: Entweder leiden oder sterben. Auch bekannte sie, daß sie während vierzig Jahren nie einen Tag zugebracht habe, ohne irgend einen Schmerz zu dulden.

Mögen alle Geschöpfe, sagte sie, mich verfolgen, mögen alle bösen Geister gegen mich losgelassen werden, um mich zu quälen, ich weiß, mein Gott, daß du der mächtige und treue Gott bist, der es niemals an sich fehlen läßt.

Die Liebe Gottes besteht nicht darin, daß man Thränen vergießt, auch nicht darin, daß man sich des Trostes erfreut, sondern darin, daß man Gott muthig dient, daß man demüthig ist, daß man sich selbst abstirbt; sonst, glaube ich, würde man immer empfangen und niemals geben wollen.

Auf welche Weise doch strebt man nach der göttlichen Liebe! Wir möchten sie gleichsam in unseren Händen halten, und zu gleicher Zeit in unseren Neigungen beharren, niemals unsere guten Wünsche ausführen, niemals unser schmachttendes Herz von der Erde emporheben, und dennoch den geistigen Trost in seiner ganzen Fülle genießen.

Wenn uns Gott etwas Großes zu seinem Dienste einflößt, so darf das Widerstreben, das man empfindet, nicht gehört werden; je mehr man diesen Widerwillen verachtet, desto besser erkennt man die Nichtigkeit und Täuschung desselben.

Ihr müßt euch auf dem Wege leiten lassen, auf dem euch Gott führen will; vernehmet aufmerksam seine Lehren und befolget dieselben, mag er euch trösten oder prüfen: wenn er euch tadelt, demüthiget euch; wenn er euch erleuchtet, erkennet eure Unwürdigkeit, und beherziget wohl, daß er ebensoviel

Macht hat, um uns mit seiner Gnade zu überhäufen, als um unsere Beleidigungen zu bestrafen.

Laßt uns das Kreuz auffuchen, laßt uns nach den Leiden seufzen; wehe uns, wenn sie ausbleiben!

Wiewohl ich nicht heilig bin, wie der heilige Paulus, so wage ich doch mit ihm zu sagen, daß Kerker, Arbeit, Verfolgung, Marter — Alles, was ich für meinen Erlöser dulde, ebenso viele Wohlthaten von seiner göttlichen Hand sind.

O! wer könnte so glücklich sein, daß er nie andere Fesseln, als die deinigen, getragen hätte? O Gott der Liebe! hätte ich doch die Sprache der Engel, um deine Wunder zu verkünden, wie sie meine Seele kennt.

Bei der Erinnerung an ihre vergangenen Sünden rief sie seufzend aus: Ach! wie verblendet war ich doch! O mein Gott! warum bin ich nicht immer undankbar gegen die Welt, und niemals gegen dich gewesen!

Auf wie vielerlei Weise überzeugt uns nicht die Welt von dem geringen Bestand in den Freuden des gegenwärtigen Lebens? Wenn wir Alles, was hienieden geschieht, genau betrachteten, so würde bald ein Jeder erkennen, wie wenig man sich bemühen sollte, darin seine Freude zu suchen, und wie thöricht es sei, sich wegen derselben zu betrüben.

Ich bitte den Herrn, mir mehr Schmerzen zu geben, als Andern; ich würde noch betrübter sein, wenn ich sie leiden sähe, als wenn ich selbst litte.

Die schönsten Gefühle der Liebe genügen nicht; Gott will, daß wir unsere Liebe zu ihm durch unsere Werke an den Tag legen. So machte es die heilige Theresia; so haben auch die Heiligen aller Zeiten gethan. Diese ihre Liebe gab sich besonders in schwierigen Gelegenheiten kund, wie folgendes Beispiel es euch lehren wird. — Unter den eifrigsten chinesischen Christen war besonders einer mit Namen Peter Fan bemerkbar. Er war der geborne Sklave eines sowohl durch seine Reich-

thümer als seinen Rang bedeutenden Mandarin. Dieser Mandarin, ein Götzendicner, hatte verschiedene vergebliche Versuche gemacht, den bekehrten Christen zu abergläubischen Handlungen, die den Götzendienst betrafen, zu veranlassen. Er ließ sich von seiner Festigkeit und seinem Widerstand nicht abschrecken; er unternahm es sogar, ihn zum Abfall von seinem Glauben zu bewegen. Anfänglich nahm er seine Zuflucht zu Liebkosungen, zu Versprechungen und zu Wohlthaten; hernach aber kam es zu üblen Behandlungen, und er ließ ihn mehrmals grausam peitschen. Nichts erschütterte die Festigkeit des bekehrten Christen: Ich bin dein Sklave, sagte er zu ihm, mein Körper gehört dir, meine Seele allein Gott. Du kannst mir mein Leben nehmen, allein du wirst mir nie meinen Glauben nehmen. Diese Antwort erzürnte den Mandarin nur noch mehr. Nachdem er ihm eine grausame Bastonade hatte geben lassen, ließ er ihn an einen Pfahl anbinden. Diesmal, sagte er zu ihm, vom Zorne hingerissen, mußt du deiner Religion entsagen; oder, wenn du einen Augenblick zauderst, wird man dir stückweise das Fleisch abschneiden, es vor deinen Augen rösten und meinen Hunden zum Futter geben. Da diese Drohungen vergeblich waren, so schritt man zu diesem grausamen Vollzuge. Der bekehrte Christ sah ruhig sein Fleisch von den Hunden verzehren und war nur in seinem Glauben desto unerschütterlicher. Der Herr, durch die Standhaftigkeit seines Sklaven besiegt, schien der Verfolgung ein Ziel zu setzen. Er war Mandarin bei der Schatzkammer, und wollte einige Zeit hernach den bekehrten Christen nöthigen, heimlich aus dem kaiserlichen Schatze eine Summe Geldes zu entwenden. Dieser weigerte sich, ihm zu gehorchen, weil das christliche Gesetz, zu dem er sich bekannte, ihm nicht erlaubte, zu dieser Ungerechtigkeit mitzuwirken. Dieser neue Widerstand blieb nicht ungestraft. Man beunruhigte den beherzten Christen auf das Empfindlichste dadurch, daß man ihm die Mittel nahm, seine Religion

auszuüben. Man stellte eine Wache vor die Hausthüre, um ihn zu verhindern, aus- und in die Kirche zu gehen. Der Eifer des bekehrten Christen wurde durch dieses Hinderniß nicht geschwächt, und er fand das Geheimniß, selbes zu überwinden. Beim strengsten Winter übersprang er am frühen Morgen die Mauer, ging in die erste Messe und kehrte auf dieselbe Weise zu seinem Herrn zurück, ohne daß Jemand außer seiner Frau, welcher er Nichts verbarg, hievon Kenntniß bekam. So viele Tugend und Rechtchaffenheit rührten endlich das Herz des Mandarin. Er urtheilte, daß ein Mann von diesem Charakter zu irgend einer Handlung, die seiner Pflicht widerstrebe, unfähig sei, und er hatte sich vorgenommen, ihn zu seinem ersten Oberaufseher zu machen. Allein Gott hatte mit seinem Diener andere Absichten. Derselbe wurde während eines Erdbebens beinahe zermalmt, und es blieb ihm nur so viel Leben, um sich auf den Tod vorzubereiten. Er gab seine Seele seinem Schöpfer mit großen Gefinnungen der Frömmigkeit zurück, indem er die heiligen Namen Jesus und Maria aussprach.

Ausübung der Religion. — Bevor ich mit euch von der Ausübung der Religion spreche, will ich euch das in's Gedächtniß rufen, was ein heidnischer Kaiser von allen den, ach! zu zahlreichen Menschen dachte, welche, in der Gleichgiltigkeit gegen ihre Pflichten lebend, immer bereit sind, die Gesetze der Religion mit Füßen zu treten, wenn es sich um irgend ein zeitliches Vergnügen oder Interesse handelt. Der Kaiser Constanz Chlorus, Vater des großen Constantin, wollte die Treue derjenigen prüfen, welche um seine Person waren. Er hatte an seinem Hofe viele christliche Hausbeamte, er ließ alle vor sich kommen und versprach denjenigen große Belohnungen, welche seinen Göttern Weihrauch opfern würden. Einige thaten dieses, welche er sogleich des Dienstes entließ und welchen er sagte, daß, weil sie fähig seien, die Treue

gegen ihren Gott zu brechen, sie auch sehr leicht die Treue gegen ihren Fürsten brechen könnten.

Wo Gott keinen Altar hat, haben die Geseze keinen Thron!

Um die Religion auszuüben, bedürfen wir der Hilfe Gottes. Man muß also diese verlangen. Deswegen ist das Gebet für uns eine unerläßliche Nothwendigkeit. Das Gebet ist für unsere Seele das, was das Athemholen für unseren Körper ist: alle Heiligen, die vor uns gelebt, haben dieses vollkommen begriffen. David, obschon auf den Thron erhoben, und mit den Angelegenheiten seines Königreichs beschäftigt, hatte die Gewohnheit, sieben Mal des Tages zu beten, wie er dieses selbst sagt; er stand zur Nachtszeit zum Gebete auf. Beseelt von dem Geiste Gottes, verfertigte er erhabene Gesänge, die noch in der Kirche des neuen Gesezes gesungen werden.

Mehrere große Fürsten, als: Karl der Große, der heilige Ludwig und Kaiser Heinrich der Heilige, beobachteten andächtig die Sitte, alle Gebete der Kirche zu verrichten, und standen während der Nacht auf, um der Frühmette beizuwohnen.

Alle Heiligen, sagt der heilige Augustin, sind nur durch das Gebet Heilige geworden, und ihr Leben ist nur das Leben der Menschen des Gebets und des Nachdenkens.

Der heilige Chrysostomus scheut sich nicht, zu behaupten, daß das Gebet mächtiger ist, als Gott selbst, weil man damit den Zweck erreicht, den Allmächtigen zu erbitten, das gegen uns gefällte Urtheil zurückzunehmen. Hier ein Beispiel: Die Israeliten hatten das Gesez des Herrn übertreten, und in der Wüste ein goldenes Kalb aufgerichtet, um es anzubeten. Gott, immer mild, scheint die Macht der Fürbitte von Moses zu fürchten: Laß meinen Zorn walten, sprach er zu seinem Diener, widerseze dich nicht, daß ich dieses ungetreue Volk vernichte. Allein besiegt durch die inständigen Bitten von Moses, vollzog

er, sagt die heilige Schrift, nicht das Uebel, welches er über sein Volk verhängen wollte.

In der Zeit, als Kaiser Mark-Aurel Krieg gegen die Sarmaten führte, begab sich seine Armee in ein Land voll Waldung und Bergen. Die Römer waren daselbst außerordentlich von Hunger und Durst belästigt, ohne sich zurückziehen zu können; denn die weit zahlreicheren Barbaren hatten alle Ausgänge der Gegend inne, und hielten sie wie belagert: die Armee war in dieser Gefahr auf dem Punkte, zu Grunde zu gehen.

In der Armee befand sich eine große Anzahl christlicher Soldaten; sie warfen sich alle auf die Kniee, und beteten eifrig zu Gott; die Feinde erstaunten hierüber; allein sie waren von dem, was sich nun ereignete, noch mehr überrascht: es sammelten sich plötzlich große Wolken, hernach fiel ein außerordentlicher Regen: sogleich erhoben die Römer den Kopf und fingen ihn im Munde auf, so sehr quälte sie der Durst: hernach füllten sie damit ihre Helme, tranken reichlich und tränkten ihre Pferde; und als sie die Barbaren zu gleicher Zeit angriffen, so tranken sie kämpfend, und es gab Verwundete, die ihr Blut mit dem Wasser tranken.

Inzwischen fiel auf die Feinde ein furchtbarer Hagel mit Donnerschlägen vermischt. Feuer und Wasser schienen vom Himmel auf dieselbe Stelle zu fallen; allein das Feuer berührte die Römer nicht, oder erlosch sogleich: im Gegentheil nützte der Regen den Barbaren nichts, er brannte sie wie siedendes Del dergestalt, daß sie ganz durchnäßt Wasser suchten, und sich gegenseitig verwundeten, um das Feuer mit dem Blute auszulöschen: mehrere gingen zu den Römern über, da sie sahen, daß das Wasser nur diesen heilsam sei, und Mark-Aurel hatte mit ihnen Erbarmen.

Damals gab ihm die Armee zum siebentenmal den Namen Kaiser: er nahm ihn an als vom Himmel kommend; denn Jedermann betrachtete diese Begebenheit als ein Wunder. Die

Christliche Schaar, welche dieses Wunder durch ihr Gebet herbeigeführt hatte, wurde die Donner-Region genannt. Man sieht noch zu Rom ein Denkmal dieses Wunders, in halb erhabener Arbeit auf der Säule Antonins zur selben Zeit errichtet. Die Römer sind darauf mit den Waffen in der Hand gegen die Barbaren dargestellt, welche man mit ihren Pferden auf die Erde hingestreckt sieht, und auf sie fällt ein Regen von Blitzen und Donnerschlägen. Man sagt, daß Mark-Aurel bei dieser Gelegenheit Briefe schrieb, in denen er bezeugte, daß seine Armee, auf dem Punkt, zu Grunde zu gehen, durch das Gebet der Christen gerettet worden sei.

Die Türken sind bei ihren Gebeten so aufmerksam, bescheiden, und im Aeußern ernsthaft, daß sie weit mehr Mönche als Barbaren zu sein scheinen. Sie gehen barfuß mit gefalteten Händen und niedergeschlagenen Augen in ihre Moscheen. Sie knien mit tiefer Ehrfurcht nieder, und berühren mit der Stirne mehrmals den Boden, um sich in Gottes Gegenwart zu demüthigen. Während der ganzen Zeit, wo sie beten, wird man nicht Einen sehen, der sich getraut, den Kopf umzuwenden. Es ist ein Verbrechen, ein Wort mit einem Andern zu sprechen: auch ist es etwas Unerhörtes, zwei Türken während der Gebetszeit mit einander reden zu sehen. Man mag, was immer, zu einem Türken sagen, so gibt er keine Antwort, wenn er im Beten ist: man könnte ihn mißhandeln, und er würde den nicht anblicken, welcher ihn schlug. Ach! wie werden diese Ungläubigen einst die Christen, welche ihr Gebet mit so wenig Aufmerksamkeit und mit so viel Uanständigkeit verrichten, beschämen!

Als der Kampf zwischen den Amalekiten und dem Volke Gottes begann, erhob Moses die Hände fortwährend gegen Himmel, um die göttliche Majestät anzuflehen, seinem Volke den Sieg zu verleihen; allein da ihn die Müdigkeit manchnal nöthigte, sie niederzulassen, so bemerkte man, daß die Amalekiten alsdann im Vortheil waren. Daher ließen den Moses

Aron, sein Bruder, und Hur, Sohn des Caleb, auf einen Stein setzen, und hielten ihm die Hände, was die gänzliche Niederlage des Amalec verursachte.

Gott wollte uns durch dieses Beispiel belehren, daß es das Gebet ist, welches die Menschen zu Siegern über den bösen Geist macht; und nichts, sagen die heiligen Väter, ist geeigneter, uns begreiflich zu machen, wie beharrlich und zuversichtlich das Gebet sein muß, um der Hilfe Gottes in dem Kampfe, welchen wir gegen den Feind des Heiles zu bestehen haben, versichert zu sein.

Man fragte eines Tages den heiligen Antonius, welches die beste Art zu beten sei, worauf er antwortete: Wenn ihr betet, ohne daß man es wahrnimmt; das heißt: beim Beten muß man jedes gezwungene Wesen und jede Sonderbarkeit vermeiden.

Die Uebung eines Kindes von Stand, sagt ein frommer Schriftsteller, bestand darin, sein Herz jeden Morgen Gott mit vieler Inbrunst zu opfern; dieses Gebet war gleichsam die Seele aller seiner Handlungen während des Tages. Wenn ich, sagte es, diese Pflicht, wie es mir manchmal begegnet ist, unterlasse, so bin ich den übrigen Tag zerstreut. Dieses heilige Kind, das noch nicht zwölf Jahre alt war, starb mit den Gesinnungen einer seltenen Frömmigkeit. Mein Gott! rief es aus, als es beinahe schon den Geist aufgab, ich habe dir fast täglich mein Herz geopfert, nun opfere ich dir mein Leben.

Laßt uns dieses fromme Kind nachahmen, und gleich ihm pünktlich sein, alle Morgen unser Herz Gott zu opfern, um wie selbes in den Gesinnungen wahrer Frömmigkeit zu sterben.

Ein unverdächtiger Schriftsteller, der unter dem Einflusse der Philosophie des 18ten Jahrhunderts schrieb, welche damals ebenso neu als heftig in ihrem Hasse gegen das Christenthum war, Sainte-Foix, hat folgende Betrachtung angestellt: Wenn

man sich bei den Römern zu Tisch setzte, so nahm der Herr des Hauses einen Becher mit Wein und goß davon einige Tropfen auf den Boden: dieses Ausgießen war eine Guldigung, die sie der Gottheit brachten. Zu allen Zeiten haben die Christen vor und nach dem Mittags- und Abendessen zu Gott gebetet, um ihm für die Mahlzeit zu danken, welche sie zu halten im Begriffe waren oder vollendet hatten. Ist es nicht eben so verdammlich als lächerlich, daß diese der Dankbarkeit und Religion so naturgemäße Handlung in Frankreich seit fünfzig Jahren von den Personen der großen Welt als eine kleinliche, kindische Ceremonie, eine alte Mode, welche der neue schöne Gebrauch verbannen müsse, betrachtet worden ist? Werden unsere Untergebenen nach unserem Beispiel gegen Gott undankbar, so gewöhnen sie sich auch daran, es gegen uns zu sein.

Der heilige Ludwig widmete dem Gebete den größten Theil der Zeit, den ihm seine Pflichten freiließen. Als man ihn darüber tadelte, daß er seine Frömmigkeitsübungen zu sehr verlängerte, antwortete er mit Sanftmuth: Die Menschen sind seltsam; man macht mir aus meiner Unverdrossenheit im Gebet ein Verbrechen, und man würde kein Wort sagen, wenn ich die Zeit, die ich damit zubringe, zu Glückspielen und zur Jagd verwenden würde.

Uebrigens hatte die Tugend dieses Musters der Könige weder etwas Strenges noch Trauriges an sich; sein Umgang war voll Reiz, in Folge seines Seelenfriedens, der beständigen Heiterkeit seines Gemüths und seines von Natur lebhaften und fröhlichen Geistes war er einem angenehmen Scherz und einer weisen Fröhlichkeit nicht abhold. Er zog zu seinem Tische gewöhnlich die ausgezeichnetsten Gelehrten und Geistlichen seines Königreichs. Der heilige Thomas von Aquin war hiebei oft zugelassen, obschon er diese Ehre so viel wie möglich abschlug. Eines Tages, als dieser berühmte Doktor bei dem heiligen König zu Mittag speiste, war er so sehr in seine

Gedanken vertieft, daß er auf das, was um ihn vorging, nicht im Geringsten aufmerkte. Plötzlich schlug er mit der Faust auf den Tisch und rief aus: Das ist ein entscheidendes Argument gegen die Manichäer. Sein Prior, der auch bei der Tafel des Monarchen war, bemerkte ihm, zu bedenken, an welchem Orte er sich befinde. Der heilige Thomas von Aquin wollte sich entschuldigen; allein der heilige Ludwig lächelte bloß, und befahl seinen Sekretären, die Gedanken des Mönches niederzuschreiben, aus Furcht, sie möchten seinem Gedächtnisse entfallen.

Gott allein ist groß und allgegenwärtig. Das Merkmal eines gerechten Geistes ist demnach, Gott in Allem zu ehren, was auf seinen Dienst Bezug hat. Die Verehrung heiliger Sachen war immer der Charakter des wahren Christen. Philipp II., König von Spanien, den uns die Geschichte als einen der größten Fürsten seines Jahrhunderts schildert, fuhr aus Madrid spazieren. Er traf den Verweser einer kleinen Landpfarre, welcher, von einem Kinde begleitet, einem Kranken das heilige Abendmahl brachte; er stieg sogleich aus der Kutsche, ließ den Priester in selbe steigen, und begleitete ihn mit entblößtem Haupt, die Hand am Kutschenschlag, bis er bei dem Kranken angelangt war. Es war ein armer Gärtner. Der Fürst wohnte der ganzen Ceremonie mit größter Andacht bei. Hernach gab er demjenigen, welcher das heilige Abendmahl empfangen, ein bedeutendes Almosen, stieg sodann mit dem Priester in die Kutsche, ließ ihn den ehrenvollsten Platz einnehmen, und führte ihn bis zur Kirche zurück, das Beispiel eines seiner berühmtesten Vorfahren, Rudolphs von Habsburg, des Stammvaters des Hauses Oesterreich, nachahmend. Als dieser Fürst auf der Jagd war, begegnete er einem Pfarrer, der das heilige Abendmahl trug; er stieg vom Pferde, ließ den Priester aufsitzen, und führte das Pferd selbst am Zaume. Möge das erbauliche Benehmen dieser zwei großen Fürsten

den Eindruck vertilgen, welchen die abscheulichen Entweihungen auf den Geist der jungen Leute machen konnten, welche in der letzten Zeit Zeugen davon gewesen sind! Möge es sie lehren, daß die wahre Größe nicht darin besteht, mit der Verachtung gegen heilige Dinge Prunk zu treiben, sondern darin, seinen Schöpfer und Herrn zu verehren und ihm zu dienen.

An einem Sonntage, als die Königin von Frankreich, Maria Leszynska, Gattin Ludwigs XV., in Fontainebleau war, vernahm sie, daß Arbeitsleute öffentlich an Erbauung eines Schauspielsaals arbeiteten, und zwar zwei Stunden nach dem ausdrücklichen Verbot des Königs. Die Fürstin ließ auf der Stelle den Bauunternehmer rufen, und fragte ihn, wie er es wage, auf diese Art Gott und dem Könige ungehorsam zu sein. Dieser führte als Entschuldigung an, daß seine Arbeiter seit dem Verbote des Königs mehr heimlicher Weise gearbeitet haben, und daß er übrigens, da es sich um eine öffentliche Arbeit handle, gerechnet habe, auch die Sonntage zu verwenden, weil er, wenn dies nicht geschehe, sein Werk am bestimmten Tage nicht vollenden könne und somit die festgesetzte Summe verlieren werde. Wohlán, sagte die Königin, hier ist diese Summe. Schließen Sie nun Ihre Werkstätte und hüten Sie sich in Zukunft, Verbindlichkeiten einzugehen, die Sie nur durch Uebertretung des Gebotes Gottes und der Befehle des Königs erfüllen können.

Ihr dürft euch nicht damit begnügen, die heiligen Dinge und die Gebote Gottes zu erfüllen, sondern ihr sollt auch getreulich die Pflichten der Religion erfüllen. Die Ehrfurcht und der Glaube sind todt und nichts ohne die Werke. Ihr werdet auf diese Weise, wie eure Väter, der Beicht und dem heiligen Abendmahle treu bleiben. Diese beiden Sacramente sind die Grundpfeiler der Kirche und Gesellschaft.

Ein Katholik aus der Schweiz in der Gegend von Freiburg hatte auf dem Wege von Bern nach Freiburg eine große

Summe Geldes gefunden, die er behielt; und als er dies gebeichtet hatte, veranlaßte ihn sein Beichtvater, dem Magistrate von Bern die auf dem Gebiete dieses Cantons gefundene Summe zu überliefern. Diese Handlung brachte bei den Protestanten einen großen Eindruck hervor; und der Magistrat, welcher 1758 die Verordnungen für die Geistlichkeit von Baud erneuert hatte, empfahl die Beicht mit mehr Sorgfalt an, als dieses in seinen ältern Verordnungen geschehen war. Nach Lesung dieses Zuges könnte man sagen: Vertrauet dem, der beichtet, wie man ehemals sagte: Trauet dem nicht, der nicht beichtet.

Der berühmte Arzt Tissot leistete die Hilfe seiner Kunst einer jungen fremden Dame, deren Krankheit auf einen bestürzenden Grad stieg. Von ihrem gefährlichen Zustande unterrichtet, und vom Schmerze gequält, so früh vom Leben zu scheiden, überließ sie sich einer heftigen Gemüthsbewegung und dem Erguß der größten Verzweiflung. Der Arzt urtheilte, daß diese Erschütterung die Zeit ihres Lebens noch mehr verkürzen würde, und nach seiner Gewohnheit rieth er, mit dem Beistand der Religion nicht zu zögern. Es wird ein Priester gerufen, die Kranke hört ihn an, und empfängt als das einzige Gut, was ihr bleibt, Worte des Trostes aus seinem Munde. Sie beruhigt sich, beschäftigt sich mit Gott und ihren geistigen Angelegenheiten, empfängt mit großer Erbauung das heilige Abendmahl, und am andern Tag in der Frühe findet sie der Arzt in einem Zustande der Beruhigung, der ihn in Erstaunen setzt; er findet das Fieber geschwächt, die Symptome gebessert, und die Krankheit hört in Bälde auf. Herr Tissot wiederholte gerne diese Begebenheit, und er rief mit Bewunderung aus: Wie groß ist doch die Macht der Beicht bei den Katholiken!*)

*) Herr Tissot war Protestant.

Damit die Beicht in euch eine glückliche Wirkung hervorbringe, müßt ihr euch dazu vorbereiten. Nun wüßte ich euch kein besseres Muster der Vorbereitung anzuführen, als den frommen Bischof von Amiens, Herrn de la Mothe: Se. Gnaden de la Mothe von Orleans, Bischof zu Amiens, beichtete alle acht Tage. In der Vorbereitung hiezu machte er drei Stationen: die erste in der Hölle, die zweite im Himmel und die dritte auf dem Kalvarienberge. Anfänglich verfügte er sich in Gedanken in den Ort der Qualen, und sah dort die Stelle, die er in Mitte des verzehrenden und ewigen Feuers in Gesellschaft der bösen Geister und Verdammten verdient zu haben glaubte. Er dankte dem Herrn, ihn nicht hineingestürzt zu haben, und bat ihn, sich seiner zu erbarmen; er flehte ihn um die Gnade an, ihn davor zu bewahren. Dann erhob er sich zu dem Aufenthalt des Ruhmes und des Glückes, er seufzte darüber, daß er sich durch die Sünde hiezu die Thüre verschlossen habe; er bat den Herrn, ihm selbe zu öffnen, und rief die Heiligen an. Dann ging er in Gedanken auf den Kalvarienberg: dort mit Aufmerksamkeit und Liebe seinen Erretter betrachtend, sagte er zu sich: Dieß ist mein Werk, ich bin die Ursache der Schmerzen, die Jesus Christus gelitten; ich habe durch meine Sünden mit andern Sündern beigetragen, den Körper des Gott-Menschen mit Wunden zu bedecken, ihn zu kreuzigen, ihm den Tod zu geben. O Jesus! welches Uebel hast du mir zugefügt? wie habe ich dich, der du mich bis zum Uebermaaß geliebt, den ich unendlich lieben sollte, wenn ich dich unendlich lieben könnte, so behandeln können? Ich liebe dich darum, weil du unendlich lebenswürdig bist, und ich be-reue es, dich beleidigt zu haben.

Welche Früchte werden wir nicht aus unserer Beicht ziehen, welche Fortschritte nicht auf den Wegen Gottes machen, wenn wir das Verfahren dieses tugendhaften Prälaten befolgen!

Was soll ich euch jetzt von dem heiligen Abendmahl sagen? Es geziemt sich für eine menschliche Sprache nicht, von diesem herrlichen Geheimnisse zu reden. Es ist das Paradies der Erde, das Brod des Reisenden, die Vereinigung, welche zwischen euch und Gott beginnt; der erhabene Bund, der euer Glück und euren Ruhm in der Ewigkeit begründen soll. Ein lebendiger Glaube, eine kindliche Ehrfurcht, ein demüthiges Vertrauen, eine brennende Liebe, dies sind die vorzüglichsten Eigenschaften zum Empfang dieses göttlichen Sakraments. Ihr sollet selbes, so oft als ihr könnt, 'empfangen; denn es enthält das Leben; ihr werdet den großen Heiligen nachahmen, dessen Beispiel ich euch darstellen will. Hauptsächlich am Fuße der Altäre schöpfte Alphons Rodriguez, zeitlicher Coadjutor der Gesellschaft Jesu (am 12. Juni 1825 von Sr. Heiligkeit Pabst Leo XII. selig gesprochen), das göttliche Feuer, das in seiner Seele brannte. Jesus, in dem heiligen Abendmahl verborgen, war der Gegenstand seiner theuersten Zuneigung. Sobald seine Geschäfte ihn einen Augenblick frei ließen, brachte er denselben bei dem heiligsten Sakrament des Altars zu; da ergoß sich seine Seele in den Gefinnungen der zärtlichsten Andacht, oft floßen Thränen aus seinen Augen, und er schien von Liebe, gleich der brennenden Lampe vor dem heiligen Tabernakel, der seinen ganzen Schatz einschloß, verzehrt zu werden. Man mußte etwas von dem lebendigen Glauben und der göttlichen Liebe, die ihn beseelte, empfinden, wenn man ihn in seinem Alter mit einem schwachen Körper, der ihn kaum trug, in der ehrfurchtsvollsten Stellung, in welcher er sich von dem heiligen Tempel nicht trennen konnte, auf den Knien liegend betrachtete. Alphons hätte sich gerne täglich mit dem Brod des Lebens nähren wollen; allein da ihm sein Beichtvater nicht erlaubte, so oft zu communiciren, so suchte er, sich dadurch zu entschädigen, daß er Gott in seinem Herzen mit dem Eifer seines Verlangens anrief; nie wohnte er der heiligen Messe bei, ohne mit aller ihm möglichen Inbrunst

geistig zu communiciren; allein wenn es sich darum handelte, sich mit Jesus Christus sacramentalisch zu vereinigen, so setzte er Alles in's Werk, diesem göttlichen Gast eine angenehme Wohnung zu bereiten; vierundzwanzig Stunden vorher stellte er die sorgfältigste Vorbereitung an, und so rein auch diese unschuldige Seele war, so wagte er es doch nie, dem Tische des Herrn sich zu nähern, ohne durch die genaueste Beichte und den bittersten Schmerz von der geringsten Mackel gereinigt zu sein; sah man ihn voll Herzensreue auf dem Gesichte zum Beichtstuhl gehen, so hätte man glauben können, daß es nicht ein Heiliger sei, der sich leichter Fehler anklage, sondern ein mit seinen Verbrechen belasteter großer Sünder. Nahte sich nun der erwünschte Augenblick, so flehte der demüthige Alphons in der Ueberzeugung, daß er, aller Vorbereitung ungeachtet, noch immer der zu empfangenden Gnade unwürdig sei, Maria und die Seligen inständigst an, das zu ergänzen, was ihm an Willen fehle, damit er mit Nutzen an dem Sacrament seines Heils Theil habe. Beim Anfange der Communion glänzte sein Gesicht von einem übernatürlichen Feuer, und die Zeugen erklärten in ihren Aussagen in dem Prozeß seiner Heiligsprechung, daß sich alsdann in seinen Zügen eine außerordentliche Veränderung ergab, die sogleich nach dem Empfange seines Gottes nicht mehr kennbar war. Sich bei Seite begebend, überließ er sich den Ergießungen seiner Liebe, der lebhaftesten Freude und Dankbarkeit. Gewöhnlich stellte er sich sein Herz als einen großen Saal vor, in welchem zwei Throne errichtet waren, auf dem einen sah man Jesus, und auf dem andern Maria; denn er konnte diese göttlichen Gegenstände seiner Neigung nicht trennen. Im Geiste zu ihren Füßen Platz nehmend, wiederholte er dreimal das Gloria patri, hernach den Lobgesang Te Deum, und wenn er zu den Worten gekommen war: Himmel und Erde sind voll von eurer Herrlichkeit, lud er alle Geschöpfe ein, sich mit ihm zu vereinigen,

um das Lob des Herrn zu fingen, und ihm tausendmal zu danken; in diesem Augenblick war er beinahe immer von einem Lichtstrome übergossen und von so unaussprechlicher Seligkeit erfüllt, daß, demzufolge, was er hievon geschrieben, es dem Menschen unmöglich ist, Worte, ja selbst Ideen zu finden, um die Zufriedenheit auszudrücken, welche seine Seele in Mitte einer Menge himmlischer Geister empfand, die ihren Gott, in seinem Herzen gegenwärtig, anbeteten.

Zweiter Abschnitt.

Pflichten gegen die Kirche.

Gibt es ein wohlerzogenes Kind, das nicht seine Mutter liebt und ehrt? Nun ist die katholische Kirche eure Mutter: ihr habt das Glück gehabt, in ihrem Schooße geboren zu werden; sie ist es, die euch mit dem Brode der Wahrheit genährt; sie ist es, die an eurer Wiege gewacht hat, und an eurem Grabe mit mehr Sorgfalt wachen wird, als der Geizige über seinen Schatz oder der Mensch über seinen Augapfel wacht. Ihr sollt es euch daher zum Ruhm anrechnen, sie in ihrem erhabenen Oberhaupte und in ihren Dienern zu verehren. Bedenkt, daß sie auf Erden die Stelle ihres göttlichen Meisters einnehmen. Er ist es, der, als er mit seinen Priestern redete, sagte: Der, welcher euch hört, hört mich; der, welcher euch verachtet, verachtet mich.

So war das Benehmen der Wanderer, deren Reise ich euch schildere.

Nach der Schlacht von Marignan, von der man weiß, daß Franz I., König von Frankreich, einen großen Sieg erfocht, hielt es Pabst Leo X. für angemessen, mit dem Sieger zusammenzukommen, um mit ihm eine Unterredung zu pflegen. Er machte sich daher auf den Weg nach Bologna, nachdem er zwei Cardinäle ernannt hatte, an die Grenze des geistlichen

Staats vorauszugehen, um den König zu empfangen. Dieser Fürst, nur von seiner gewöhnlichen Wache und seinen Hausbeamten begleitet, begab sich bald darauf nach Bologna, wo ihn zwanzig Cardinäle in gleichförmigen Chorröcken vor der Stadt erwarteten. Nach einer Anrede, worin die italienische Beredsamkeit nicht ermangelte, mit Lobsprüchen verschwenderisch zu sein, führten sie ihn unter dem Schall von tausend Instrumenten und den Glocken der ganzen Stadt mitten durch ein unzähliges, die Strassen umgebendes Volk bis zu seiner Wohnung, welche für ihn in dem Palaste des Papstes hergerichtet war. Das Schauspiel wurde noch anziehender, als er nach dem Mittagsmahl in die Versammlung eingeführt wurde, wo ein König, der im Alter von zweiundzwanzig Jahren unter Helden gezählt wurde, und einer der größten Päbste, erst vierzig Jahre alt, zusammen erschienen. Der König, nachdem er dem obersten Priester seine gottesfürchtige Schuldigung gebracht, sagte zu ihm mit fröhlicher Miene: Heiliger Vater, ich bin entzückt, den obersten Priester, den Stellvertreter von Jesus Christus von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Ich bin der Sohn und Diener Eurer Heiligkeit, selbe sieht mich bereit, alle ihre Befehle zu befolgen. Leo antwortete dem König auf die schmeichelhafteste Art; und diese erste Zusammenkunft war für Beide gleich befriedigend. Bei der feierlichen Verrichtung der heiligen Geheimnisse am andern Tag begnügte sich der französische König nicht, dem Hohepriester die gewöhnlichen Ehren zu erweisen; denn als der Papst an seinen Thron ging, um dort die priesterliche Kleidung zu nehmen, wollte ihm der König durchaus als Schleppträger dienen, und Leo möchte sagen, was er wollte, ihn daran zu verhindern, so erwiederte Franz, daß er sich für geehrt halte, dem Stellvertreter von Jesus Christus die geringsten Dienste zu leisten. Man hatte für ihn einen Lehnstuhl bereitet; allein er wollte sich dessen nicht bedienen, sondern stand bis zur Consecration,

und blieb von da bis zur Communion des Messelesenden knien, die Hände vor dem Gesichte gefaltet. Es waren so viele Personen da, die aus der Hand des Papstes das heilige Abendmahl empfangen wollten, daß man die Menge entfernen mußte, um die bedeutendsten sich nähern zu lassen. Deswegen rief ein französischer Officier aus: Heiliger Vater, weil ich nicht so glücklich bin, aus Ihrer Hand das heilige Abendmahl zu empfangen, so will ich Eurer Heiligkeit wenigstens beichten, und da ich Ihnen meine Sünden nicht heimlich sagen kann, so erkläre ich öffentlich, daß ich aus allen Kräften gegen den seligen Papst Julius gekämpft habe. In der That, sagte der König in seiner gewöhnlichen lebhaften und freimüthigen Art, ich bin in demselben Falle; und die meisten Edelleute beichteten das Nämliche. Allein, fuhr der Fürst fort, seid nicht erstaunt, daß wir dem Papst Julius Widerstand geleistet haben; er war der wüthendste unserer Feinde, und ich habe im Kampfe nie einen Menschen fürchterlicher gesehen. Er würde besser an der Spitze eines Heeres als auf dem Stuhl des heiligen Petrus gewesen sein. Leo X. gab ihnen auf der Stelle die Lossprechung von den Strafen, welche sie sich zugezogen haben konnten, und der König bewährte fortwährend für das Haupt der Kirche die Gefühle der Ehrfurcht, welche man demjenigen schuldig ist, den die heilige Schrift den König der Könige nennt.

Ihr sollet demnach euere erhabene Mutter lieben und selbe verehren. Ihr sollet ihr in allen ihren Befehlen gehorchen. Ihr Glaube soll der eurige sein. Wenn ihr dieser Säule der Wahrheit beständig anhänget, werdet ihr nichts zu fürchten haben. Ich werde mich stets an die Scherzrede Ludwigs XVI., die von Einem, welcher sie gehört hatte, erhalten worden ist, erinnern. Dieser Fürst, zwanzig Jahre alt, sagte am Ende der ersten Fastenzeit, welche er auf dem Throne zugebracht hatte: Ich habe dies ohne Mühe durchgemacht; allein die nächste Fastenzeit werde ich ein wenig mehr Verdienst haben. —

Und inwiefern denn, Sire? sagte ein Hofmann zu ihm. — Weil ich, entgegnete der König, dieses Jahr nur das Verdienst der Enthaltbarkeit gehabt habe, im nächsten Jahre aber noch das des Fastens haben werde, indem ich alsdann das einundzwanzigste Lebensjahr erreiche. — Fasten, Sire! ist mit Ihren Beschäftigungen und Leibesbewegungen unverträglich. Nach der Arbeit gehen Sie auf die Jagd, und wie könnten Sie fasten, ohne Ihrer Gesundheit zu schaden? — Die Jagd, erwiderte der fromme Monarch, ist für mich eine Erholung; allein ich werde mich, wenn es sein muß, auf eine andere Art erholen; denn das Vergnügen muß der Pflicht weichen. In der folgenden Fastenzeit jagte der König, fastete aber zugleich.

Der Marschall von Catinat nahm, um sich bei seinen Truppen in Ansehen zu setzen, zu der nachdrücklichsten Lehre, dem Beispiel, seine Zuflucht. Man sah ihn an der Spitze seiner Officiere den Bischof von Casal um die Erlaubniß bitten, von den gesetzlichen Abstinenzen befreit zu werden, deren Beobachtung für Menschen, die keine Wahl der Nahrung haben, so schwer ist. Diese Handlung der Unterwürfigkeit, die wie sein ganzes Benehmen in Italien weise war, wurde allgemein bewundert. Seht da einen Franzosen von seltener Klugheit, sagte der Hohenpriester von Rom, das heißt, einen der besten Richter dieser Tugend, der gewohntesten und nothwendigsten an diesem Hofe.

Der Gebrauch des Fastens zur Zeit Karls des Großen bestand darin, nur eine Mahlzeit um drei Uhr Abends zu halten. Dieser Kaiser ließ an den Fasttagen während der Fastenzeit die Messe in seinem Palaste um zwei Uhr Nachmittags lesen, hernach die Vesper halten, und dann setzte er sich zu Tisch. Ein Bischof, der sich am Hofe befand, über diese Neuerung erstaunt und ärgerlich, konnte sich nicht enthalten, sich hierüber gegen den Kaiser unverholen zu äußern. Der Fürst voll Mäßigung nahm seine Vorstellung wohlwollend auf; allein um

sein Benehmen im Geiste dieses Prälaten zu rechtfertigen, schärfte er ihm ein, mit dem Essen zu warten, bis die Bediensteten seines Hofes sich zu Tische setzen würden.

Karl der Große wurde von den von ihm besiegten Herzogen und Königen bedient. Nach ihm speisten diese Könige und Herzoge, und wurden von den Grafen bedient, so wie diese von den Edelleuten, und so der Reihe nach; dergestalt, daß es Mitternacht war, als die letzten Hausbedienten sich zu Tische setzten. Nachdem der Bischof auf diese Art während der Fastenzeit, die er am Hofe zubrachte, gefastet hatte, begriff er, daß diesen großen Fürsten nicht Unmäßigkeit veranlaßte, seine Mahlzeit um zwei bis drei Stunden vorzurücken, sondern die Nothwendigkeit, das mäßige Essen seiner letzten Hausbedienten nicht über Mitternacht hinaus aufzuschieben.

Diese Erzählung zeigt uns einen großen Kaiser und seinen ganzen Hof, welche das Fasten zur Fastenzeit genau beobachteten. Die Besorgniß eines Bischofs, die sich bei dem Verdachte einer nur scheinbaren Erschlaffung kundgab, ist ein Beweis, daß sich damals in Ausübung der Fasten weder in Bezug auf die Einförmigkeit noch in Bezug auf die Stunde der Mahlzeit eine Nachlässigkeit eingeschlichen hatte. Ihr seht also, daß die Fürsten, die Krieger und die größten Könige es sich zur Pflicht gemacht haben, ihre Macht vor dem Ansehen der Kirche zu beugen.

Diesen edlen Beispielen füge ich jenes bei, welches gegen Ende des letzten Jahrhunderts ein Kind von Avignon gab. Ich führe dieses Beispiel der Jugend vor Augen, die diesen Wegweiser lesen wird, damit es denjenigen als Muster dienen könne, die in den Fall kommen können, selbes nachzuahmen. Da die Eltern dieses Kindes keine Sorge trugen, es christlich zu erziehen, hatte es bis in's Alter von dreizehn auf vierzehn Jahren ein nicht sehr christliches Leben geführt. Allein als es die erste Communion empfangen, und sich dazu mit aller für

eine so große und heilige Handlung erforderlichen Sorgfalt vorbereitet hatte, änderte es gänzlich seine Aufführung und Gesinnungen; es ergab sich völlig dem Gott der Güte, der sich gewürdigt, sich ihm hinzugeben, und faßte den festen Entschluß, Alles zu opfern und lieber Alles zu erdulden, als ihn je zu beleidigen. Die Treue, welche es dem Herrn gelobt, wurde bald auf eine der empfindlichsten Proben gestellt, die es erstehen sollte. Sein Vater, der nicht sehr genau in Erfüllung der Pflichten eines Christen war, ließ nur Fleischspeisen für seinen Tisch bereiten, obschon man damals in der Fastenzeit war, und bot davon seinem Sohne an, der bisher keinen Anstand genommen hatte, das ihm in dieser Weise gegebene üble Beispiel zu befolgen. Allein diesmal bedankte sich das Kind in einem ehrfurchtsvollen Tone, und sagte zugleich mit Festigkeit zu ihm, daß es die ihm angebotenen Speisen nicht essen könne, weil die Gesetze der Kirche ihm den Genuß hiervon nicht erlaubten. Wohlan! mein Herr, antwortete ihm der Vater über diese Weigerung ebenso aufgebracht als erstaunt, weil du das nicht willst, was ich dir anbiete, so wirst du nichts als Brod essen. Recht gerne, Vater, sagte das Kind. Die Religion lehrt mich, daß ich Ihnen wie Gott gehorchen muß, und wenn Sie mir nichts gegen sein Gesetz befehlen, so bin ich Ihren Befehlen ebenso wie den seinigen unterworfen. Man sollte meinen, daß diese Antwort den Zorn des Vaters hätte entwaffnen sollen; allein da er von Natur hart war, so blieb er dabei gänzlich unempfindlich, und ließ seinem Sohne mehrere Tage nichts als Brod geben. Aber nicht so die Mutter; diese, zärtlicher und vernünftiger als ihr Gatte, konnte ohne Betrübniß dessen Benehmen nicht sehen, und um die ihrem Sohne auferlegte Strafe zu lindern, brachte sie ihm heimlich einige Fastenspeisen und munterte ihn auf, davon zu essen, mit der Versicherung, daß sein Vater hiervon nie etwas erfahren würde; allein das Kind weigerte sich beharrlich, hiervon etwas

anzurühren, und da seine zärtliche Mutter lebhaft in es drang, antwortete ihr das Kind: Nein, Mutter, ich werde niemals das essen, was mir Ihre Güte darbietet. Mein Vater hat ausdrücklich in Ihrer Gegenwart gesagt, ich soll nur Brod als Nahrung haben: meine Pflicht ist, ihm zu gehorchen, ich werde blos Brod essen. Ich kann mit diesem Nahrungsmittel allein leben. Müßte ich aber auch vor Hunger sterben, ich würde den Tod dem Ungehorsam vorziehen. Die Mutter konnte diesen Worten nur mit Thränen antworten, jedoch hinterbrachte sie selbe ihrem Gatten, welcher hievon so ergriffen und gerührt wurde, daß er, um die von ihm begangene Ungerechtigkeit und das gegebene Vergerniß wieder gut zu machen, auf seinen Tisch keine Fleischspeisen mehr bringen ließ, und die Kirchengebote während der übrigen Fastenzeit genau beobachtete. Dieses beweist, daß, wenn die Beispiele der Eltern manchmal von dem rechten Wege abbringen, jene der Kinder ihre Eltern dahin wieder zurückführen können. Wir haben diese Anekdote von dem Beichtvater des Kindes, der sie von der Mutter mit Thränen der Freude erfahren hatte.

Die Unterwürfigkeit, welche alle wahren Christen für die Gesetze der Enthaltbarkeit an den Tag legen, zeigen sie auch für alle andern Gesetze der Kirche ohne Unterschied.

Maria Leszynska, Königin von Frankreich, verfehlte während ihres Aufenthalts in Compiègne nie, an jedem Sonntag dem pfarrkirchlichen Gottesdienste beizuwohnen. Ihre Ehrfurcht vor Allem, was sich auf den göttlichen Dienst bezog, war so groß, daß sie sich Vorwürfe gemacht hätte, wenn sie bei den heiligen Verrichtungen im Geringsten saumselig gewesen wäre. Es ist weder anständig an sich, noch erbaulich für das Publikum, sagte sie, einen Geistlichen in der priesterlichen Kleidung warten zu lassen. Schon vor dem Volke in der Kirche angekommen, betete sie nach Beendigung des Gottesdienstes noch. Eine junge Dame ihres Gefolges beklagte

sich bei der Herzogin von Villars, daß ihr der Dienst bei der Königin beschwerlich sei. Nach meiner Ansicht, antwortete die Herzogin, gäbe es ein sehr einfaches Mittel, ihn zu lindern; wenn Sie nämlich den Dienst Gottes sich mehr angelegen sein ließen und denselben nicht mit dem der Königin in Verbindung brächten. In der Nacht vom Donnerstag auf den Charfreitag kleidete sich diese fromme Fürstin, nachdem sie in Folge der bei Hofe gebräuchlichen Sitte bei dem heiligen Grab ihre Andacht verrichtet hatte, auf das Einfachste, und mischte sich in der Capelle unter die Menge: sie blieb dort mehrere Stunden auf dem Pflaster knien, und mußte sich von den Ab- und Zugehenden hin- und wiederstoßen und treten lassen. Ungeachtet ihrer schwachen Gesundheit beobachtete sie lange Zeit die Enthaltbarkeit während der Fastenzeit streng, indem sie sagte, daß die Kirche ihren Zweck nicht erreichen würde, wenn uns diese Buße nichts kostete. Als sie gegen das Ende ihres Lebens gezwungen war, von ihrer Pünktlichkeit etwas nachzulassen, that sie es nur mit Widerstand und um dem Ansehen der Kirche zu huldigen, indem sie bei dem Ortspfarrer von einem der größten Herren ihres Hofes, ja manchmal selbst von einem Prinzen des königlichen Geblüts um Dispens bitten ließ.

Dritter Abschnitt.

Pflichten gegen den Nächsten.

Gerechtigkeit. — Die erste Pflicht gegen den Nächsten ist Achtung vor seinem Eigenthum, und Jedem zu geben, was ihm gebührt. Folget den Fußstapfen derjenigen, die euch vorgegangen sind. Als ein tartarischer Officier in Peking einritt, ließ er von ungefähr seine Börse fallen. Ein armer christlicher Handwerker sah sie fallen, hob sie auf und lief ihm nach, um sie ihm zurückzugeben. Der Officier, welcher diesen armen Mann verächtlich betrachtete, und nicht wußte, was er wolle,

spornete sein Pferd an. Der Christ verlor ihn nicht aus dem Gesichte, und folgte ihm bis zu seinem Hause. Dort schalt ihn der Tartar ganz zornig aus, und fragte ihn, was er wolle. Ihnen Ihre Börse, die Sie fallen ließen, zurückgeben, antwortete ihm der Christ. Der Tartar, hierüber erstaunt, sprach nun ganz anders, und wollte wissen, warum er ihm gegen die Gewohnheiten des Reichs, welche gestatten, das Gefundene zu behalten, sein Geld zurückbrachte. Weil ich, versetzte der Handwerksmann, ein Christ bin, und mir meine Religion die Pflicht auflegt, dies zu thun. Diese Antwort reizte die Neugierde des Offiziers, und er wollte wissen, was dies für eine Religion sei. Er besuchte die Missionaire, er hörte sie an, und zeigte große Achtung für Alles, was sie ihm hinsichtlich der Geheimnisse und Grundsätze des christlichen Gesetzes sagten, und man schrieb in dem Briefe, der dieses Zug erwähnte, daß man hoffe, die Gnade werde das vollenden, was sie so glücklich begonnen hatte.

Dieser Anekdote glaube ich eine von der nämlichen Art beifügen zu müssen, welche, indem sie immer mehr beweist, wie zart die chinesischen Christen in dem Artikel der Gerechtigkeit sind, in Europa denjenigen als Lehre wird dienen können, die es nicht immer in diesem Grade sind.

Ein Barbier, welcher ein Christ war, und nach der Landessitte mit einem Saiteninstrument, womit er Lärm machte, um diejenigen, die sich rasiren lassen wollen, zu benachrichtigen, durch die Strassen ging, fand eine Börse mit zwanzig Goldstücken. Er sah um sich, ob sie Niemand in Anspruch nehme, und urtheilend, daß selbe einem vornehmen Herrn, welcher einige Schritte vor ihm herging, gehören könne, lief er ihm nach und holte ihn ein. Haben Sie nichts verloren, mein Herr? sagte er zu ihm. Dieser durchsuchte seine Taschen, und antwortete ganz bestürzt: Ich habe zwanzig Goldstücke in einem Geldbeutel verloren. — Seien Sie deswegen unbesorgt, entgegnete der

Barbier, hier sind sie, und es fehlt keines. Der Edelmann nahm sie, und nachdem er sich von seinem Schrecken erholt hatte, bewunderte er eine so schöne Handlung an einem Menschen aus der Hefe des Volks. Allein wer, und woher seid Ihr? Daran liegt wenig, versetzte der Barbier, zu wissen, wer ich bin, wie ich heiße, und woher ich bin. Es ist genug, wenn ich Ihnen sage, daß ich ein Christ und einer von denjenigen bin, die sich zu dem heiligen Gesetze bekennen. Dieses verbietet nicht nur, das zu stehlen, was in einem Hause aufbewahrt ist, sondern auch zu behalten, was man findet, wenn man wissen kann, wem es gehört. Der Edelmann war von der Reinheit dieser Sittenlehre so gerührt, daß er auf der Stelle in die Kirche der Christen ging, um sich in den Geheimnissen der Religion unterrichten zu lassen. Einer der am Hofe befindlichen Missionaire erzählte dem Kaiser diese Geschichte mit allen Umständen, und nahm hiebei Gelegenheit, diesen Fürsten von der Heiligkeit des christlichen Gesetzes zu überzeugen.

Unsere Philosophen behaupten, daß man ohne Religion ein rechtschaffener Mensch sein kann; ich will ihnen gerne auf ihr Wort glauben, obschon die Erfahrung nicht aufhört, sie Lügen zu strafen. Ich gestehe übrigens, daß ich nur wenig auf die Rechtschaffenheit eines Atheisten, eines Ungläubigen vertrauen, und gleichfalls der Meinung eines geistvollen Mannes sein möchte, welcher sagte, daß nach Gott Niemand mehr zu fürchten sei, als derjenige, welcher Gott nicht fürchtet. Die Rechtschaffenheit, auf welche man allein zählen kann, ist diejenige, welche auf die Grundsätze des Christenthums gebaut ist, weil man nach diesen Grundsätzen sich gegen seines Gleichen nicht verfehlen wird, ohne Gott ungehorsam zu sein, der uns befiehlt, ihnen das zu geben, was man ihnen schuldig ist. Auch ist der wahre Christ in der Erfüllung dieser Pflichten immer treu, und hätte man auch kein Recht, ihn dazu zu zwingen, sein Gewissen würde hinreichen, ihn hiezu zu veranlassen. Dieses

beweiset der Zug, den wir jetzt erzählen, und dessen Glaubwürdigkeit wir verbürgen können.

Ein Bauer von der obern Provence schuldete einem Einwohner von einer entfernten Gegend eine jährliche Rente von acht Franken. Es waren mehr als dreißig Jahre verflossen, ohne daß der Schuldner von dem Gläubiger mehr etwas gehört hatte, als auf einer Reise in der Gegend von Digne der Sohn des Gläubigers, Besitzer der Urkunde des Bauern, sich dessen Wohnung zeigen ließ. Er ist jedenfalls unschlüssig, ob er dieses Geldes wegen, das er ohnehin für verloren hält, von seinem Wege ablenken soll, um so mehr, als überdies diese Schuld auch verjährt ist. Er hegte diese Gedanken, als er bei der Hütte des braven Mannes anlangte. Er tritt ein. Die Luft war kalt; es war zu Anfang der Winterabende. Er sah nicht ohne Bewegung einen achtzigjährigen Greis sitzend am Familienheerde, umringt von zahlreichen Kindern und Enkeln, die er in den ersten Grundsätzen der Religion unterrichtete, und welche ihn mit ehrfurchtsvoller Zärtlichkeit anzuhören schienen. Der Greis umarmte ihn voll Freude mit Thränen in den Augen. Ach! mein Herr, sagte er zu ihm, Sie sind der Sohn eines rechtschaffenen Mannes: ich werde nun zufrieden sterben, weil ich Sie gesehen, und meine Schuld abgetragen habe; allein Sie werden auch an unserm mäßigen Mahl Theil nehmen. Es gab kein Mittel, sich dessen zu entschlagen. Dieses Mahl, aus Milchspeisen und Früchten von der Jahreszeit bestehend, war ächt patriarchalisch, und die ganze Familie nahm freudigen Antheil daran. Allein wie groß war das Erstaunen des Gläubigers, als bei der letzten Gesundheit, die er seinem Wirth zu brachte, sich dieser erhob, im innern Kamine einen alten an einem Ochsenhorn aufgehängten Beutel losband, und ihn fragte, wie lange er schon sein Schuldner sei? Ich weiß es nicht, antwortete der Gläubiger. — Auch ich nicht, entgegnete der Schuldner. Nichts desto weniger glaube ich, daß es beinahe

vierzig Jahre sind; allein ich habe vom Tage der Schuld an jedes Jahr die Zinsen in diesen ledernen Beutel gethan; berechnen Sie dieselben, und dann wissen Sie auch die Zahl der Jahre. Es befanden sich wirklich in demselben dreihundert- undzwanzig Livres.

Die beste Bürgschaft, welche man von der Rechtschaffenheit der Menschen haben kann, sagte Montesquieu, ist die Religion. Nichts beweiset die Wahrheit dieses Grundsatzes mehr, als die Handlung, die wir nun erzählen.

Der Graf von Anjou, Bruder des heiligen Ludwig, Königs von Frankreich, hatte mit einem einfachen Edelmann aus seinen Vasallen wegen des Besizes eines gewissen Schlosses einen Rechtsstreit. Die Bediensteten des Fürsten fällten zu dessen Gunsten ein Urtheil: der Edelmann appellirte an den Gerichtshof des Königs. Der Graf, durch seine Kühnheit gereizt, ließ ihn in's Gefängniß werfen. Der König, hievon benachrichtigt, befahl sogleich seinem Bruder, zu ihm zu kommen. Glaubst du, sagte er mit strenger Miene zu ihm, daß in Frankreich mehr als ein Oberhaupt sein soll, oder glaubst du dich über die Gesetze erhaben, weil du mein Bruder bist? Zugleich befahl er ihm, diesen seinen unglücklichen Vasallen in Freiheit zu setzen, um sein Recht vor dem Parlamente vertheidigen zu können. Der Graf gehorchte. Es war nichts weiter mehr zu thun, als die Sache bei Gericht zum Vortrag zu bringen; allein der Edelmann fand weder Procuratoren noch Advocaten, so sehr fürchtete man den heftigen Charakter des Grafen von Anjou. Ludwig hatte überdies die Güte, ihm solche, nachdem er sie hatte schwören lassen, ihm mit getreuen Rathschlägen beizustehen, von Amtswegen zu geben. Die Sache wurde gewissenhaft verhandelt, der Edelmann wieder in seine Rechte eingesetzt, und der Bruder des Königs verurtheilt. Eine schöne Lehre für Leute in Ehrenämtern, die versucht werden

könnten, die Regeln der Gerechtigkeit den Neigungen der Natur nachzusetzen.

Ein Edelmann, Namens Renaud de Brie, forderte von ihm die Grafschaft Dammartin zurück, und wies Brieffschaften vor, die ihn dazu bevollmächtigten. Allein die Siegel hievon waren zerrissen und zerbrochen, und von dem Bilde des Monarchen nichts mehr vorhanden, als der Untertheil der Schenkel. Sein ganzer Rath war der Meinung, daß man hierauf keine Rücksicht nehmen soll: sein zartes Gewissen erlaubte ihm jedoch nicht, sich daran zu halten; er rief seinen Kammerherrn, und beauftragte denselben, ihm alte Siegel zu bringen, um diese mit den Ueberbleibseln der ihm überreichten zu vergleichen. Man fand sie ganz ähnlich. Sehen Sie da das Siegel, sagte er zu seinen Ministern, dessen ich mich vor meiner Reise über's Meer bediente: ich würde es daher von Gottes und Rechts wegen nicht wagen, die Besizung Dammartin zurückzubehalten. Zugleich ließ er Renaud kommen und sagte zu ihm: Mein guter Herr, ich gebe Ihnen hiemit die Grafschaft zurück, die Sie verlangen. Man ist immer gerecht, wenn man ein wahrer Christ ist, und wenn in der Welt so viele Ungerechtigkeiten begangen werden, so geschieht dies, weil es fast keine Religion mehr gibt.

Liebe. — Man wird daran erkennen, daß ihr meine Schüler seid, wenn ihr euch gegenseitig liebt: dies ist die große Lehre des Erlösers, dies die königliche Strasse, die zu dem Vaterlande, dem ewigen Aufenthalt der Liebe, führt. Und welche Sorge haben eure Väter im Glauben gehabt, um diese bewunderungswürdige Lehre zu üben! Man müßte das ganze Leben des heiligen Franz, von Sales anführen, wollte man alle Züge seiner Sanftmuth und Liebe erzählen.

Er hatte einen dem Weine ergebenen Bedienten: eines Tags, als derselbe mehr als gewöhnlich getrunken hatte, vergaß

er, sich bei Zeiten nach Hause zu begeben, und kam erst in der Nacht in den Palast zurück, als die Thore herkömmlich schon geschlossen waren. Er klopfte, er schrie lange, Niemand antwortete. Der Heilige, als er sah, daß Niemand eine Antwort gab, stand auf und macht diesem Bedienten, der in dem Zustande, in welchem er sich befand, kaum wußte, was er that und sagte, und sich nur mit Mühe aufrecht erhalten konnte, selbst das Thor auf. Der Heilige, voll Mitleiden, führte ihn bei der Hand in sein Zimmer, hatte eine solche Güte, daß er ihm half, sich auszukleiden, begab sich, nachdem er ihn ruhig in das Bett gelegt hatte, wieder zurück, und betete für ihn. Am andern Morgen war dieser Bediente im Stande, sich zu erinnern, daß ihm der heilige Bischof aufgemacht, und alle diese Dienste erwiesen habe, er vermied seine Gegenwart, und getraute sich nicht, vor ihm zu erscheinen, dagegen suchte der Heilige eine Gelegenheit, mit selbem allein zu sprechen. Er fand wirklich einen Augenblick, und sagte mit seiner gewöhnlichen Sanftmuth zu ihm: Ihr seid, wie es scheint, gestern krank gewesen, was sagt Ihr dazu? Diese mit unaussprechlicher Sanftmuth gesprochenen Worte waren wie ein Donnerschlag, der ihn zu Boden stürzte: er warf sich vor dem Heiligen nieder, gestand ihm demüthig seinen Fehler, und bat ihn deshalb tausendmal um Verzeihung. Es war ein Leichtes, den Heiligen zu erweichen, seine Liebe sprach immer für die Schuldigen, die ihr Unrecht erkannten. Er hielt es übrigens für nothwendig, die Gelegenheit zu benützen, diesem Bedienten einen heilsamen Rath zu geben. Ich verzeihe Euch, sagte er immer mit derselben Güte zu ihm; allein nehmet Euch vor dem traurigen Zustand, in welchen Ihr Euch versetzt habt, in Acht; es können Euch tausend Widerwärtigkeiten begegnen, Ihr könnt fallen, man kann Euch beschimpfen, Ihr richtet Eure Gesundheit zu Grunde; das Traurigste jedoch ist, Ihr gefährdet Eure Seele, beleidiget Gott, verursacht Aergerniß, und wenn Ihr das Unglück hättet,

in diesem Zustande zu sterben, was würde aus Euch und wie würdet Ihr vor Gott erscheinen?

Der Bediente, bis zu Thränen gerührt, und von dem lebhaftesten Schmerz durchdrungen, versprach, in seinem Leben keinen Wein mehr zu trinken. Nein, antwortete der Heilige, Gott verlangt von Euch nicht so viel; jedoch was ich Euch befehle, ist, längere Zeit nur Wein mit der Hälfte Wasser vermischt zu trinken. Jetzt, mein Freund, denkt daran, Euch mit Gott zu versöhnen, geht nach frommer Vorbereitung beichten, dann lebt als ein guter Christ. Der Bediente gehorchte, und beichtete dem heiligen Bischof, den er von nun an wie seinen Vater betrachtete: er blieb ihm sein Lebenslang zugethan, und diente ihm von nun an mit aller Treue und allem Eifer: glücklich, einen so guten Herrn gefunden, noch glücklicher, seinen heilsamen Rath befolgt zu haben.

Ein weltlich gesinnter Mann, den die Leidenschaft auf's Aeußerste gebracht hatte, redete eines Tags den Heiligen an. In seiner Wuth, die ihn übernahm, stieß er gegen ihn Alles aus, was Zorn, Heftigkeit, Uebereilung und Haß eingeben können: Drohungen, Beleidigungen, Verachtung, Beschimpfungen, Alles wurde angewendet. Der Heilige ließ diesen Menschen, ohne die geringste Bewegung zu zeigen, seine Galle und sein Gift, von dem er voll war, ausschütten, und als er damit zu Ende war, sagte der heilige Franz von Sales nur die wenigen Worte zu ihm: Mein Herr, Sie sollen wissen, daß, rißen Sie mir auch ein Auge aus, ich Sie mit dem andern noch ebenso liebevoll betrachten würde, als wären Sie mein bester Freund. Ist dies ein sanfter Mann, oder die Sanftmuth selbst, die so spricht? Allein muß man, um sich zu mäßigen, und seiner in dergleichen Umständen bis zu diesem Grade Meister zu bleiben, über sich nicht schon Siege errungen haben?

Bei einer ähnlichen Gelegenheit erduldete der heilige Franz von Sales eine gleiche Behandlung und zeigte dieselbe Sanft-

muth. Ein Mann von Stand bat ihn für Jemand, für welchen er viele Theilnahme hatte, um eine Stelle. Der Heilige glaubte, dies in seinem Gewissen nicht gewähren zu können. Derjenige, welcher ihn hierum ersuchte, über diese abschlägige Antwort aufgebracht, beschwerte sich darüber bei dem Heiligen, und behandelte ihn in seinem Zorn auf die unwürdigste und beleidigendste Weise, ohne daß der heilige Bischof die geringste Veränderung in seinem Gesichte und seiner Gesinnung zeigte. Als sich dieser wüthende Mensch entfernt hatte, sagte der Bruder des heiligen Franz von Sales, welcher bei dem ganzen Vorfall zugegen war, daß er diesem heftigen Manne hätte antworten sollen, und daß es keinesfalls passend gewesen sei, das Ansehen, welches man bekleidet, so verachten und herabwürdigen zu lassen. Als der Heilige keine Antwort gab, so sagte sein Bruder, über diese Art von Unempfindlichkeit erstaunt, zu ihm: Wir sind allein, sprich mit mir vertrauensvoll, ich bitte dich darum, und verhehle mir nichts. Hast du gar nichts in deinem Herzen gefühlt, und bist du innerlich eben so unempfindlich gewesen, als wie du es äußerlich geschienen hast? Willst du, daß ich mit dir aufrichtig spreche? erwiederte der Heilige. Nicht nur bei dieser Gelegenheit, sondern bei vielen andern spüre ich den Zorn in meinem Herzen wie das Wasser in einem Topf am Feuer kochen; allein mit Hilfe Gottes würde ich lieber sterben, als das Geringste thun oder sagen, was Gott mißfallen könnte. Ich habe diesen Entschluß mit dem Beistand der Gnade gefaßt, und ich werde ihm treu bleiben. Es ist also nicht Unempfindlichkeit des Herzens, sondern Großmuth der Tugend, daß die Heiligen Sanftmuth zeigen. Die Vernunft selbst zwingt uns, sie zu bewundern. Wann wird uns die Gnade veranlassen, sie nachzuahmen?

Ein Geistlicher seiner Diözese, der sich mehrmals verfehlt, aber versprochen hatte, sich zu bessern, erhielt von ihm Verzeihung. Er verfiel abermals in einen bedeutenden Fehler, und wurde

eingesperrt. Man wollte ihn verhindern, seine Zuflucht zu dem heiligen Franz von Sales zu nehmen, die er stündlich verlangte, weil er hoffte, daß dieser in seinen Augen die Aufrichtigkeit seiner Reue lesen würde. Der Gottselige befahl, denselben zu ihm zu führen; seine Bedienten gaben es nicht zu. Wohlan, sagte der Heilige, wenn ihr ihn verhindert, zu mir zu kommen, so werdet ihr mich nicht verhindern, zu ihm zu gehen; ihr wollt nicht, daß er sich aus dem Gefängnisse entferne, so mögt ihr es gut finden, daß ich mich in selbes begeben, und der Gefährte seiner Gefangenschaft bin: man muß diesen armen Betrübten trösten. Dieser Mann hatte den heiligen Bischof nicht sobald erblickt, als er ihm mit Thränen zu Füßen fiel, und bat, man möge ihm was immer für eine Strafe auferlegen, er sei bereit dazu, um sein begangenes Unrecht wieder gut zu machen, weil ihn sein Schmerz mehr quäle als jede Buße, die ihm auferlegt würde. Bei diesem Anblick konnte der Heilige seine Thränen nicht zurückhalten. Ist es möglich, sagte er sodann zu seinen Bedienten, daß ihr nicht sehet, Gott habe diesem Mann schon verziehen? Wenn Gott ihn losspricht, wer wird es wagen, ihn zu verdammen? fürwahr, ich werde es nicht sein. Hernach umarmte er ihn mit vieler Zärtlichkeit, und sprach begütigend zu ihm: Gehen Sie, mein Bruder, gehen Sie in Frieden, und sündigen Sie nicht mehr, ich sehe, daß Sie aufrichtig reumüthig sind, Sie haben die Kirche schlecht erbaut, Sie werden von nun an ihre Zierde werden. Die Prophezeiung ging in Erfüllung. Dieser Mann trat wieder in sein Amt ein, in welchem er eine solche Zierde von Jesus Christus wurde, daß Jedermann darüber Gott pries. Als man dem Heiligen über seine zu große Güte Vorwürfe machte, sprach er die merkwürdigen Worte: Es ist besser, durch Sanftmuth Bußfertige, als durch Strenge Scheinheilige zu machen.

Seid voll Nachgiebigkeit gegen eure Brüder, ertragt ihre Fehler und Schwachheiten; damit auch Gott euch beistehe.

Ein ehrwürdiger Greis erholte sich bei dem Abbé Johann, einem berühmten Einsiedler, öfters Rath, vergaß aber immer, was er vernommen hatte. Als er mehrmals bei ihm gewesen war, ohne von seinen Lehren je etwas zu behalten, verlief ein langer Zwischenraum, ohne daß er wieder zu ihm ging. Nachdem der Heilige ihn deswegen um die Ursache gefragt hatte, antwortete er: Ich habe gefürchtet, Euch unnützer Weise zu belästigen. Hierauf erwiderte der heilige Abbé, welcher ihn unterrichten und ihm begreiflich machen wollte, daß in seinen Gesinnungen die Liebe unveränderlich und unzertrennlich sei: Zündet eine Lampe an. Der Greis gehorchte. Hierauf ließ er ihn an dieser mehrere andere anzünden, und fragte ihn sodann, ob das Licht der ersten Lampe sich dadurch vermindert habe, daß es andern mitgetheilt wurde. Der Greis antwortete mit Nein. Nun, versetzte hierauf Abbé Johann, so wisset, daß, wenn alle Einsiedler der Wüste in meine Zelle kämen, um sich bei mir Rath zu erholen, ich nichts von dem verlieren würde, was ich ihnen mittheilen könnte, weil ich es aus dem Herzen von Jesus Christus schöpfe. Kommt also so oft, als Ihr glaubt, meiner zu bedürfen, und fürchtet niemals, mir beschwerlich zu fallen.

Es gibt Personen, die mit Niemanden im Frieden leben können. Es ist zuverlässig ein großer Fehler, die Tugend Anderer durch seine üblen Launen gleichsam auf die Probe zu stellen. Die Fehler des Nächsten mit Geduld und mit dem Geiste der Liebe ertragen, ist eine große Gabe. Der berühmte Cassian, von dem wir mehrere Werke, unter andern die Unterredungen der Väter der Wüste haben, erzählt von einer Dame aus Alexandrien, daß sie, nicht zufrieden, die Leiden, welche Gott über sie verhängte, gutwillig zu ertragen, Alles mit Eifer aufsuchte, was ihr Gelegenheit geben konnte, zu leiden und ihre Geduld zu üben.

Die Kirchengemeinde von Alexandrien ernährte in jener Zeit mehrere Wittwen: sie bat den heiligen Athanasius, ihr

eine zu bezeichnen, um dieselbe in ihrem Hause zu ernähren, und so die Kirche zu erleichtern. Der Heilige lobte ihr Vorhaben außerordentlich, und befahl, für sie eine von sanfter Gemüthsart und großer Frömmigkeit zu wählen: sie nahm sie zu sich, und behielt sie einige Zeit, indem sie selbe mit aller Aufmerksamkeit und Sorgfalt behandelte. Allein da diese arme Frau nicht aufhörte, sie fortwährend zu loben, und ihr für ihre Güte zu danken, begab sie sich zu dem heiligen Bischof, und beklagte sich bei ihm darüber, daß er, während sie ihn gebeten habe, ihr Gelegenheit zu geben, sich durch ihre Dienste verdient zu machen, ihrer Bitte nicht entsprochen habe.

Der heilige Athanasius verstand anfänglich nicht, was sie damit sagen wolle, und bildete sich ein, man habe seinen Befehl nicht befolgt, allein, nachdem er sich deshalb erkundigt hatte, und nun wußte, daß man eine Frau voll Frömmigkeit gewählt habe, begriff er, was sie mit ihrer Klage sagen wollte, und erwiderte ihr, daß er die Sache ändern würde. Er befahl daher, daß man eine Frau von störrischem Geiste, und von schwierigem und unverträglichem Gemüthe (eine solche, sagt Cassian, war leichter zu finden, als eine andere), auswähle. In der That wählte man eine frostige, verdrüßliche, zornige, wunderliche und zanksüchtige Frau; er ließ selbe in die Hände dieser frommen Dame abgeben, welche sie in ihr Haus einführte und sich angelegen sein ließ, sie mit noch mehr Demuth und Sorgfalt als die andere zu bedienen.

Sie empfing dafür nichts als Undank, Klagen und üble Behandlung. Diese böse Wittwe widersprach ihr in Allem beständig, und ließ sich sogar manchmal vom Zorn so weit hinreißen, daß sie Hand an sie legte. Die heilige Frau fand sohin mehr, als sie begehrt hatte; sie dankte dem heiligen Athanasius, ihr ein Weib gegeben zu haben, das ihr die Geduld so gut gelehrt habe, und ihr täglich Gelegenheit zu Verdiensten verschaffe.

In vielen Augenblicken fühlte sie das ganze Gewicht der Last. Uebrigens setzte sie ihre guten Dienste immer fort. Nachdem sie einige Zeit in dieser Uebung der Liebe und Abtödtung gelebt hatte, starb sie heilig in dem Herrn.

Wir nützen uns selbst weit mehr durch die Unterstützung des Nächsten, durch die Ausübung der Liebe, als Andern durch die Hilfe, die wir ihnen leisten: wir können ihren Körper nur erhalten oder heilen; allein wir erwecken oder erhalten unsere eigene Seele, wenn wir sie lieben und ihnen beistehen. Die Liebe ist sohin gleichsam ein Gewerbe, bei dem man weit mehr empfängt, als man gibt.

Johann Gualbert war von Adel und ein Kriegsmann. Als einer seiner nächsten Verwandten getödtet wurde, mied der Mörder jeden von dieser Familie; unterdessen begegnete Gualbert eines Tags, von seinen Waffenträgern begleitet, diesem Mörder in einem so engen Weg, daß es unmöglich war, einander auszuweichen. Der Schuldige, welcher sich in diesem Zustande sah, verzweifelte an seinem Leben, indem er sich für verloren hielt; er warf sich mit dem Gesichte, seine Hände in Kreuzform ausgestreckt, auf die Erde, und erwartete den Tod. Gualbert wurde dadurch gerührt und aus Ehrfurcht vor dem Kreuze von Jesus Christus, welches er durch seine Lage vorstellte, verzieh er und sagte ihm, er solle sich fortbegeben, und er könne von nun an frei herumgehen, ohne etwas zu befürchten. Zugleich begab sich Gualbert in die Kirche von Sanct Miniato in der Nähe von Florenz, und nachdem er zum Gebet niedergekniet war, sah er das Crucifix sich gegen ihn neigen, wie zum Zeichen der Billigung seiner so eben ausgeübten Heldenthat. Dieses Kreuz zeigt man noch jetzt in Florenz.

Johann Gualbert, von diesem Wunder gerührt, begann ernstlich, daran zu denken, die Welt zu verlassen, und sich Gott ganz zu ergeben. An den Thoren von Florenz angekommen, schickte er seine Leute dahin ab, eine Wohnung zu

bereiten, und kehrte sodann zur Kirche von Sanct Miniati zurück. Dort war ein Kloster, er verlangte nach dem Abte, bittet diesen, ihn in seinem Vorhaben zu unterstützen, und erzählt ihm das Wunder mit dem Kreuze, das sich so eben ereignet hatte. Der Abt rieth ihm, die Welt zu verlassen; allein um ihn zu prüfen, stellte er ihm die Strenge des Mönchlebens vor, und wie schwer es sei, dasselbe in der Blüthe der Jugend zu ertragen. Gualbert wurde dadurch nicht wankend gemacht.

Unterdessen kehrte einer seiner Leute, als er sah, daß er nicht nach Florenz kam, nach Hause zurück, und erzählte dem Vater Gualberts, was sich zugetragen; dieser, ganz bestürzt, sucht seinen Sohn überall, und erfährt nach vielen Nachforschungen, daß er zu Sanct Miniati sei, und dort Mönch werden wolle. Der Vater begibt sich dahin, verlangt seinen Sohn, schreit und droht, wenn man ihm denselben nicht herausgäbe. Johann wollte vor seinem Vater nicht erscheinen, weil er wußte, daß er nur kam, um ihn aus dem Kloster zu nehmen. In dieser Noth sagte Gualbert zu sich selbst: Von wem kann ich das heilige Kleid würdiger empfangen, als vom Altare, wo man das Blut von Jesus Christus opfert? Als er hernach zufällig das Kleid eines Mönches fand, trug er es schnell in die Kirche, legte es ehrerbietig auf den Altar, und bekleidete sich freudig damit, nachdem er sich die Haare abgeschnitten hatte. Alle Mönche bewunderten seinen Glauben. Wie der Abt eintrat, und ihn bei den andern Mönchen sitzen sah, ließ er nun auch seinen Vater eintreten. So wie er seinen Sohn in diesem Zustand sah, zerriß er seine Kleider, schlug sich an die Brust, und schien außer sich; endlich sprachen ihm der Abt, die Mönche und sein Sohn so nachdrücklich zu, daß er zu sich kam: er gab seinem Sohn den Segen, und begab sich fort, den Rathschluß Gottes anbetend.

Dieser ist der nämliche Johann Gualbert, welcher in der Folge das berühmte Kloster von Vallombrose gründete.

Die Verzeihung der Beleidigungen ist das große Wunder des Christenthums; dieses Wunder zu üben werdet ihr nun oft aufgefordert werden. Damit es gelinge, erholt euch im Glauben Rath bei euern Vätern.

Gutes Beispiel. — Wanderer zur Ewigkeit, ihr müßt euch gegenseitig den Weg anweisen, wie ihn euch eure Väter angewiesen haben. Das gute Beispiel ist eine heilige Pflicht, aber auch das wirksamste Mittel, Andern nützlich zu sein. Die Befehung der Iberier, eines Nachbarvolkes des schwarzen Meeres, hatte etwas sehr Wunderbares. Eine bei ihnen gefangene christliche Frau zog durch die Reinheit ihres Lebens, durch ihre Mäßigkeit, Treue, und ihre Unverdrossenheit im Gebet, in welchem sie ganze Nächte zubrachte, ihre Aufmerksamkeit auf sich. Die erstaunten Barbaren fragten sie um den Beweggrund ihrer Aufführung. Sie antwortete einfach, daß sie auf diese Art Christum, ihrem Gott, diene. Dieser Name war ihnen eben so neu, als das Uebrige; aber ihre Beharrlichkeit erweckte die natürliche Neugierde der Frauen, um zu wissen, ob dieser große Religionseifer auch von einigem Nutzen sei. Es war ihre Gewohnheit, daß die Mutter, wenn ein Kind krank wurde, selbes in die Häuser trug, um sich zu erkundigen, ob irgend Jemand ein Mittel wisse. Eine Frau, welche ihr Kind vergebens so herumgetragen hatte, kam auch zu der Gefangenen. Diese sagte ihr, daß sie kein menschliches Mittel wisse; allein daß ihr Gott, Jesus Christus, den sie anbetete, den hoffnungslosesten Kranken die Gesundheit geben könne. Nachdem sie nun das Kind auf die härene Rutte, deren sie sich als Bettlager bediente, gelegt und über selbes ihr Gebet verrichtet hatte, gab sie es geheilt seiner Mutter zurück. Der Ruf dieses Wunders verbreitet sich, und gelangt der Königin zu Ohren, die unter großen Schmerzen krank darnieder lag und zur Verzweiflung gebracht war. Sie bat, daß man ihr die Gefangene herbeiführe; diese weigert sich, hinzugehen, aus Furcht vor

dem Scheine, von sich eine zu gute Meinung zu haben, und sich gegen den Anstand ihres Geschlechts zu verfehlen. Die Königin ließ sich zur Zelle der Gefangenen tragen, welche sie auf ihre härene Kutte legte, und nach Anrufung des heiligen Namens Jesus Christus sogleich vollkommen gesund aufstehen hieß. Sie lehrt die Königin, daß Jesus Christus, Gott und Sohn des höchsten Gottes sie geheilt habe, und ermahnt sie, ihn anzubeten, weil er es ist, welcher den Königen die Gewalt und das Leben allen Menschen gibt.

Die Königin kehrte voll Freude zurück; der König fragte sie, wie sie so schnell geheilt worden sei, und als er es erfahren, befahl er, der Gefangenen Geschenke zu bringen; allein die Königin sagte zu ihm: Gnädiger Herr, sie verachtet alles dieses; sie will weder Gold noch Silber; das Fasten ist ihre Nahrung; die einzige Belohnung, die wir ihr geben können, ist, Jesus Christus anzubeten, diesen Gott, den sie angerufen, um mich zu heilen. Der König zögerte noch und vernachlässigte, sich zu befehlen, obschon ihn seine Gattin hierum oft anging; als er jedoch einst im Walde jagte, wurde es am hellen Tag so dunkel, daß er sich von seinem Gefolge verirrt, und so allein blieb, ohne zu wissen, wohin er sich wenden sollte: in dieser Verlegenheit kam ihm der Gedanke, daß, wenn Christus, von welchem die Gefangene mit seiner Frau gesprochen, ihn aus dieser Finsterniß befreie, er alle andern Götter verlassen würde, um ihn anzubeten. So wie er in seinen Gedanken dieses Gelübde, ohne ein Wort zu sprechen, gemacht hatte, kam der Tag wieder, und er gelangte glücklich zur Stadt. Er erzählte die Sache der Königin; man läßt schnell die Gefangene kommen; er erklärt ihr, daß er keinen andern Gott mehr anbeten wolle, als Jesus Christus, und befragt sie um die Art, ihm zu dienen. Sie spricht sich hierüber so viel, als sie es vermag, aus, verlangt, daß man eine Kirche baue, und beschreibt die Form derselben.

Nachdem der König sein Volk versammelt hatte, erzählt

er diesem, was ihm und der Königin begegnet sei, unterrichtet es, so weit er konnte, von der christlichen Religion; die Königin ihrer Seits unterrichtet die Frauen, und man beeilt sich, in gemeinsamer Uebereinstimmung die Kirche zu bauen. Die Mauern waren schon aufgerichtet, es war Zeit, die Säulen zu setzen: man richtete die erste und zweite auf; aber mit der dritten, welche man mit Mühe aufgehoben hatte, konnte man nicht fortfahren, so große Kraft man hiebei auch mit Menschen, Ochsen und einigen Maschinen anwendete. Man versuchte es mehrmals, ohne sie selbst nur bewegen zu können: man wußte nicht mehr, was man thun sollte, und der König fing an, den Muth zu verlieren. Als sich gegen Ende des Tags Jedermann wegbegeben hatte, blieb die Gefangene allein in dem Gebäude, und brachte dort die Nacht im Gebete zu. Der König kam des andern Tags sehr früh beunruhigt mit den Seinigen, und sah die Säule senkrecht auf dem Boden stehen, jedoch einen Fuß davon entfernt, so daß sie in der Luft hing. Alles Volk fing Gott zu loben an, und sagte, daß die Religion der Gefangenen die wahre sei, und die Säule stieg vor ihren Augen allgemach, ohne daß man sie anrührte, auf den Boden nieder: die übrigen waren so leicht aufzustellen, daß man damit noch am nämlichen Tag zu Stande kam. Als die Kirche gebaut war, und das Volk eifrig wünschte, im Glauben unterrichtet zu werden, schickte man auf den Rath der Gefangenen im Namen der ganzen Nation eine Gesandtschaft an den Kaiser Constantin: man legt ihm die Sache dar, und bittet ihn um Absendung von Bischöfen, um das Werk Gottes zu vollenden. Er schickte diese eilig dahin, und fühlte über diese Befehung mehr Freude, als über eine große Eroberung.

Wahrheit. — Seid in Allem wahr. Betrug, Verstellung und Lüge sind die Quellen des Mißtrauens, der Zwietracht und der wenigen Liebe, die in der Welt herrscht: liebet also

die Wahrheit, denn die Wahrheit, das ist Gott. Lüget niemals, damit euer Wort gleich einem Eid und Vertrag sei. Ihr seid dies Andern, wie euch selbst schuldig. Hört über diesen Gegenstand folgende Erzählung:

Der Pater Gregor war ein armer Kapuziner in dem Marktflecken Sanct Loup (obere Saône) gebürtig. Seine Jugend war vollkommen tugendhaft, was ihm ohne Zweifel die Martyrer-Palme, die schönste, die Gott seinen Auserwählten aufbewahren kann, verschaffte. Er übte im Frieden die Mönchstugenden in dem Kloster von Sanct Claude (Jura), er predigte und erbaute, als der revolutionaire Sturm auf dem Boden von Frankreich sich erhob. Da dieses blutige Schauspiel nur die zur That gewordene Gesinnung der Gottlosigkeit war, so sah man Leute in großer Anzahl sich gegen Gott mit einem unversöhnlichen Haß benehmen, und ihn in seinen Dienern, seinen Festen und allen Gegenständen seines Dienstes verfolgen. Die Diener der Religion insbesondere waren gleich wilden Thieren umringt, und viele verdankten ihre Rettung nur der Borsehung, sagen wir lieber, einem Wunder. Nichts desto weniger sei Gott gebenedeit! Ich sage es mit Stolz, meine edle und getreue Provinz unterstützte den Eifer der Freiheitsfreunde schlecht; der christliche Glaube hatte zahlreich Wurzel gefaßt.

Es ist bemerkenswerth, daß alle Tyrannen in Erfindung der Mittel, das Gewissen ihrer Opfer zu peinigen, geschickt sind. Betrachtet die sinnreichen Erfindungen der Cäsaren, um die Christen zu erkennen und zu verführen. Die Revolution hatte gleichfalls ihre Mittel und ihren Probierstein; diese waren die Eide. Man forderte deren von jeder Art; erlaubte und verbrecherische: hierin stellte man vor Allem die Priester auf die Probe. So säte man Uneinigkeit im geistlichen Stande und setzte die Gewissen in Verlegenheit. Die Schwachen unterlagen, die Lauen zauderten, die Starken, und deren gab es

eine große Anzahl, widerstanden. Es ist unnütz, zu erwähnen, daß Pater Gregor sich den Letztern anschloß. Das Auge auf den Stuhl des heiligen Petrus, den alleinig sichern Compaß in den gegen den Glauben erweckten Stürmen, gerichtet, glaubte er sich mit dem Beistande Gottes hinlänglich stark, um der Bosheit der Menschen und der Wuth der Hölle zu trotzen. Eine einzige Sache betrübte ihn — der Abfall einer gewissen Anzahl seiner Brüder. Wie viele bittere Thränen vergoß er! Heiliger Mann! der du nicht glauben konntest, daß es niedrige Seelen gebe, um die schönste Würde in der Welt — das Priestertum, zu verunehren!

In der Verfügung mit inbegriffen, welche die Widerspenstigen außer dem Gesetze erklärte, war Pater Gregor einen Augenblick zweifelhaft, ob er in das Land des Exils wandern sollte; die Schweiz bot ihm ihren gastfreundlichen Boden an, wo schon Viele eine Zuflucht gefunden hatten. Allein er glaubte die Klagen der verlassenen Pfarreien zu hören: das Bild so vieler armen Seelen, die zum Lohne für die lange und treue Anhänglichkeit an der Religion ihrer Väter sich in ihrer letzten Stunde der süßen Tröstungen beraubt sehen würden, dieses Bild, sage ich, erweichte ihn bis zu Thränen, und fesselte seine Schritte. Er getraute sich nun nicht mehr fortzureisen: und alsdann, seht, legte ihm Gott eine Binde auf die Augen, denn er war zum Martyrer bestimmt.

Während achtzehn Monaten brachte er mit eben so viel Eifer als Glück die Hilfe seines Amtes überall hin. Bei der Nacht feierte er in irgend einem getreuen Hause das heilige Messopfer, er hörte Beicht, unterrichtete, besuchte die Kranken, und am Tage verbarg er sich, um der emsigen Wachsamkeit der Revolutionairs zu entrinnen. In dieser Zeit gab es keine Gleichgiltigen; Gott und die Hölle standen sich gegenüber: große Tugenden und ungeheure Verbrechen, eine heldenmüthige Treue oder feiger Abfall. . . . O! wenn damals die Erde

mit verabscheuungswürdigen Uebelthaten besudelt wurde, so wurde sie auch durch erhabene Handlungen gereinigt, und durch bewunderungswürdige Beispiele getröstet. Man hat sehr oft gesagt, daß die Revolution viele Menschen in Frankreich verdorben habe, was mich betrifft, ich glaube es nicht. Sie hat bloß geheime Laster aufgedeckt; sie hat Unbesonnene, aber keine Bösen gemacht. Ein Notar schoß eines Tages in kurzer Entfernung auf den Pater Gregor, welchen er erkannte. Zwei oder drei Jahre vorher galt dieser würdige Patriot für einen sehr ehrlichen Mann. Denkt man etwa, die Revolution habe ihn verdorben? Nein, sie hat ihn nur entlarvt. Ebenso sah man auch damals bisher unbekannte Tugenden glänzen. War es auch die Revolution, welche sie hervorgebracht hat? Keineswegs. Sie schlug mit ihrem fürchterlichen Schwerte den unbekanntenen Kieselstein, und der Funke sprang in die Höhe.

Der heilige Mann durchschritt in seinem gefährvollen Amte die stürmischen Zeiten. Kein widerwärtiger Zufall trübte es; denn Gott wachte über ihn, und erhielt ihn zum Heile der Gläubigen. Alsdann kam die Stunde der Unflugheit, weil die Stunde des Martyrthums nahte. So bricht ein Baum, der sich gegen die verdoppelte Gewalt des Sturmes gehalten hat, bei dem letzten Windstoß, wenn die Sonne schon am andern Ende des Horizont leuchtet. Eines Tags besuchte er, er mochte wollen oder nicht, einen seiner Mitbrüder in dem benachbarten Dorfe. . . In diese Zeit setzte Gott das Ziel seiner Arbeiten. Er wurde verhaftet, erkannt und des andern Tags nach Besoul geführt. Dort verhörte man ihn, und auf seine freimüthigen und festen Antworten wurde er in's Gefängniß gesetzt.

Diese Verhaftung machte den Pater Gregor keineswegs verlegen; denn er dankte Gott mit lauter Stimme, der ihn mit dem Marterthum beehrte. Es waren auch nicht die Gläubigen verlegen, so empfindlich ihnen auch dieser Verlust fiel; denn Gott würde sie nicht verlassen; wohl aber die Richter,

bei welchen der Dienst der Freiheit und Vernunft nicht alle Vernunft und Menschlichkeit erstickt hatte, die, wie Pilatus, sich nicht getrauten, einen Mann, den sie unschuldig wußten, zu verdammen, noch einen Unschuldigen, welcher für schuldig galt, aus Furcht, es möchte bei dem Volke ein Aufruhr entstehen, loszusprechen. Uebrigens bestand ein Gesetz, das jeden Richter absetzte und zur Gefängnißstrafe verurtheilte, welcher einen solchen Verbrecher freisprechen würde. Was war also in einer solchen Ungewißheit zu thun?

Man war der Meinung, das einzige Mittel, sich aus dieser Verlegenheit zu ziehen, wäre, den Vater Gregor zu bestimmen, durch eine leichte Lüge glauben zu machen, daß er den Eid der Freiheit und Gleichheit geleistet habe. *) Dadurch versöhnte man sein eigenes Gewissen, das Gesetz, die öffentliche Meinung und das Heil des Angeklagten. Es fand sich ein Advocat, der mit Freuden das Geschäft annahm, weil er lebhaft die Wohlfahrt des guten Vaters wünschte. Er kam daher zu ihm in's Gefängniß, und es fand zwischen ihnen folgendes Gespräch statt:

Ich kann Ihnen die drohende Gefahr, mein ehrwürdiger Vater, sagte der Advocat mit rührender Theilnahme, in der Sie schweben, nicht verbergen. Unschuldig vor Gott und allen Rechtshaffenen, allein schuldig vor dem Gesetze kann Ihr Urtheil nicht zweifelhaft sein, und das Schaffot ist Ihre einzige Aussicht. . . Ein Mittel übrigens bleibt Ihnen noch, unserer friedlichen Bevölkerung ein gräßliches Schauspiel und Ihnen einen grausamen Tod zu ersparen. . . — Welches Mittel? fragte ruhig der Ordensgeistliche. — Dieses, morgen vor ihren Richtern zu sagen, daß Sie den Eid der Freiheit geleistet

*) Verschieden von dem Eide der bürgerlichen Constitution der Geistlichkeit, den man auch von jedem Priester und Ordensgeistlichen verlangte.

haben. — Unmöglich, rief der fromme Kapuziner mit Festigkeit aus: ich, lügen! unmöglich! — Ihre Richter sind gewonnen, es ist eine abgemachte Sache, sie sind es, welche mich schicken. . . — Unmöglich! wiederholte noch lauter der Gefangene. . . Ei, was ist mein armseliges Dasein, um es um den Preis einer Lüge zu erhalten? Nein, nein! ich sterbe lieber tausendmal, als meinen Gott mit Vorsatz zu beleidigen. Unmöglich! mein Herr Advocat.

Der Advocat erwartete diese erste Antwort, wurde aber nicht irre gemacht. Er begriff, daß er seinen Clienten von seinen Ideen abbringen müsse; und er war so voll List, und gebrauchte so viel Honigworte, daß es ihm gelang.

Könnten Sie, o Priester Jesu Christi! ergriff er mit bewegter Stimme das Wort, könnten Sie einen Augenblick zaudern, den Vorschlag, den ich Ihnen mache, anzunehmen? Fern sei von mir der Gedanke, Ihnen wieder die Todesart, die man Ihnen bereitet, vor Augen zu stellen. . . Ich weiß, daß derlei Beweggründe nur für gewöhnliche Leute sind, und daß dies Ihr Vorhaben nur noch stärker machen würde. Das Martyrthum ist der Gegenstand Ihrer heißesten Wünsche, und ich selbst würde, wenn es sich nicht um Sie handelte, Sie, wenn auch nicht dazu ermuntern, doch wenigstens bewundern, und über Alles nachdenken, was in einer treuen Seele die Liebe vermag, welche mächtiger ist, als der Tod. Aber diese Seelen, die Sie verlassen wollen, und für deren Heil Sie verantwortlich sein sollen! Aber das Gebot, das Ihnen Gott auferlegt, sich für Ihr erhabenes Amt zu erhalten! Aber das schreckliche Uergerniß, welches ihr Tod hervorbringen wird! Aber die fürchterliche Wirkung, welche dieses ganz neue Schauspiel auf eine bis jetzt so friedliche Bevölkerung ausüben wird!*) Aber

*) Pater Gregor war wirklich der erste Priester, welcher während der Revolution in Besoul hingerichtet wurde. Glücklicherweise war diese Hinrichtung auch die letzte.

die Gelegenheit zur Gotteslästerung und Ruchlosigkeit, die es den Feinden der Religion verschaffen wird! Aber der Haß, den es erwecken — das Blut vielleicht, das es fließen machen wird! und das gehässige Gewicht, welches dasselbe auf die Gesetze und das Haupt Ihrer Richter zurückschleudern wird! O! welche mächtigen Gründe, um eine unnütze, ja selbst strafbare Strenge zu erweichen! Haben Sie daran gedacht? Begreifen Sie die ganze Größe Ihrer Hartnäckigkeit, das zu verweigern, was wir von Ihnen verlangen?

Sie verlangen eine Lüge von mir, mein Herr Advocat, und um Alles in der Welt kann ich mich dazu nicht verstehen. Es lebe Gott! der einzig Gute, der einzig Große! Möge ich ihm treu bleiben, und er wird das Uebrige auf sich nehmen!

Ich würde in Verzweiflung sein, entgegnete der Advocat sogleich, etwas von Ihnen zu verlangen, was Ihrem Gewissen entgegen wäre: Sie irren sich, wenn Sie die Antwort, die ich Ihnen einflöße, für eine Lüge nehmen. Hören Sie mich nur an. Lügen heißt reden, um Jemand zu einem Irrthum zu verleiten. Wenn Sie nun antworten, oder vielmehr glauben lassen, daß Sie den Eid der Gleichheit geleistet haben, so täuschen Sie Niemand. Sie täuschen Ihre Richter nicht, weil mich diese selbst geschickt haben, und recht gut wissen, daß Sie nicht geschworen haben. Sie täuschen aber auch das Volk nicht, welches Alles weiß, und den geneigten Willen Ihrer Richter in Ansehung Ihrer kennt. Warum zaudern Sie also? Wenn ich Ihnen einen falschen Paß anböte, der Sie vor einem gewissen Tod retten könnte, würden Sie ihn unter dem Vorwande eines Betrugs und einer thatsächlichen Lüge ausschlagen? Gewiß nicht. Wohlau denn: das Mittel, welches ich Ihnen anbiete, ist nichts anderes als ein zwischen Ihren Richtern und Ihnen verabredeter Kunstgriff, wobei Niemand der Betrogene sein wird.

Diese scheinbaren Gründe besiegten den Pater Gregor

noch nicht; aber sein Glaube war schon erschüttert. Vor Allem machte die Idee von den Folgen, die sein blutiger Tod haben könnte, auf ihn einen lebhaften Eindruck. Der Advocat nahm dies wahr, und machte sich seinen ersten Erfolg geschickt zu Nutzen. Der Ordensgeistliche hatte nach drei mit ihm in demselben Gefängnisse eingesperrten Priestern verlangt, um sie zu Rath zu ziehen: der Advocat führte sie augenblicklich vor, und erneuerte vor ihnen seine listige Unterredung. Diesmal übertraf er sich. Sein fließender Vortrag, seine beredten Wendungen, seine Betonung, seine rührenden Gebärden, und die reichlichen Thränen, womit er seine Worte begleitete, gewannen den Beifall der drei Schiedsrichter: sie sprachen sich einmüthig dahin aus, daß die vorgeschlagene Antwort keine Lüge sei, und Pater Gregor sich dazu bei seinem Gewissen verstehen könnte. Der siegreiche Advocat bemächtigt sich dieser Entscheidung, besteht von Neuem auf den Gründen, die seinen Klienten am meisten gerührt zu haben schienen, und erhielt endlich von ihm die Unterschrift eines in dem vorgeschlagenen Sinne verfaßten Verhörs.

Pater Gregor schlief ruhig diese Nacht, glücklich vielleicht, zu träumen, daß er großen Uebeln entgehen würde, wenn er ein Leben erhalte, an dem ihm übrigens wenig lag. Des andern Tags erschien er in der Sitzung, hörte die Vorlesung des am Abend vorher unterzeichneten Verhörs, stammelte mit sichtbarer Verlegenheit einige zur Erklärung dienliche Antworten, die ihm sein Advocat überlassen hatte; allein seine Richter waren getheilt, und er würde freigegeben worden sein, wäre nicht der öffentliche Ankläger gewesen, eine Art Fouquier Tinville im Kleinen, der lebhaft wünschte, das Blut eines Priesters fließen zu sehen und der nur Acht hatte, eine so schöne Gelegenheit nicht entzwischen zu lassen. Er schrie viel, zog gegen die Fanatiker los, leugnete, fragte, zweifelte, behauptete, und verlangte die Verschiebung des Urtheils, bis der Beweis des geleisteten Eides geliefert sei.

Die Richter zitterten. . . Man führte den Pater Gregor in's Gefängniß zurück.

Ich hatte Anfangs gesagt, daß er lieber sterben als lügen gewollt, und ich widerrufe es nicht: unsere Leser sehen, was diese ausweichende, so geschickt erzwungene Antwort war. Pater Gregor wurde getäuscht, beging aber keine Lüge: auch war sein Irrthum von kurzer Dauer.

Raum in seinen Kerker zurückgekehrt, überlegte er in der Stille der Einsamkeit den Schritt, den er gethan, und von dem Lichte der Gnade erleuchtet, erkannte er bald, daß man ihn zu einem falschen Schritt veranlaßt habe. Die feinen Gründe seines Advocaten, von ihrem eitlen Zauber entkleidet, erschienen ihm, was sie waren, als reiner Scheingrund, und er wunderte sich, daß seine Mitbrüder und er so leicht in die Falle gegangen seien. Er begriff ohne Mühe, daß Lügen nichts anders sei als gegen seinen Gedanken sprechen, und daß er laut ausgesprochen, was seine Ueberzeugung mißbilligt habe. Sogleich benetzten sich seine Augen mit bittern Thränen; er wirft sich mit der Stirne auf den Boden, und bittet Gott um Verzeihung wegen des Aergernisses, das er gegeben. O, wie war sein Schmerz so aufrichtig und so tief! Es verlangte ihn, daß der Tag komme, um ihm Gelegenheit zu geben, seinen Fehler feierlich wieder gut zu machen, denn sein Entschluß war gefaßt.

Der Advocat kam am Morgen wieder, um sein Werk zu bekräftigen, und seinen Klienten ein falsches Zeugniß über die Leistung des Eides, welches er eiligst hatte kommen lassen, um dem öffentlichen Ankläger zu entsprechen, unterzeichnen zu lassen; aber er war sehr erstaunt, den Pater Gregor unbeugsam zu finden: er versuchte, wieder zu beweisen; allein diesmal siegten die bestimmten und nachdruckvollen Antworten des Kapuziners über die hohlen und wohlklingenden Phrasen des Rechtsgelehrten.

Die Stunde der Sitzung kam an. . . Die Versammlung

der Zuhörer war unermesslich; worüber sich Pater Gregor, als er dieses sah, erfreute, weil er sein Aergerniß desto mehr wieder würde gut machen können. Nachdem er das Wort erhalten hatte, näherte er sich den Schranken, und sprach so laut er konnte: „Bürger Richter, Ihr habt demzufolge, was Euch gestern mein Bertheidiger sagte, und meinem Stillschweigen, oder meinen zweideutigen Antworten nach, glauben können, daß ich den Eid der Gleichheit geleistet habe: aber dem ist nicht so. Dieses strafbare Stillschweigen ist eine Schwachheit von meiner Seite; es ist ein Aergerniß, welches ich in Gegenwart aller Jener, die davon Zeugen gewesen, wieder gut machen muß und will. Ich erkläre demnach vor Gott und allem Volk, welches mich hört, daß ich nie einen Eid geleistet, und nie die Absicht gehabt habe, einen zu leisten. Wenn ich mich entschieden hatte, Euch glauben zu lassen, daß ich den Eid der Freiheit geschworen, so habe ich mich geirrt. . . Der Schein der Wohlfahrt hat mich verführt; denn ich bin dieses Geständniß der Wahrheit schuldig; es ist nicht die Furcht vor dem Tode, die mich so zu handeln veranlaßte, sondern das Verlangen, der Religion und der Menschlichkeit einen Frevel, sowie Gewissensbisse meinen Richtern zu ersparen. Ich erkläre noch einmal, keinen Eid geleistet zu haben. . . Ich kenne das Loos, das mich trifft. . . allein ich fürchte den Tod nicht. . . Ich habe im Gegentheil immer das Marterthum beneidet. An euch ist es nun, zu sehen, ob ich dessen würdig bin; aber, ich wiederhole es, ich habe keinen andern Zweck, als Euch das Urtheil, welches Ihr vielleicht fället, und dem Volk das blutige Schauspiel, welches man ihm geben wird, zu ersparen.“

Diese kräftigen Worte brachten einen schwer zu beschreibenden Eindruck hervor. Die Richter waren bestürzt, das Volk erstaunt. Der Ankläger war allein froh, und mit ihm der fromme Kapuziner, der sich der Schwere seines Gewissens entledigt hatte, und den Augenblick nicht mehr ferne sah, wo

er die Palme — den Gegenstand seiner Wünsche — erlangen würde. Vergebens versuchte sein Advocat das letzte Mittel der Bertheidigung. Zudem er die Antworten des vorhergehenden Tags mit denen des andern aneinander reichte, beharrte er darauf, daß der Verstand seines Klienten verwirrt sei, und verwendete hiezu die beredtesten Worte, um das Mitleiden der Richter zu erregen. Vater Gregor hatte wenig Mühe, zu beweisen, daß er bei vollem Verstande sei. „Es ist vergebens, mein Herr Advocat,“ erwiderte er mit einem weit festeren Tone, „daß Sie meinen Fehler zu entkräften suchen. Ich schwöre auf das Feierlichste, daß ich heute mit der vollen Freiheit des Geistes die Wahrheit gesagt habe. Ich erkläre die gestern gegebenen Antworten als falsch oder zweideutig, nichtig und nicht geschehen. Ich bitte nochmals wegen des Vergernisses, das ich verursacht habe, um Verzeihung. Ich bin doppelt glücklich, wenn ich das Unrecht, welches ich meinem Charakter und der Wahrheit zugesügt habe, mit meinem Blute abwaschen kann!“ Die Frage wurde klar gestellt, man verlangte die Anwendung der Todesstrafe. . .

Die Richter erhoben sich blaß und zitternd... Sie kämpften eine halbe Stunde mit ihrem Gewissen, hernach erkannten sie auf die Strafe des Todes.

Des andern Tags, den 15. Januar 1796, rollt der Kopf des glücklichen Bekenners des Glaubens und Martyrers der Wahrheit auf dem Blutgerüste.

Vierter Abschnitt.

Pflichten gegen uns selbst.

Demuth. — Die Grundlage des ganzen Christenthums ist die Demuth, unsere unzertrennliche Reisebegleiterin nach dem Himmel; sie ist die erste eurer Pflichten gegen euch selbst. Die Tochter eines Königs, Madame Louise von Frankreich,

wird euch zum Muster dienen. Einige Zeit nach ihrem Eintritt bei den Karmeliterinnen zu Sanct Denis, und als sie noch die weltliche Kleidung trug, machte sie eine zweite Umgestaltung in ihrem Anzuge, den sie schon vorher vereinfacht hatte. Beim Anblicke einiger kleinen, vortrefflichen Arbeiten in Gold- und Silberstickerei sagte sie: Hier sind noch kleine Abgötter der Eitelkeit, welche in ihrer Heimath hätten bleiben sollen: sie wirft selbe in's Feuer.

Es gibt eckelhafte und peinliche Dienste, welche die bei den Karmeliterinnen Eintretenden zu verrichten haben, und welche man der Madame Louise oft hätte ersparen wollen, als: das kehren und Bugen des Bodens, das Reinigen der Leuchter, das Waschen des Küchengeschirrs und ähnliche Arbeiten. Allein die Prinzessin gab vor, Niemanden etwas zu überlassen, was sie ihre Rechte nannte. Als eines Tages eine Schwester nicht haben wollte, daß sie mit ihr die Leuchter reinige, sagte sie zu ihr: Ei, Liebe, lassen Sie mich machen. Ich kann kein Hammelfleisch mehr essen, das ich immer so sehr liebte, möchte ich es wenigstens riechen können. Sie paßte sich allen Formen an, sie gebrauchte jedes Mittel, um die Aufmerksamkeit zu besetzen, welche man ihr bezeugte. Ihr seid der Meinung, sagte sie zu ihren Mitarbeiterinnen, mir Beweise Eurer Freundschaft zu geben; allein Ihr solltet mir auch ein wenig von Eurer Achtung schenken; denn alle die Maafregeln, welche Ihr ergreift, um zu verhindern, daß ich dasselbe wie Ihr thue, scheinen mir zu sagen, daß Ihr wenig Glauben in den Muth einer ehemaligen Prinzessin setzt. Und man mußte sie wie die Uebrigen thun lassen.

Von den ersten Tagen ihrer Ankunft im Kloster an wollte auch sie sich zu den Küchenarbeiten begeben; allein man stellte ihr vor, daß die Eintretenden in Kleidern von Seide, wie die Uebrigen, hievon befreit seien, weil es gegen den Geist der Armut wäre, so kostbare Kleider zu verderben, die für die

Sakristei nützlich sein könnten. Hierauf schrieb sie, ohne Zeit zu verlieren, an den König, um ihn zu bitten, ihr für die Arbeiten, die sie manchmal zu verrichten habe, passende Kleider zu schicken. Sie erhielt sofort einen Bettmantel von rosenfarbenem Taffet. An dem Tage, wo sie der Liste nach das Küchengeräth waschen sollte, zieht sie dieses Kleid an, und begibt sich in die Küche, wo es ihr, nachdem sie einige Zeit geprüft hatte, wie es die Andern machten, dünkt, sie werde es ebenso machen können. Sie warf ihre Augen auf einen sehr schmutzigen Kessel, ergreift selben, und in der Absicht, ihn wie die Pfannen eben so reinlich von Außen wie von Innen zu machen, fängt sie ihn von Außen zu putzen an. Sie dreht ihn hin und her, sie rikt sich die Hände, sie erschöpft alle ihre Kräfte. Ihr taffetner Mantel wird so schwarz wie der Kessel, dieser aber nicht reinlicher. Endlich sagten ihr die Schwestern, die sich einige Zeit an ihrer Verlegenheit ergöhten, um ihr die Lust zu den Küchenarbeiten zu benehmen, daß die Kessel nur auf einer Seite gewaschen werden. Ich würde daran nicht gezweifelt haben, antwortete sie; allein, da es das erstemal in meinem Leben ist, daß ich die Küchengeräthe wasche, so konnte ich nicht errathen, daß es für die Kessel eine Ausnahme von der allgemeinen Regel gebe. Ich werde mich daran erinnern. Das Kleid, welches die Prinzessin an diesem Tage trug, konnte zu nichts mehr dienen; allein die Oberin wollte, daß es im Hause aufbewahrt werde, um dadurch zu bezeugen, daß eine Prinzessin von Frankreich es nicht verschmähte, die niedrigsten Dienste bei den Karmeliterinnen zu leisten, und das, was in der Welt so sehr unter ihrem Range gewesen wäre, im Kloster nicht über ihre Tugend war.

Diesem Beispiele einer so hochgestellten Person wollen wir jenes eines vornehmen jungen Herrn, des tugendhaften Claudius Lepelletier de Soufi, beifügen. Seine Demuth war aufrichtig und ohne Rückhalt. Man nahm sie auf gleiche Art

in seinen Gesprächen, seinem Aeußern und in seinem Benehmen wahr. Man sollte nicht glauben, mit welcher Genauigkeit er den Gehorsam, die Grundlage dieser Tugend bei einem jungen Menschen, ausübte. Die Geistesgaben, welche ihn unter seinen Mitschülern auszeichneten, weit entfernt, ihm Eitelkeit einzulösen, waren für ihn der Beweggrund einer heilsamen Furcht. Dies sind, sagte er, freiwillige Wohlthaten von Gott, von denen wir ihm Rechenschaft abzulegen haben. Alle Briefe, die er an seine Freunde schrieb, sind solcher Ausdrücke voll, die nur aus einem Herzen kommen können, welches wahrhaft demüthig ist, und das seine Sicherheit nur in dem Mißtrauen gegen sich selbst findet. Bald schämt er sich glücklich, daß ihn seine Freunde mit irgend einem Zutrauen beehren wollen, bald bedauert er, nicht bei ihnen zu sein, um sich ihre Rathschläge zu Nutzen zu ziehen, und sich an ihren Beispielen zu erbauen. Ein andermal bittet er sie, ihn offenherzig von seinen Fehlern, die er für zahllos hält, in Kenntniß zu setzen, und noch öfter begehrt er von ihnen Unterstützung in ihrem Gebete, um sich inmitten der Welt aufrecht zu erhalten, wo Alles für eine so schwache Tugend, wie ihm die seinige dünkt, Gefahr ist.

Nichts löste Soust mehr Furcht ein, als der Glanz der Ehren: in der That die gewöhnlichste Klippe der christlichen Demuth. Wenn er, sagt Kili, erfuhr, daß Jemand zu großen Ehren erhoben worden sei, so urtheilte er, daß sein Loos zu beklagen sei; hörte er dagegen, daß ein Mann, welcher in der Welt groß gewesen, in Ungnade gefallen sei, so sagte er: Gott hat ihm ein großes Erbarmen erwiesen. Als sein Vater in's Ministerium gerufen wurde, verspürte er hierüber eine wahre Betrübniß, und diese Empfindung ließ sich an ihm um so mehr bemerken, als sie von der Freude der ganzen Familie und den Glückwünschen, die von allen Seiten an den Oberrechnungsrath gelangten, so sehr abstach. Wer immer Soust nicht gekannt hätte, wäre versucht gewesen, ihn der Kälte gegen

seinen Vater sogar in der Zeit zu beschuldigen, wo sein Herz gleichsam ein Opfer der reinen Liebe war, die er zu ihm hegte. Als ihn Jemand in diesem Zustande gefragt hatte, warum er allein, während Alles um ihn so freudig wäre, traurig scheinete, gab er zur Antwort: Weil ich nicht umhin kann, zu befürchten, daß alle diese Ehren das Heil meines Vaters gefährden.

Eines Tages, wo er sich über denselben Gegenstand mit dem Abbé von Flamauxville unterhielt, sagte er zu ihm: Es scheint mir, mein Freund, daß wir an Kräften verlieren, was wir an Höhe gewinnen, ich habe mich nie wankender gefühlt, als seit der Erhöhung meines Vaters; und einige Zeit hernach schrieb er an denselben: Mit Verdruß, mit sehr großem Verdruß sah ich mich genöthigt, Joui, unsere liebe Einsamkeit, zu verlassen, um in Paris mitten in der Gefahr der höchsten Ehrenämter zu leben. Habe ich nicht hinlänglich Ursache, mich zu betrüben? Ich zittere vor Furcht, hier in der Zerstreung das Wenige zu verlieren, was ich besitze. Ich trachte so viel wie möglich, mich durch Lesen einiger guten Bücher zu halten; allein meine gewöhnlichen Beschäftigungen lassen mir nicht immer die erforderliche Muße. Vor meiner Abreise aus Joui habe ich Sie, sowie mich, der heiligen Jungfrau geopfert, und ich wünsche, daß dieses Opfer uns Beiden nützlich sei. Ja, mein Freund, ich versichere Sie, daß ich eines Ueberflusses der Gnade bedarf, um mich durch die Ehrenstellen nicht verblenden zu lassen, welche, obschon sie, Gott sei Dank, mich nicht angehen, mir doch von Zeit zu Zeit all ihr Gift hinwerfen, vor dem ich mich nur durch Hilfe der Gebete verwahren kann, welche Sie für mich dem Herrn opfern wollen, so wie ich selbst nicht aufhöre, für Sie die meinigen ihm darzubringen.

In einem andern Brief an seinen Freund Xili drückt er beiläufig die nämlichen Gesinnungen aus: Ich empfehle mich, schreibt er ihm, Ihrem guten Gebete, dessen ich mehr bedarf, als je. Die Ehrenstellen dieser Erde sind so verderblich,

daß man immer auf seiner Hut sein muß, will man sich nicht von ihnen bestrieken lassen. Man ergibt sich unbemerktbar dieser vergänglichen Eitelkeit gleich wahren Gütern, und man vergißt, daß es kein anderes wahrhaftes Gut gibt, als das, welches ewig ist.

Wie schon gesagt, war es einer der großen Schmerzen Säußs, verbunden zu sein, an gewissen Tagen schöne Kleider zu tragen, und die Haare gleich den jungen Leuten seines Alters hergerichtet und gepudert zu haben, um seinen Eltern zu gehorchen, oder ihnen zu gefallen. Diesen Schmerz bezeugte er mir, sagt der Abbé von Flamanville, von der Zeit an, wo ich mit ihm Bekanntschaft gemacht hatte. Er hätte gewünscht, nicht nur einfach, sondern sogar ärmlich gekleidet zu sein. Einer seiner Gebräuche war, um die Armuth Jesu Christi zu ehren, immer etwas Altes an sich zu tragen; manchmal war es alte Wäsche, wenn es ihm möglich war, gewöhnlicher aber Bücher, meistens sein Gebets- und Betrachtungsbuch. Ich ließ eigens das neue Testament für ihn binden, er wollte es aber niemals annehmen, und zog vor, das seinige zu behalten, einzig weil es ärmlich aussah. Ein andersmal, als ich ihm das Leben des Herrn von Renty, welches ich doppelt hatte, geben wollte, konnte ich ihn ebenfalls nicht dazu bringen, das neueste zu nehmen. So benahm er sich bei jeder Gelegenheit. Er war entzückt, daß sein Bruder Moriz gern auswählte und ihm nur das, was am wenigsten werth war, ließ. Da er nach Belieben die Farbe seiner Kleider wählen konnte, so suchte er sich die braune aus; allein so wie der Zeug gekauft war, übernahm es die Frau Präsidentin von Argouges, seine Schwester, die Verzierung darauf verfertigen zu lassen. Als er mich eines Tages mit einem neuen Kleide, das mit Gold verziert und schwarz war, besucht hatte, sagte ich im Scherze zu ihm, daß er diesmal ein Mann von Ansehen wäre. O, mein Freund, antwortete er mir mit jener liebenswürdigen und sanften

Fröhlichkeit, die ihm natürlich war, ich sehe wohl, daß diese Eitelkeit Sie verdrießt; allein was ist zu thun? Frau von Argouges, die behauptet, daß ich zu ernsthaft bin, hat sich in den Kopf gesetzt, daß dieses anmuthige Kleid mich erfreuen würde, und in Wahrheit, es ist dem nicht so: der Esel mit einer schönen Schabrake bleibt nicht minder ein Esel.

Wir sehen nur zu oft, daß ein großer Name Gegenstand einer thörichten Eitelkeit für den jungen Mann wird, der am wenigsten den Ruhm davon zu behaupten weiß: dem bescheidenen Souff wäre es erwünscht gewesen, wenn Niemand gewußt hätte, daß er einen der geachtetsten Namen im Königreiche führe. Alles Verdienst seines Vaters und seiner Ahnen war in seinen Augen für ihn nicht mehr Verdienst, als die schönen Kleider, die er tragen mußte, nicht seine Person waren; auch liebte er, weit entfernt, sich zu Gunsten einer erblichen Wichtigkeit hervorzudrängen, nichts so sehr, als sich unbekannt zu sehen. Seine Tugend ging sogar so weit, daß es für ihn ein wahrer Genuß war, nicht nur mit der Menge vermischt, sondern auch in derselben zurückstoßend behandelt zu werden. Er hatte manchmal erfahren, daß ihm sein Name Aufmerksamkeiten und Rücksichten zuzog, die seiner Bescheidenheit beschwerlich waren. Er wollte sich davon frei machen, und entschloß sich deswegen, seinen Namen niemals Personen zu nennen, denen er unbekannt war, sollte es ihm auch Erniedrigungen und Unannehmlichkeiten kosten. Auf diesen Entschluß legte er eine solche Wichtigkeit, daß er sich eines Tags lieber einer Communion entzog, als demselben ungetreu zu werden, und sich zu erkennen zu geben. Dies war bei folgender Gelegenheit: Mit dem Vorhaben, sich nach Sanct Sulpice zu begeben, wo man ein besonderes Fest feierte, ging er in das Seminar von Sanct Nicolas, um sich die Erlaubniß zum Communiciren zu erbitten. Da er seinen Beichtvater nicht gefunden hatte, verfügte er sich in die Kirche, und wendete sich nacheinander an drei Geistliche, welche, als

er ihnen gestand, nicht aus der Pfarrei zu sein, sich weigerten, ihn Beicht zu hören und ihm den Rath gaben, von seinem Pfarrer einen Beichtvater zu verlangen. Besonders sprach der letzte Geistliche mit ihm sehr offen, und sagte zu ihm, daß die guten Christen sich an die Priester ihrer Pfarreien wenden, und nicht herumlaufen, um Beichtväter zu finden, denen sie unbekannt seien. Soufi empfing diesen Verweis, ohne daß er versuchte, sich zu erkennen zu geben, demüthig, und weit entfernt, daß derselbe ihn gegen denjenigen aufbrachte, von dem er ertheilt wurde, faßte er für ihn viele Achtung. Als er den Abbé von Flamanville wieder sah, sagte er zu ihm: Ich bin nicht überrascht, daß Gott so viel Segen über die Pfarrei Sanct Nicolas-du-Chardonnet verbreitet; alle Priester derselben sind von einer bewunderungswürdigen Genauigkeit, sie hören ihre Pfarrkinder fleißig Beichte, und geben den Läufern gute Lehren, was sehr erbaulich ist. Ich sollte diese Demüthigung mir zuziehen, und ich habe sie statt der Communion, die ich nicht empfangen konnte, Gott geopfert. Einige Tage darauf, fährt der Abbé von Flamanville fort, begegnete der Priester, welcher Herrn von Soufi so aufgenommen hatte, und einer meiner Bekannten war, mir mit diesem, erkannte ihn, und fragte mich gutmüthig, ob ich diesen jungen Menschen kenne. Es ist, antwortete ich ihm, der Sohn des Herrn Oberrechnungsraths, der mich manchmal im Seminar mit seinem Besuche beehrt, und ich sagte ihm, was ich von ihm dachte. Da Herr von Soufi einige Schritte vorausgegangen war, wollte dieser Geistliche zurückkehren, um sich bei ihm zu entschuldigen; allein ich sagte ihm, daß ich seinen Auftrag übernehmen wolle, und er ganz ruhig über die Gesinnungen des Herrn von Soufi gegen seine Person sein könne.

Wollen wir alle diese Lehren der Demuth in folgendem Zug kurz zusammenfassen. Ich führe ihn euch nicht als ein Beispiel, welches nachzuahmen ihr gehalten sein sollt, sondern mehr als ein Wunder der bewunderungswürdigen Gnade vor

Augen, um den Herrn zu preisen. Der heilige Johann Calybitus wurde zu Constantinopel von christlichen und ausgezeichneten Eltern geboren, die ihm eine seiner Geburt und seiner Religion würdige Erziehung gaben. Von seinem zwölften Jahre an begann er die Wichtigkeit der menschlichen Dinge zu begreifen und Neigung für die Zurückgezogenheit und Einsamkeit zu fühlen. Ein Geistlicher von einem benachbarten Kloster kam nach Constantinopel, um nach Jerusalem zu wallfahrten, und wohnte bei den Eltern des Johann Calybitus, welche es sich angelegen sein ließen, den Fremden alle Pflichten der Gastfreundschaft zu erweisen. Johann erkundigte sich bei diesem Geistlichen über das Klosterleben: bei der Erzählung, die er davon hörte, stiegen seine Wünsche für die Zurückgezogenheit noch mehr, und er machte seinen Eltern bekannt, daß er an keine weltliche Versorgung denke. Sie suchten vergebens, seinen Entschluß zu erschüttern, er bat sie nur, ihm das heilige Evangelium zu geben, welches alle seine Schätze umfasse. Endlich, um sich den Verfolgungen, die man ihm bereitetete, zu entziehen, und um sich Gott mit ganzer Ergebenheit zu widmen, verließ er das väterliche Haus, ohne etwas anders, als dieses heilige Buch mitzunehmen, über welches er Tag und Nacht nachdachte. Er verfügte sich in ein Kloster, um dort aufgenommen zu werden; allein der Superior konnte sich dazu nicht entschließen, weil er wegen seines Alters und seiner zarten Erziehung sehr besorgt war: erst nach vielen Prüfungen wurde er zugelassen. Seine Eltern schickten überall herum, ihn zu suchen, und da sie von ihm nichts erfahren konnten, überließen sie sich dem lebhaftesten Schmerze.

Der Heilige brachte sechs Jahre in diesem Aufenthalte und in Ausübung jeder Tugend zu. Am Ende dieser Zeit bewog ihn das Andenken an seine Eltern, deren fürchterliche Unruhe er recht gut begriff, um sie, wie er glaubte, zu trösten, zu dem ungewöhnlichen Entschluß, zu ihnen zurückzukehren. Man be-

greift wohl nicht, welchen Trost er ihnen verschaffen wollte, da er nicht vorhatte, sich ihnen zu erkennen zu geben; denn er war kaum außer seinem Kloster, als er mit einem Armen, dem er begegnet war, die Kleider wechselte, um sich noch unkenntlicher zu machen. Uebrigens hatten ihn seine strenge Lebensart und eine ausgestandene schwere Krankheit sehr verändert und entstellt. Schon von Ferne, als er das elterliche Haus erblicken konnte, warf er sich auf die Kniee, und flehte zu Gott, ihn in seinem Unternehmen zu leiten. Als ihn die Nacht an der bereits verschlossenen Thüre überrascht hatte, war er genöthigt, dort zu verbleiben. Als ihn des andern Tags die Bedienten in diesem Zustande fanden, hatten sie Mitleid mit ihm; und da sie die Bereitwilligkeit ihrer Herrschaft kannten, den Armen Beistand zu leisten, erlaubten sie ihm beim Eintritt in's Haus, sich in ein Kämmerlein zu begeben.

Seiner Liebe für die Demüthigungen und Leiden wurde an diesem Orte Genugthuung verschafft: er war dort unaufhörlich allen Arten von Prüfungen ausgesetzt; besonders machte der Anblick seiner Eltern, die oft an ihm vorbeigingen, einen solchen Eindruck auf die Gefühle der Natur, daß er bei den Anstrengungen eines so harten Kampfes jeden Augenblick zu unterliegen glaubte. Sein barmherziger und mitleidiger Vater schickte ihm von Zeit zu Zeit etwas zu essen; allein seine Mutter, immer mit dem Gedanken an ihren verlorenen Sohn beschäftigt, fühlte, daß sich ihr Herz bei dem Anblicke einer für sie so zurückstoßenden Gestalt empörte, und wenn sie ihrem Widerwillen gefolgt wäre, würde sie aus ihren Augen einen Gegenstand haben entfernen lassen, den sie nur mit einer Art Abscheu erblickte.

Der Heilige brachte volle drei Jahre in dieser traurigen Gemüthsbewegung und Uebung dieser außerordentlichen Buße zu. Als er die Stunde seines Todes nahen fühlte, bat er den Aufseher des Hauses, seine Dienstherrin zu der Barmherzigkeit

zu bewegen, ihn zu besuchen, mit dem Bemerken, daß er wünsche, sie dringend zu sprechen. Sie erschien bei dieser Einladung bewegt, und ob schon gewohnt, die Kranken und Bekümmerten zu besuchen, empfand sie bei dem Besuche desjenigen, den sie abschreckender als jeden Andern fand, einen großen Abscheu. Uebrigens kam sie bis an den Eingang der kleinen Kammer. Der Sterbende dankte ihr eben so sehr durch seine Thränen als Worte für die Sorgfalt, welche man einem unbekanntem Elenden wie ihm gewidmet habe. Er versicherte sie, daß er inständigst zu Gott beten würde, sie hiefür zu belohnen, und ersuchte sie um die Gnade, nach seinem nicht mehr fernem Tode für sein Begräbniß zu sorgen. Als sie ihm dieses versprochen hatte, machte er ihr mit dem Evangelium ein Geschenk, welches sie nahm, und erstaunt war, daß ein armer Mensch ein so kostbares und zierlich eingebundenes Buch hatte. Alsdann erinnerte sie sich dunkel des Buches, welches man ehemals ihrem nun verlorenen Sohne gegeben hatte, ihr Schmerz erneuerte sich, und sie vergoß einen Strom von Thränen. Ihr Gatte kam dazu und als er das Buch genau betrachtet hatte, erkannte er es für dasselbe, das seinem Sohne gegeben wurde, und indem sich beide dem Armen näherten, fragten sie ihn in heftigster Gemüthsbewegung, wie er zu diesem Buche gekommen, und was aus ihrem Sohne geworden sei. Während Vater und Mutter, die Augen auf den Armen geheftet, mit größter Ungeduld seine Antwort erwarteten, sagte der Heilige, der nur mehr einen Augenblick zu leben hatte, seufzend zu ihnen: Dieses Buch ist das Nämlliche, welches Sie mir vor zehn Jahren gaben, ich bin der Sohn, den Sie suchen. . . Bei diesen Worten bemächtigte sich Erstaunen und Ueberraschung so sehr ihrer Herzen, daß sie einen Augenblick ganz stumm und besinnungslos blieben. Kaum waren sie wieder zu sich gekommen, so sahen sie mit Schmerzen ihren Sohn in ihren Armen verschwinden. Es ist schwer, ihre Lage zu schildern. Ein dunkles Gefühl von Bewunderung,

Zärtlichkeit, Trauer und Aerger bemächtigte sich ihrer abwechselnd, und in dieser Aufregung und Verwirrung schienen sie selbst gefühllos zu sein. Nur eines tröstete sie, die süße Hoffnung, daß ihr Sohn in das Himmelreich eingehen werde.

Keuschheit. — Liebe zum Pug und Luxus in Kleidern ist eine Lockspeise für das Laster, welches das Gegentheil der liebenswürdigsten Tugend und gleichsam ein Zeichen der sterbenden Keuschheit ist. Nun höret ein Verwahrungsmittel gegen dieses Uebel. Man erzählt von dem berühmten Hermann von Buchs, einem der berühmtesten Gelehrten Deutschlands, daß er eines Tages, wo er es vergessen oder vernachlässigt hatte, sich seinem Stande gemäß zu kleiden, ganz einfach angezogen, über den Marktplatz von Marburg, einer hessischen Stadt, wo er mit großem Rufe die Wissenschaften lehrte, ging. Niemand gab auf ihn Acht, und erwies ihm eine Ehrenbezeigung. Durch diese Gleichgiltigkeit gereizt kehrte er nach Hause zurück, kleidete sich kostbar, und begab sich wieder auf den Platz. Alsdann erhielt er überall Beweise der Auszeichnung. Jeder beeilte sich, ihm den Hof zu machen, was ihn wenig rührte. Voll Verdruß hierüber verfügte er sich in seine Wohnung. Dort warf er seine Kleidung auf den Boden, trat sie mit Füßen und rief aus: Bist du also Hermann von Buchs? Bin ich es selbst nicht mehr? Du bist es, und nicht ich, der man Ehren erzeigt. Wie viele Menschen gibt es, an denen man wirklich nur das Kleid ehrt? Allein dieser berühmte Gelehrte hat, so scheint mir, sehr lange gewartet, diese Betrachtung anzustellen. Man sagt, daß er aus Ueberdruß sich von der Welt gänzlich zurückzog. Glückliche, wenn es geschah, um sich Gott ganz zu ergeben, der unser Verdienst nicht nach dem Aeußern, sondern nach den Gesinnungen und der Beschaffenheit unserer Herzen beurtheilt.

Um ein junges Mädchen aus Aley, von Eltern, die Gott fürchteten, in der Frömmigkeit erzogen, bewarben sich eifrigst

mehrere Personen, die eben so sehr von ihrer Sittsamkeit als Schönheit entzückt waren. Sie ließ ihnen anfänglich bedeuten, daß sie durchaus nicht an's Heirathen denke; allein als sie sah, daß ihre abschlägigen Antworten sie nicht von deren Zudringlichkeiten befreien, hatte sie den Muth, sich das Gesicht zu verunstalten, damit ihre Jungfrauschaft, welche sie Gott geweiht hatte, keiner Gefahr mehr ausgesetzt sei. Diese That, von einem Missionär, der sich am Orte befand, erzählt, wird vielleicht unglaublich scheinen, besonders jungen Leuten, die nichts als die Schönheit schätzen, und nur darauf bedacht sind, ihre von der Natur erhaltene Amuth durch Hilfe der Kunst zu erhöhen. Aber mögen sie bedenken, daß das junge Mädchen weit mehr wünschte, sich in den Augen Gottes angenehm zu machen, als es ihr Wunsch war, die Blicke der Welt auf sich zu ziehen, und sie werden leicht an das großmüthige Opfer glauben, welches zu vollbringen sie den Muth hatte.

Große Demuth ist zugleich die Stütze und das Zeichen einer seltenen Tugend; man kann darauf rechnen, daß selbst jene eines jungen Menschen dauerhaft sein wird, wenn man ihn demüthig und behutsam sieht. Dies war der besondere Charakter der Tugend Soufi's. Aufmerksam, die geringste Gelegenheit zu vermeiden, welche die Unschuld seiner Sitten hätte angreifen können, in Mitte der Welt und des Uergernisses, von denen er oft Zeuge war, gab er seinen Mitschülern jederzeit das Muster der vollkommensten Bescheidenheit, und aus natürlicher Folge auch jenes einer englischen Keuschheit. Insbesondere ging hinsichtlich dieser Tugend seine Furcht, Gott zu beleidigen, bis zu dem heilsamen Entsetzen, das der Apostel den Christen zur Pflicht machte. Er war so sehr bedacht, seine Seele in ihrer ganzen Reinheit zu erhalten, daß er die Schönheit seiner Gestalt vergaß, den einfachsten Kleidern den Vorzug gab, und jeden eitlen Fuß verachtete. Aus dem nämlichen Beweggrund öffnete er nie ein Buch, das ihm verdächtig schien, und gerieth

nie in Versuchung, in ein Schauspielhaus zu gehen, erstaunt, wie er oft sagte, daß sich ein Christ an einem Orte einfinden könne, der gewöhnlich vom Frevel gegen die Tugend wiederhale. Es war auch aus Furcht, die Keuschheit zu verletzen, daß er über alle seine Sinne wachte, ohne Schmerz ein freies oder zweideutiges Gespräch nicht hören konnte, daß er einen Abscheu vor leidenschaftlichen Worten der Wollust hatte, daß er vorzüglich die Neugierde seiner Augen unterdrückte, und daß diese mit gleicher Sorgfalt das Begegnen eines unzüchtigen Gemäldes so wie jedes andern Gegenstandes, der fähig gewesen wäre, seine Schamhaftigkeit zu beunruhigen, flohen.

Mehrere Züge, in den Denkwürdigkeiten des Abbé von Flamanville erzählt, beweisen, daß die Empfindlichkeit Soufi's in dieser Beziehung bis zum Scrupel ging, eine stets lobenswerthe Beschaffenheit, wenn es sich um die Erhaltung einer so kostbaren Tugend handelt, welche ein Hauch beflecken kann, und deren Verlust alle Tugenden der Jugend vernichtet. Eine gottesfürchtige Tante und zwei in Paris verheirathete Schwestern waren die einzigen Frauen, denen Soufi Besuche machte. Wenn sich in den Gesellschaften, welche zu besuchen er verbunden war, Damen einfanden, so überließ er, nachdem er ihnen die Begrüßung, welche die Artigkeit erfordert, gemacht hatte, Andern die Sorge, sich mit ihnen zu unterhalten, indem er weniger den Vorwurf fürchtete, zu bescheiden zu sein, als die Gefahr, daß er es nicht hinlänglich sei. Nur bei zwei Gelegenheiten sehen wir ihn mit zwei unbekanntem Frauen sprechen, es sind zwei arme Frauen, mitten auf der Strasse redet er mit ihnen, mit der Einen, um ihr achtzehn Franken zu geben, die sie schuldet, mit der Andern, um ihr zu sagen, daß er die Bezahlung des Schullehrers übernehme, welcher ihren Kindern in dem Katechismus Unterricht geben werde. Selbst zu Hause wollte Soufi von keiner Frauensperson sich bedienen lassen, noch gestatten, daß je eine in sein Zimmer eintrete. Während der

Krankheit, an welcher er starb, und wo er beständig fremder Hilfe bedurfte, wollte er sie nicht aus Frauenhänden annehmen. Sein getreuer Diener Content versah den unmittelbaren Dienst in seinem Zimmer, und als derselbe diesem allein nicht mehr entsprechen konnte, verlangte der Kranke die Herbeirufung eines barmherzigen Bruders, um ihm beizustehen.

Untersucht man das Benehmen Soussi's näher, so sieht man, daß seine ganze Sorgfalt und Wachsamkeit den besondern Zweck hatten, Alles zu entfernen, was seine Keuschheit nur auf irgend eine Art verletzen konnte, und es scheint, daß seine zahlreichen andern Tugenden nur bestimmt sind, diese zu beschützen. Aber unter den Mitteln, die er anwendete, um den verschiedenen Klippen, welche das Verderbniß der Sitten der Unschuld entgegenstellt, zu enttrinnen, waren außer dem Gebrauche der Sacramente nur wenige, in welche er mehr Vertrauen zu setzen schien, als in die Abtödtung. Der Aufenthalt in der großen Welt war ihm unerträglich, und auf dem in den Augen zerstreuter junger Leute reizendsten Schauplatz fürchtete er am meisten, sich einzufinden. Seine Tugend athmete nur mit Zittern in Mitte einer beständig ansteckenden Luft, und sein Herz konnte keinen Augenblick reiner Freude genießen, wo er sah, daß Gott vergessen und oft beleidigt wurde. Auch wünschte er, wenn er nicht im Colleg war, nichts sehnlicher, als Paris zu verlassen, um sich in die Abtei von Joui zu begeben. Er machte diese Reise stets mit neuer Freude, obschon nicht zu seinem Vergnügen, man müßte denn die Zufriedenheit, die er in der Arbeit und den Uebungen des christlichen Lebens fand, womit er sich ausschließlich beschäftigte, so nennen. Die Zeit, welche er nicht zum Studiren in seinem Zimmer oder zum Gebet in der Kirche anwendete, brachte er in einem der Abtei nahe gelegenen Walde zu. Hier, die einsamsten Gänge einschlagend, und ganz ungehindert, Gott die zärtlichen Neigungen seines Herzens mittheilend,

genoß er das süße Vergnügen, sich mit ihm allein zu unterhalten. Bald übte er sein Gedächtniß im Lernen, bald beschäftigte er sich mit Lesen, oder sagte einen Psalm her. War er bei seinem Freunde Flamanville, so sprach er von Gott; allein redete er mit Gott, oder er hörte mit Stillschweigen, was Gott im Innern seines Herzens sagte. Alle Gegenstände, die sich in dieser lieblichen Einsamkeit seinen Blicken darboten, lieferten seiner Frömmigkeit Stoff zu einem unausgesetzten Lobesopfer. Die Sonne zeigte ihm in ihrem majestätischen Laufe den Schöpfer, der alle Geschöpfe mit gleicher Liebe so wie die Zeit in ihrer Unendlichkeit umfaßt; zu seinen Füßen kündigte ihm die kleinste Blume, das unbedeutendste Insect seine fruchtbare Macht an, die sich in Hervorbringung von Wundern zu erfreuen scheint. Der Schatten, der ihn bedeckte, rief ihm diese mehr als väterliche Güte in's Gedächtniß, immer bereit, den Menschen, sein Werk, in den Gefahren, die ihn umringen, zu beschützen. Der Gesang der Vögel erinnerte ihn an die aufmerksame Vorsehung, die für alle Bedürfnisse des menschlichen Geschlechts, so wie für die Nahrung dieser kleinen Wesen sorgt. Bewegte der Wind die Blätter und Bäume des Waldes, so stellte er sich die eitlen und leichtsinnigen Seelen vor, die ein Spielball ihrer Unbeständigkeit sind, und unaufhörlich von dem ungestümen Hauch der Leidenschaften bewegt werden. In der Ruhe der Elemente und dem Stillschweigen der Geschöpfe hörte er im Innern seines Herzens eine sanfte, aber beredte Stimme, die ihm Ehrfurcht gebot, und ihn einlud, denjenigen anzubeten, vor dem das ganze Weltall ist, als wäre es nicht.

Dies war die Beschäftigung Soufi's in jener Einsamkeit; ihm diente Alles zur Erbauung, und auf diese Art weiß ein junger Mensch, von Gott eingenommen, Gott überall zu finden, und zu jeder Stunde mit ihm zu reden.

Innere und äußere Abtödtung. — Wenn ihr

euer Sinne nach ihrem Gutdünken auf allen Gegenständen, die sich euch auf dem Wege darstellen werden, herumschweifen lasset, so wird euer Herz davon ergriffen, und ihr werdet das Ziel eurer Wanderschaft vergessen. Daher diese innere und äußere Abtödtung, von welcher uns die christlichen Wanderer so viele Beispiele gegeben haben.

Unter den vielen Tugenden, die der heilige Bernhard ausgeübt hat, scheinen seine innere Abtödtung, seine Andacht und seine fortwährende Aufmerksamkeit für die Gegenwart Gottes unserer gewöhnlichen Zerstreuung unglaublich. Man muß jedoch bemerken, daß er diesen standhaften Bund mit Gott nur der Abtödtung seiner Sinne verdankte. Am Ende eines Probejahres wußte er nicht, wie die Decke des Zimmers, worin er täglich schlief, beschaffen war, und ob an einem der äußersten Theile der Kirche mehr als ein Fenster sei, obschon ihm ein Blick gezeigt hätte, daß drei da seien. Einst wandelte er einen ganzen Tag am Ufer des See's von Lausanne, und als er Abends seine Reisegefährten von diesem See sprechen hörte, bezeigte er sein Erstaunen, denn er hatte ihn nicht gesehen. Eines Tags machte er dem Prior des großen Karthäuserklosters einen Besuch, der, als er ihn auf einem prächtig gesattelten Pferde reiten sah, über diese Uebertretung der klösterlichen Armuth erstaunt war. Aber der heilige Bernhard war hierin unschuldig, denn dieses Pferd wurde ihm von einem seiner Freunde geliehen, und er hatte auf selbem die Reise gemacht, ohne zu sehen, wie es ausgerüstet war. Auch hatte er die Gewohnheit, denjenigen, welche sich unter seine Leitung in Clairvaux begaben, zu sagen, daß in seinem Hause die Leiber nicht zugelassen werden, und daß er nur die Geister aufnehme. Uns, die wir so sehr in die Sinnenwelt versunken sind, daß wir zu glauben versucht sind, es gebe keine andere Wirklichkeit, als die man sehen und fühlen könne, scheint ein solches Abstreifen des Geistigen vom Sinnlichen unmöglich. Wenn wir übrigens

manchmal versuchen wollten, uns von dieser Gefangenschaft des Körpers loszureißen, würden wir bald begreifen, um wie viel das geistige Leben an tiefen Gefühlsregungen reicher ist als jene sind, die das sinnliche Leben gewährt. Wir sollen aber wohl wissen, daß es keine mögliche Vereinigung zwischen diesen beiden so verschiedenen Seiten des Lebens gibt: die eine muß nothwendig verlieren, was man der andern bewilligt.

Dieser Geist der Andacht, welchen Soufi den Gegenständen der Zerstreuung entgegensetzte, die die Welt unaufhörlich einem jungen Herzen darbietet, befestigte in ihm den Geschmack für himmlische Dinge und durchdrang seine Seele mit der zärtlichsten Liebe zu Gott. Seine Festigkeit gewann von Tag zu Tag neuen Zuwachs, er schritt von Tugend zu Tugend, und setzte seiner Vervollkommnung kein Ziel. Nicht zufrieden, in Allem nur für Gott zu leben, duldete er auch freudig für ihn. Nachdem er sich in der innern Abtödtung bis zu dem Grade geübt hatte, daß er den Himmel für die Mühseligkeiten und Widerwärtigkeiten, die er zu erdulden hatte, segnete, befließ er sich, alle seine Sinne zu bezähmen, und man kann sagen, daß er die Tugend der Buße bis zu einem frommen Uebermaaß trieb. Seinen Körper als den Feind ansehend, den seine Seele am meisten zu fürchten hatte, behandelte er ihn nie anders als wie einen Feind. Weit entfernt, seine sinnliche Neigung in irgend etwas zu begünstigen, schien er ihr nur mit Bedauern das unumgänglich Nothwendigste zu bewilligen. Zu allen Jahreszeiten stand er sehr früh auf und um ½5 Uhr zur Zeit seiner Ferien. Unausgesezt und immer nützlich beschäftigt, arbeitete er aus Pflicht, und ruhte nur aus Nothwendigkeit. Am Tische seines Vaters (und der Tisch eines Ministers ist immer gut bedient) wußte er die strengen Regeln der Mäßigkeit und Nüchternheit zu üben. Indem er weder ein Gericht verlangte, noch abschlug, aß er mehr von demjenigen, was seinem Geschmacke am wenigsten zusagte; und dies schien

so natürlich und wenig gezwungen, sagt der Abbé von Flamanville, daß, hätte ich nicht sein besonderes Vertrauen gehabt, ich dieses, wenn ich mit ihm speiste, nie wahrgenommen haben würde. Nicht nur beim Essen, sondern in allen seinen Handlungen übte er diesen Geist der Abtödtung und war stets dabei bemüht, ihn nicht sichtbar werden zu lassen. Ich habe ihn in den kleinsten Dingen beobachtet, weniger, ich gestehe es, aus Neigung, ihn nachzuahmen, als aus Neugierde, um zu sehen, wie weit seine Tugend gehe.

Nicht nur mit Geduld und Ergebung, sondern mit einer Art Freude ertrug er die unbequemsten Abwechslungen der Jahreszeiten. Man hätte meinen sollen, er wäre ebenso unempfindlich für die größte Hitze wie für die schärfste Kälte. Befand er sich in seinem Studirzimmer allein, so heizte er selbst während des strengen Winters niemals ein, und war er in Gesellschaft, so wußte er ohne Gezwungenheit und Beseitigung der Artigkeit gegen Andere für sich den vom Feuer entferntesten Platz zu ermitteln. Jede Gelegenheit, zu leiden, wurde für ihn Veranlassung, sich zu freuen, weil er dachte, daß er sich dadurch dem göttlichen Muster der Christen ähnlicher mache. Die Jahreszeit, die ihm am meisten gefiel, waren die Fasten, als vorzüglich der Buße gewidmet. Obschon seines Alters wegen befreit, alle Gebote, welche die Kirche den Gläubigen in dieser Beziehung vorschreibt, zu befolgen, so unterwarf er sich doch denselben zum Theil und in so weit, als man es ihm gestattete. Es erregte sein Erstaunen und seinen Schmerz, wenn er sah, daß die weltlich gesinnten Leute so wenig die Heilmittel benützten, die ihnen in diesen Tagen der Buße dargeboten wurden. Hierüber bezeugte er seinen Kummer seinem Freunde Kili in folgenden Worten: Wir befinden uns jetzt, lieber Freund, in der Zeit der Buße; aber ach! scheint man denn in Paris ernstlicher an das Werk seines Heils zu denken? Sieht man weniger Thorheiten? Wird

Jesus Christus minder im Stiche gelassen? Wie viele Leute schicken sich zur Stunde, wo ich Ihnen dieses schreibe, an, in die Oper oder Comödie zu gehen, oder irgend eine Vergnügungsparthie zu machen! Finden sich die Anbeter des heiligen Sacraments in der Kirche so zahlreich ein, wie die Zuschauer im Theater? Heißt dies Buße thun, mein Freund? Heißt dieses der Absicht entsprechen, weshalb die Kirche die Fasten eingesetzt hat?

Es war selten, daß Soufi sich mit seinen tugendhaften Freunden unterhielt, ohne mit ihnen von den Vortheilen der Abtödtung zu sprechen, und ihnen deshalb einige Uebungen vorzuschlagen. Er empfahl ihnen zuerst im Geiste der Buße und mit Dank alle Leiden anzunehmen, welche ihnen die Vorsehung schicke, und was sie hauptsächlich in ihrem gegenwärtigen Stande und in Ausübung ihrer Pflichten unangenehm und peinlich finden. Die Widersprüche, welche Sie empfinden, sind groß, schrieb er an den Abbé von Flamanville; allein es ist tröstlich, das Nämliche, wie unser göttlicher Meister, leiden zu müssen. Es ist eine Gelegenheit, sich Verdienste zu erwerben, welche Sie, wie ich fest überzeugt bin, nicht versäumen werden. Es wird für unsern geistigen Fortschritt sehr nützlich sein, sagte er zu Kili, alle Tage unsere Sinne in irgend etwas abzutödten. Zum Beispiel, wir verbieten unsern Augen, mit Wohlgefallen auf angenehmen Gegenständen zu ruhen, unsern Füßen, unnütze Besuche zu machen, unserer Zunge, zur Unzeit zu sprechen. Der Geist der Abtödtung, sagt der Abbé von Flamanville noch weiter, übertraf bei ihm alle Vorstellung, welche man sich davon machen kann, und ich weiß, es wäre sein Wille gewesen, daß alle seine Sinne von Gott hätten reden, oder für seine Liebe leiden können.

Es war in der That eben so selten als erbaulich, einen jungen Menschen von siebenzehn Jahren, aus einer vornehmen und ansehnlichen Familie, nicht in einem Seminar, sondern in

Mitte der Welt zu sehen, einen jungen Menschen, der durch einen talentvollen Geist und die Anmuth des Körpers alles besaß, was man bedarf, um in der Welt zu gefallen; ihn, sage ich, eine gewisse Strenge ausüben zu sehen, die fähig war, Männer, welche ihrer Stellung nach der Buße ergeben waren, davon abzuschrecken. Ich spreche hier nicht mehr von den Opfern des Gehorsams, von der Aufmerksamkeit beim Studium, vom Fleiße im Gebet, vom Gebrauche der Sacramente, von der Mäßigung im Essen, von der Wachsamkeit über die Sinne seines Körpers und die Regungen seiner Seele; die Ausübung aller dieser verschiedenen Pflichten eines christlichen Lebens betrachtete Soufi als ungenügend, um das Leben eines Jüngers des gekreuzigten Jesus zu heiligen, und indem er Alles, was ein muthiger Glaube und eine heilige Gewohnheit ihm leicht gemacht hatten, für nichts zählte, fügte er noch verschiedene Uebungen einer besondern Strenge hinzu. Die Zeit der Ferien, diese Zeit, welche die Studenten in einer größern Zerstreuung, und manchmal in einer schädlichen Vergessenheit ihrer Pflichten zuzubringen gewohnt sind, war diejenige, die er vorzüglich wählte, um seinem Leibe das Siegel der Abtödtung für Jesus Christus aufzudrücken, und oft bot der Wald von Joui, Zeuge der frommen Strenge, die er an sich ausübte, dem Himmel ein Schauspiel dar, würdig, den Blick auf ihn zu richten. Hier war es, wo er an sich die kleinsten unwillkürlichen Fehler mit einer größern Härte bestrafte, als die jungen Leute gewohnt sind, ihre Laster an sich zu bestrafen. Flamanville erzählt davon Folgendes:

Eines Tages, als ich zu Joui war, ging ich mit ihm in einer Allee, die Allee von Provins genannt, spazieren, er verließ mich, um sich in das Gehölz zu begeben, ohne daß ich wußte, warum. An einem andern Tage that er das Nämliche, als wir beiläufig an derselben Stelle waren, was mich vermuthen ließ, daß diese seine Abwesenheit einige besondere Gründe haben

könnte, die ich zu erforschen suchte. Als wir in die Abtei zurückgekehrt waren, ging ich wieder zurück, und begab mich in das Gehölze und nach dem Plage hin, wo ich glaubte, daß er gewesen sein könnte. Ich fand eine Stechpalme, und am Fuße dieses Baumes blutige Zweige. Als ich ihn sah, sprach ich von meiner Entdeckung: er war voll Aufrichtigkeit, er gestand mir die Abtödtung, die er an diesem Tage ausgeübt habe, und sagte zu mir: Ach, mein Freund! ich bin unglaublich leichtsinnig, eine Mücke zerstreut mich, das Unbedeutendste macht mich lachen, sogar wenn ich mich unter den Augen Gottes befinde, wo ich von seiner Gegenwart am meisten durchdrungen sein sollte. Er konnte sich nicht enthalten, in der Kirche über eine wirkliche sehr lächerliche Sache zu lachen, die auch alle Mönche lachen gemacht hatte. Von dieser Zeit an war ich aufmerksamer als je, ihn zu beobachten, und ich nahm wahr, daß er, wenn er manchmal spazieren ging, ohne es merken zu lassen, und wie zum Vergnügen das Blatt einer Stechpalme nahm, wie ein Anderer eine Blume genommen hätte, und es auf eine Weise drückte, daß ihm die Stacheln in das Fleisch drangen und seine Hand blutig machten. Ein andermal nahm er einige dieser Blätter in den Ärmel, und drückte selbe in sein bloßes Fleisch. Als ich ihn eines Tages wieder bei dieser Abtödtung überraschte, sagte er zu mir: Die Mönche, die keine Wäsche haben, sind im großen Vortheil, was ihnen viel Eitelkeit erspart. Dies ließ mich begreifen, daß er sich auf diese Weise für irgend eine unwillkürliche Regung der Selbstgefälligkeit bestrafte, welche ihm die schöne Wäsche, die er trug, einflößen konnte.

Nachdem der Abbé von Flamanville auf diese Art die heimliche Abtödtung seines Freundes entdeckt hatte, machte ihm Soufi kein Geheimniß mehr daraus; er sprach manchmal in seinen Briefen an ihn hievon in verblühten Worten und im Tone des Scherzes, wie ein Anderer von seinen

Bergnügungen gesprochen haben würde. Soufi bedauert in mehreren Stellen seiner Correspondenz mit seinem Freunde, nicht zu Joui und in der Nähe der Allee von Provins zu sein, von welcher wir eben gesprochen haben. Auch lese ich in einem seiner Briefe an denselben: Als wir von Fontainebleau zurückkamen, blieben wir zwei Tage bei Frau von Argouges: ich habe dort etwas gefunden, was mehr werth war, als die Stechpalme, und ich hätte meine Geschäfte in diesem Lande voll Felsen und Höhlen sehr gut einrichten können, wenn ich länger da geblieben wäre. Die Präsidentin von Argouges war seine Schwester, und das, was er auf ihrem Gute gefunden, und ihm zum Gebrauch vorzüglicher als die Stechpalme dünkte, war der Wachholderstrauch. Der Abbé von Flamanville berichtet noch als eine Thatsache, wovon er zwar nicht Zeuge gewesen, die man ihm aber versichert hat, daß nämlich Soufi in der Zeit, wo er sich in der Abtei von Joui befand, sein Bett oft mit Stechpalmbllättern bestreute, auf denen er sich niederlegte.

Ob schon es scheint, daß unser heiliger junger Mann seine Abtödtung während der Zeit seiner Ferien verdoppelte, so unterließ er auch in andern Zeiten des Jahres nicht, eine sehr herbe zu üben. Er that dies im größten Geheimniß; allein die Mauern seines Nebenzimmers, sagt der Abbé von Flamanville, haben die Zeichen der heiligen Grausamkeit, die er an seinem Leibe verübte, gezeigt. Er hatte sich mancherlei Bußwerkzeuge verschafft, deren Gebrauch ihm sein Beichtvater untersagte. Sein Gehorsam in diesem Punkte war für ihn ein wahres Opfer: er vertraute dies einst seinem Freund Flamanville, indem er zu ihm sagte: Ich habe Ursache, zu befürchten, daß mir Herr Polot, der mir in dieser Welt die Hände bindet, große Leiden für die andere aufbewahrt. Eine der Übungen Soufi's war auch diese, sich oft Gott als ein Versöhnungsopfer für die Beleidigungen, von denen er Zeuge war, darzu-

bieten, und Buße zu thun, ohne sie zu verdienen, für viele junge Leute, die selbe verdienen, ohne sie zu thun.

Auf diese Weise gab sich ein junger Mensch in Mitte weltlicher Vergnügungen, denen er beständig fremd blieb, mit Freuden den Uebungen der Abtödtung hin. Den rührenden Beispielen von dieser Tugend, welche uns die Nachrichten über sein Leben geliefert haben, setzen wir einige noch auffallendere bei, geschöpft aus der Geschichte der Wiederherstellung von la Trappe, und der Schilderung des strengen Lebens der Mönche dieses heiligen Hauses.

Die Abtei von la Trappe, welche man mit Recht als eine andere Thebais (Landschaft Egyptens) betrachtet, war vor fünfzig Jahren nur eine Klostergründe, im Besitze von Armand de Rancé, dessen Leben damals eben so ungerregelt, als es nach seiner Befehrung erbaulich war. Ebenfalls aus einer Familie von Ansehen entsprossen, mit allen Gaben der Natur und des Glücks ausgestattet, mit allen Talenten begabt, die der Welt gefallen können, liebte er diese eben so sehr, als er von derselben geliebt wurde. Er lebte gewöhnlich in Mitte der kostbarsten Vergnügungen, der ausgesuchtesten Weichlichkeit und einer Pracht, die keine Grenzen kannte. Ohngeachtet der Stimme seines Gewissens, das ihm oft die Unordnung seiner Aufführung als unwürdig eines Schülers des gekreuzigten Jesus vorwarf, würde er wahrscheinlich in dieser Lebensart verharret haben, wenn ihn der Herr nicht zu sich selbst dadurch zurückgerufen hätte, daß er Gefahren ausgesetzt wurde, denen er nur durch eine Art von Wunder entrann.

Armand von Rancé war besonders von der Gefahr betroffen, die er eines Tages hinter der Kirche von Notre-Dame in Paris lief. Als er mit seiner Flinte auf der Terrasse war, welche an das Ufer stößt, feuerte ein anderer Schütze, der sich am entgegengesetzten Ufer befand, entweder aus Unvorsichtigkeit oder absichtlich, seinen Schuß auf ihn, und die Kugel würde

ihn getödtet haben, wenn sie nicht das stählerne Schloß seiner Waidtascbe getroffen hätte. Von diesem so sichtbaren Zuge des göttlichen Schutzes gerührt, rief Armand aus: Ach! was wäre aus mir geworden, wenn sich Gott meiner nicht erbarmt hätte? Diese einzige Betrachtung reichte hin, ihm über seinen Zustand die Augen zu öffnen. Er faßte sogleich den Entschluß, sich ganz dem Herrn zu widmen, und begab sich auf sein Schloß Bereç in Touraine, um dort in der Betrübniß seiner Seele über die Verirrungen seines Lebens nachzudenken und dieselben zu beweinen. Aber ärgerlich über den Aufwand, den Alles in diesem Hause athmete, rief er beim Wiedersehen desselben aus: Wo bin ich? Entweder täuscht mich das Evangelium, oder hier ist die Wohnung eines Verdammten. Und zur Stunde entschloß er sich, es zu verkaufen und den Preis hievon den Armen zu geben.

Dieser Entschluß konnte nicht sogleich ausgeführt werden; allein Armand entsagte wenigstens augenblicklich dem Aufwande, den Vergnügungen und dem Wohlleben. Von seinen Bedienten behielt er blos jene, die ihm unumgänglich nothwendig waren; er setzte sein kostbares Tischgeräthe in Geld um, das er unter die Unglücklichen vertheilte; er machte es sich zum Gesetze, nur die einfachsten und gröbsten Speisen zu genießen; er ging selbst so weit, sich das unschuldige Vergnügen des Zeichnens zu versagen, weil ihm die Zeit zu kostbar dünkte, um sie auf eitlem Zeitvertreib zu verwenden. Das Gebet, die Betrachtung, das Lesen frommer Bücher und die Ausübung der christlichen Liebe und Religion füllten ohne Unterbrechung alle seine Tage aus. Oft besuchte er die Armen und Kranken seiner Nachbarschaft, und verbreitete überall Trost, Ueberfluß und Frieden. Wenn die Armen ihn zu Bereç besuchten, so empfing er sie wie Freunde, und beeilte sich, um ihnen Linderung zu verschaffen, die Erträgnisse seines Einkommens zu verwenden, welches sonst zu Aufwand und Pracht gedient hatte. Auf diese Art sorgte er mehrere Jahre für den Unterhalt

von vier- bis fünfhundert Armen, und um nicht den Lauf seiner christlichen Liebe unterbrechen zu müssen, verkaufte er nicht nur alles Ueberflüssige, sondern zauderte auch nicht, sich oft sogar das Nothwendige zu versagen.

Eine seinem frühern Leben so entgegengesetzte Lebensweise zog ihm anfangs sehr viele Nüßen zu. Die meisten weltlich gesinnten Leute, die an die Tugend nicht glauben wollen, weil sie eine lebendige Verdammung ihrer Laster und Schwachheiten ist, schrieben diese Veränderung, die in dem Benehmen des Armand von Rancé vorgegangen war, dem Verdruße, dem in seinen Hoffnungen betrogenen Ehrgeize, und selbst den Gesinnungen der Scheinheiligkeit zu. Aber ohngeachtet er immer außerordentlich empfindlich für seinen ehrlichen Namen war, hatte er doch den Muth, sich über alle diese Urtheile und Gespräche einer blinden Welt, deren Freundschaft mit der Freundschaft Gottes unverträglich ist, hinwegzusetzen. „Mag man von mir sagen, was man will,“ liest man in einem Briefe, den er über diesen Gegenstand schrieb, „wenn mir nur mein Gewissen nichts vorwirft, die Meinung der Menschen beunruhiget mich sehr wenig, und ich gebe der Welt die Freiheit, von mir zu sagen, was ihr gefällt. Ich verdiene alles dieses, und noch mehr. Allein dies läßt mich noch mehr die Wichtigkeit erkennen, mich in der Zurückgezogenheit niederzulassen, welche durch den Umgang mit den Menschen nicht gestört werden kann.“

Auch säumte er nicht, einen entscheidenden Entschluß zu fassen. Er verkaufte sein Schloß Berez um dreimalhunderttausend Francs, sammt dem übrigen Theil seiner väterlichen Güter; und nachdem er seine Bedienten freigebig belohnt hatte, ließ er Alles, was ihm von dieser Summe übrig blieb, dem Hôtel-Dieu von Paris zustellen. Auf gleiche Weise entledigte er sich seiner Pfriünden, mit Ausnahme der Abtei von la Trappe, die ihm nur dreitausend Livres eintrug, und zog

sich mit zwei Bedienten, von denen der eine einer der eifrigsten Mönche wurde, in diesen einsamen und wilden Ort zurück, um seine übrigen Tage in den Uebungen der Buße zuzubringen.

Da in dieser Abtei damals nur eine kleine Anzahl von Mönchen war, die das Unglück hatten, den wahren Geist ihres Standes zu vergessen, und die ihn vielleicht in der strengen und harten Wiederherstellung, die er einführen wollte, beschränkt hätten, so veranlaßte er sie, eine Pension anzunehmen, um sich damit überall hinzubegeben, wo es ihnen anständig wäre. Alsdann ließ er von der Abtei Perseigne sechs Mönche von der strengsten Regel kommen, und ohne noch sein Kleid abzulegen, begann er, wie sie zu leben, ihre Arbeiten zu theilen, und ihrem Gottesdienst so wie allen ihren Religionsübungen beizuwohnen. Als er sich jedoch bald hernach selbst zum Mönche bestimmt hatte, begab er sich in die Abtei von Perseigne, um dort das Ordenskleid zu nehmen, und ohngeachtet der häufigen Krankheiten, welche ihm Gott während seines Noviziates schickte, um seine Standhaftigkeit zu prüfen, beharrte er muthig in seinem Berufe. Nach abgelegten Ordensgelübden begab er sich wieder in die Abtei von la Trappe, wohin sich mehrere eifrige Christen zurückzogen, um gleich ihm in der Einsamkeit zu leben. Nun gelang es ihm, sei es durch die Salbung seiner Rede, sei es durch die Kraft seiner Beispiele oder den Reiz seiner Sanftmuth, sie zur Ergreifung einer Lebensweise zu vermögen, welche um so bewunderungswürdiger war, als selbe, ohngeachtet ihrer außerordentlichen Strenge ohne Unterbrechung selbst in dem vielleicht verdorbensten Jahrhunderte, welches man je gesehen hat, geführt wurde, und noch in unsern Tagen geführt wird.

Die Nahrung bei den Trappisten ist äußerst karglich, schlecht zubereitet, und von kleiner Quantität. Der Gebrauch des Weines, des Fleisches, der Fische, der Butter und der Eier ist durchaus untersagt. Man gestattet daselbst nur

den Genuß der Gemüse, der Milch, der Früchte und des schwarzen Brodes, und als Getränk gibt man des Tags nur eine halbe Bouteille Apfelwein oder Bier. Man fastet dort den größten Theil des Jahrs, und an den Fasttagen wird nichts als Brod und Wasser gereicht. An den Tagen des strengen Fastens besteht die Mahlzeit in drei Unzen Brod ohne etwas Anderes, und in den Fasten der Kirche in zwei Unzen. Es ist nie erlaubt, der gewöhnlichen Nahrung etwas beizugeben. Man gestattet bloß im Fall einer großen Krankheit den Gebrauch der Eier und des Fleisches. Die Bettwäsche ist selbst für die Kranken nicht gebräuchlich, deren Lager in einem nicht gestoppten Strohsack besteht. Für die andern Mönche sind die Strohsäcke gestoppt und so hart, daß man sie mit bloßen Brettern vergleichen kann. Außer der besondern Buße, der Disciplin, den langen Knie- und andern ähnlichen Uebungen, die von den Vorgesetzten auferlegt werden, und die, mit den Berweisen und Demüthigungen vereint, den Geist nicht weniger als das Fleisch kreuzigen, dauert der Chor acht bis neun Stunden, und von denselben zwei bis drei Stunden während der Nacht; der Gesang geschieht mit voller und erhabener Stimme. Man bewilligt nie weder Erholungen noch Spaziergänge. Da herrscht ein ewiges Stillschweigen, sowohl gegenseitig unter den Mönchen, als auch in Ansehung der Personen der Außenwelt. Alles, was den Geist zerstreuen kann, ist eine Arbeit von drei Stunden wenigstens des Tages, welche den Körper ermüdet; wornach die Kleider von Schweiß oft so durchnäßt sind, daß sie noch für die Arbeit des andern Tages naß bleiben, ohne daß es erlaubt ist, sie zu wechseln.

Ein so bußfertiges, so strenges und so andächtiges Leben hat die Bewunderung von ganz Frankreich erregt. Was aber vorzüglich bewunderungswürdig erschien, ist die Unhänglichkeit dieser frommen Einsiedler an ihren Stand, so peinlich er auch ist. Indem die falschen Weisen der Welt in ihnen nur die

traurigen Opfer religiöser Vorurtheile erblickten, betrachteten sie sich selbst als die glücklichsten Menschen, und sie haben durch ihr Betragen bewiesen, daß sie ihr Loos jedem Glücke vorzogen, das man in der Welt genießen kann. Als die Revolution die Thore von dem, was man ihr Gefängniß nannte, zerbrochen hatte, konnten sie sich der Fesseln entledigen, mit denen man sie belastet glaubte, und es hing nur von ihnen ab, frei zu werden. Allein weit entfernt, die Freiheit, die ihnen dargeboten wurde, zu benützen, verstanden sie sich alle dazu, selbe zurückzuweisen, um in ihrem Berufe zu verharren, und da sie ihren Aufenthalt in Frankreich nicht mehr fortsetzen konnten, wo unsere Philosophen, ohngeachtet der Duldung, deren sie sich brüsten, sie nicht mehr dulden wollten, so begaben sie sich willig in fremde Länder, die sich eine Ehre daraus machten, ihnen eine Zufluchtsstätte anzubieten. Da gründeten sie neue Häuser, nahmen ihre heiligen Uebungen wieder vor, und gaben den Schweizern, Deutschen und Engländern Beispiele von Frömmigkeit, deren der größte Theil der Franzosen nicht mehr würdig war. Zugleich hörten sie nicht auf, dem Himmel heiße Wünsche für das undankbare Vaterland, welches sie aus seinem Schooße verstoßen hatte, darzubringen.

So eifrige Gebete, wie die dieser guten Mönche konnten nicht verfehlen, erhört zu werden. Diese heilige Religion, die allein das Glück der Völker befestigen kann, wurde endlich Frankreich wieder gegeben. Später öffneten sich bei uns wieder einige Klöster für die verbannten Trappisten, und jetzt noch, wie zur Zeit Armands von Rancé glaubt der Reisende, den der Wunsch, sich zu erbauen, unter diese Männer des Gebets und der Abtödtung führt, wenn er sie sieht, Engel in einem sterblichen Körper bewundern zu müssen.

Zweites Kapitel.

Besondere Pflichten.

Die Pflichten, wovon ich euch lebendige Regeln gegeben habe, bilden den ersten Theil eures Begweisers; sie sind allen Wanderern der Erde zum Himmel gemeinschaftlich. Jetzt ist es Zeit, zu euch von den besondern Pflichten zu reden, welche euch nach euerm Alter und nach der Verschiedenheit eurer Verhältnisse, in die ihr nach dem Willen der Vorsehung kommen könnt, auferlegt werden.

Erster Abschnitt.

Pflichten der Kinder und Untergebenen im Allgemeinen. Gehorsam, Ehrfurcht, geistige und körperliche Hilfe.

Die Reliquien des heiligen Stephan, Samael und einiger anderer heiligen Martyrer oder Bekenner in den ersten Zeiten der Kirche, welche in Jerusalem wunderbar aufgefunden und nach Afrika gebracht wurden, wirkten dort die größten Wunder und in großer Anzahl. Unter mehreren andern Wundern wurde eines unter den Augen der ganzen Stadt Hippone, in Gegenwart des heiligen Augustin, der bei dieser Gelegenheit mehrere

Neden an das versammelte Volk hielt, und welches, wie er, Zeuge des Wunders gewesen war, mit größtem Aufsehen gewirkt.

In Cäsarea, einer Stadt von Kappadozien, lebte eine Mutter, welche Wittwe war, und zehn Kinder, sieben Knaben und drei Mädchen, hatte: diese Kinder hatten vor ihr nicht die Ehrfurcht, die sie ihr schuldig waren. Eines Tages überhäufte der Älteste von ihnen ihre gemeinsame Mutter mit allen möglichen Beleidigungen, und ging in seiner Wuth selbst so weit, an sie Hand anzulegen und sie zu schlagen. Die übrigen Kinder statt ihren unglücklichen Bruder zu tadeln und abzuhalten, wie es ihre Pflicht gewesen wäre, duldeten ganz gleichgültig, daß ihre Mutter so mißhandelt wurde. Diese Mutter, über diese Unbild und die Art, wie sich ihre Kinder gegen sie betrug, betrübt und angegriffen, fing an, selbe in ihrem Herzen zu verfluchen, und ging des andern Tages früh zu dem Taufstein, wo sie, auf den Boden hingestreckt, Gott bat, daß ihre verfluchten Kinder auf der ganzen Erde ein Beispiel des Abscheus werden, und dieselbe irrend und unstät durchwandern sollten, um andern unnatürlichen Kindern Schrecken einzuflößen. Diese Mutter wurde bald erhört, alle ihre Kinder wurden von Gott heimgesucht, und in allen ihren Gliedern von einem schrecklichen Zittern befallen; dergestalt, daß sie, aus Schaam in diesem Zustande vor ihren Mitbürgern zu erscheinen, denen sie ein Gegenstand des Abscheus geworden waren, sich in verschiedene Länder zerstreuten, und fast alle Provinzen des römischen Reichs durchwanderten.

Zwei von diesen Kindern, sagt der heilige Augustin, kamen nach Hippone, wo wir waren: das Eine nannte sich Paulus; das andere, welches seine Schwester war, Palladie. Sie kamen in diese Stadt ohngefähr vierzehn Tage vor Ostern, und gingen alle Tage in die Kirche, wo sie am Gedächtnistage und in der Kapelle des heiligen Stephan beteten, damit sie Gott von ihrer Trübsal befreie. Am Ostertag, als das Volk in

der Kirche versammelt war, wo der junge Mensch sein Gebet verrichtete, fiel er plötzlich, als wenn er eingeschlafen wäre, zu Boden, ohne nichts desto weniger selbst während seines Schlafes wie vorher zu zittern. Alle Anwesenden waren hierüber erstaunt, und noch mehr, als der junge Mensch aufgestanden war, ohne zu zittern, und sich vollkommen geheilt fand; so daß die Kirche, welche noch vom Volke angefüllt war, von allen Seiten von Freudengeschrei und von Lobes- und Dank-sagungs-Gesängen für ein so großes Wunder wiederhallte. Der junge Mensch, sagte der heilige Augustin, aß mit uns zu Mittag, und erzählte uns die ganze Geschichte seines Unglücks und das seiner Geschwister.

Am Osterdienstag, fährt der heilige Augustin fort, ließ ich den Bruder und die Schwester die Tribüne besteigen, damit Jedermann Beide sah, während man die Geschichte ihres Unglücks vorlas. Jedermann war Zeuge, daß der Bruder ganz ruhig und ohne unnatürliche Bewegung aufrecht stand, und die Schwester an allen Gliedern zitterte; sie war aber nach dem Lesen nicht sobald herabgestiegen, als sie sich zum eifrigsten Gebet in die Kapelle des heiligen Stephan begab, und ihn beschwor, für sie zu bitten. Als sie alsdann wie ihr Bruder in eine Art Schlaf verfallen war, richtete sie sich wieder auf, ohne ein Zittern zu verspüren, und hatte ihre gänzliche und vollständige Heilung erhalten. Die ganze Kirche ertönte von einem neuen Freudengeschrei, von neuen Lobgesängen und von Dank-sagungen; man verstand sich nicht mehr, das Geschrei und der Gesang wurden verdoppelt, das Rufen schien nicht enden zu wollen, und man wurde nicht müde, die Güte Gottes zu bewundern, seine Macht zu preisen, und die Wunder anzustauen, welche er durch die Vermittlung seiner Heiligen bewirkte.

Der heilige Augustin hielt bei dieser Gelegenheit an sein Volk einen geistlichen Vortrag in folgenden Ausdrücken: Mögen die Kinder, sagte er, durch dieses Beispiel ihre Eltern verehren

und ihnen gehorchen lernen, möchten auch die Väter und Mütter ihrer Seits lernen, sich ihrem Zorne und Ungefüg nicht hinzugeben; denn es steht geschrieben, daß der Segen des Vaters das Haus der Kinder befestiget, und daß es der Fluch der Mutter bis auf den Grund zerstört. Lernet, Kinder! setzte dieser heilige Lehrer hinzu, lernet, Väter und Mütter! was ihr euch gegenseitig schuldig seid, und was ihr von Gott zu fürchten habt, wenn ihr dagegen handelt. Eine Mutter hat gegen ihre Kinder gebetet, und sie wurde mit ihrer Bitte von einem gerechten und rächenden Gott erhört, weil sie wirklich eine empfindliche Kränkung erfahren hatte; allein wozu hat es dieser unglücklichen Mutter gedient? Wurde sie nicht selbst in ihren unglücklichen Kindern bestraft? Bittet also Gott um Dinge, von denen ihr nicht zu befürchten habt, daß er sie euch gewähre, sonst würde er euch nur zur Strafe und zu euerm Unglücke erhören.

Soufi bezeugte nicht, wie die meisten Kinder, durch schmeichlerische Worte und zweideutige Liebkosungen seinen Eltern seine Zuneigung, sondern durch die Weisheit eines ernstlichen Bemühens, und alle äußerlichen Zeichen, die er ihnen hievon gab, hatten ihre Quelle in seinem tugendhaften Herzen. Von seiner ersten Kindheit an würde er sich nicht den geringsten Ungehorsam gegen sie erlaubt haben, selbst wenn er sich Ungestraftheit hätte versprechen können. Die Zärtlichkeit und die Neigung zur Nachsicht, die sie bezeugten, war für ein so wohlgeartetes Herz, wie das seinige, ein Beweggrund mehr, mit Sorgfalt Alles zu vermeiden, was ihnen das geringste Mißvergnügen hätte verursachen können. Er liebte sie mit der uneigennützigsten Liebe. Auch verlangte er nichts mit mehr Eifer und Beharrlichkeit vom Himmel, als ihre Wohlfahrt. Als sein Vater in's Ministerium gerufen wurde, sagte Soufi täglich ein Gebet her, das er selbst verfertiget hatte, um Gott zu bitten, dem neuen Minister die Gnade zu verleihen, sich

nicht durch den Glanz der Welt verblenden zu lassen. Bei dieser Gelegenheit schrieb er an einen seiner Freunde Folgendes: Sie wissen, daß Herr von Colbert gestorben ist: mein Vater ist sein Nachfolger geworden. Diese letzte Neuigkeit hat mich ebenso sehr überrascht, als betrübt; denn, obschon ich hoffe, daß Gott meinem Vater die Gnade verleihen wird, sein Amt als guter Christ zu erfüllen, so sind nichts desto weniger die Ehrenstellen dieser Erde immer sehr zu fürchten, weil es nur zu gewöhnlich ist, daß sie diejenigen, die selbe besitzen, dahin führen, den Himmel zu vergessen. Ich hoffe, mein lieber Freund, Sie werden nicht verfehlen, in ihrem Gebet zu bitten, daß mein Vater dieses Amt zur größten Ehre Gottes und zu seinem Heile verwalte.

Obschon Soust's weise und gottesfürchtige Eltern weit entfernt waren, ihm etwas vorzuschreiben, was sie geglaubt hätten, daß es von der Religion nicht gebilligt werden könne, so gab es doch eine Sache, in der sie ihm den Gehorsam peinlich machten, nämlich wenn sie ihn verpflichteten, schöne Kleider zu tragen, und in einer Kleidung zu erscheinen, die sie seinem Alter und Range angemessen erachteten. Alsdann zu gehorchen, war für ihn ein großes Opfer, das er aber doch gutwillig brachte, und wovon er nur mit einigen seiner tugendhaftesten Freunde sprach. Als ihm eines Tages sein Vater ein reicheres Kleid als diejenigen, die er zu tragen gewohnt war, geben ließ, und insbesondere einen sehr schönen Degen (er befand sich damals in der Philosophie) sagte er zu seinem Freunde Flamanville: Sehen Sie, ich bitte, wozu uns die Herrlichkeit dieser Welt verpflichtet: wäre ich der Sohn eines gemeinen Mannes, so würde man nicht daran denken, aus mir einen lebenswürdigen, vornehmen Herrn zu machen. Ich versichere Sie, ich beneide manchmal den Stand des kleinen Jeanot, der die Aufträge des Pallastes besorgt, ich würde lieber seine Kleider, als diese Eitelkeiten tragen, die man des Sohnes eines Mi-

nisters für würdig hält, obschon sie einem Christen so wenig anstehen. Allein Gott befiehlt mir, meinen Eltern zu gehorchen, und dieses spricht mir Muth ein und tröstet mich. Eines andern Tags, als er zu Billeneuve war, fährt der Abbé von Flamanville fort, vergaß er seinen schönen Degen, und ich argwohnte, daß er es absichtlich gethan habe; allein er versicherte mir das Gegentheil, und sagte: Glauben Sie wohl, daß die Freude, ihn nicht zu tragen, verdient, durch Ungehorsam erkauft zu werden!

Ein Kind von sehr gutem Herkommen, und in die Militärschule aufgenommen, begnügte sich seit mehreren Tagen mit Suppe, trockenem Brode und Wasser. Der Vorstand, von dieser Sonderbarkeit in Kenntniß gesetzt, welche er irgend einem Uebermaaß übelverstandener Frömmigkeit zuschrieb, tadelte es deshalb. Der Knabe fuhr damit fort, ohne sein Geheimniß zu entdecken. Herr P. D. durch den Vorstand von dieser Beharrlichkeit unterrichtet, ließ den jungen Jögling kommen; nachdem er ihm aber mit Sanftmuth vorgestellt hatte, wie nothwendig es sei, sich dem Gebrauche der Schule zu fügen, sah er, daß sich derselbe über die Veranlassung seines Benehmens nicht erklärte, und war zu der Drohung gezwungen, ihn wenn er sich nicht ändere, seiner Familie zurückzugeben. Ach, mein Herr, sagte alsdann der Knabe, Sie wollen die Ursache wissen, warum ich so handle; es ist diese: In dem Hause meines Vaters aß ich schwarzes Brod in geringer Quantität, wir hatten oft dazu nichts als Wasser; hier esse ich eine gute Suppe, das Brod ist gut, weiß und im Ueberfluß; ich finde, daß ich sehr gut lebe, und ich kann mich nicht entschließen, mehr zu essen, wenn ich an den Zustand meiner Eltern denke.

Herr P. D. und der Vorstand konnten ihre Thränen nicht zurückhalten, als sie die Erkennlichkeit und Standhaftigkeit dieses Knaben sahen. Mein Freund! versetzte Herr P. D., wenn Ihr Herr Vater gedient hat, bezieht er keine Pension? Nein,

antwortete der Knabe. Seit einem Jahre hat er darum nachgesucht; der Mangel an Geld zwang ihn, darauf zu verzichten. Er hat vorgezogen, lieber kümmerlich zu leben, als in Versailles Schulden zu machen. — Wohlau, sagte Herr P. D., wenn sich die Sache so verhält, wie dieselbe es nach Ihrer Erzählung wirklich zu sein scheint, so bin ich überzeugt, für ihn eine Pension von fünfhundert Livres zu erhalten. Weil Ihre Eltern so wenig Auskommen haben, so werden sie Ihnen den Geldbeutel nicht sehr gefüllt haben, empfangen Sie daher für Ihr Taschengeld diese drei Louisd'or, die ich Ihnen von Seite des Königs darreiche, und was Ihren Vater betrifft, so werde ich ihm einen Vorschuß seiner Pension von sechs Monaten schicken, welche ich mich verbindlich gemacht habe, ihm zu erwirken. — Mein Herr, erwiederte der Knabe, wie werden Sie ihm dieses Geld schicken können? Beunruhigen Sie sich hierüber nicht, antwortete Herr P. D., wir werden das Mittel hiezu finden. — Ach! mein Herr, sagte der Knabe, weil Sie dieses thun können, so legen Sie auch die drei Louisd'or bei, die Sie mir soeben gegeben haben. Hier habe ich Alles im Ueberfluß, dieses Geld würde mir nichts nützen, es wird aber meinem Vater für seine andern Kinder von großem Nutzen sein.

— Einige Zeit vor der neuen Organisation unserer Armee beschäftigte sich Herr D. . ., als er sich zu seinem Regimente begab, während der Reise, nach dem Gebrauche der damaligen Zeit, mit der Anwerbung einiger Rekruten, die er nothwendig hatte, um seine Compagnie zu ergänzen. Er fand in einer kleinen Stadt, wo er eine Woche blieb, mehrere Leute. Am Tag vor seiner Abreise stellte sich noch ein junger Mann von außerordentlicher Größe und der einnehmendsten Gestalt; er hatte eine aufrichtige und ehrliche Miene, die für ihn einnahm. Herr D. konnte sich bei dem ersten Anblick den Wunsch nicht versagen, diesen Mann bei seiner Compagnie zu haben: er sah ihn, als er verlangte, angeworben zu werden, zittern; er hielt

diese Bewegung für die Wirkung der Furcht und vielleicht der Unruhe, welche ein junger Mensch um den Preis der Freiheit empfindet, und die er nicht ohne Bedauern verkauft. Er theilte ihm seinen Verdacht mit, wobei er trachtete, ihm Muth einzusprechen.

Ach! mein Herr, antwortete ihm der junge Mann, schreiben Sie meine Verwirrung keinem unwürdigen Grund zu, dieselbe rührt nur von der Furcht her, nicht angenommen zu werden; Sie wollen mich vielleicht nicht, und mein Unglück wäre entsetzlich. Indem er diese Worte endigte, vergoß er einige Thränen. Der Offizier versicherte ihn, daß er erfreut sei, seinem Begehren zu entsprechen, und fragte ihn schnell, welche seine Bedingung wäre. Ich mache sie Ihnen nur mit Zittern, antwortete der junge Mann; sie wird Ihnen vielleicht die Lust benehmen. Ich bin jung, Sie sehen meine Gestalt, ich habe Stärke und die erforderliche Beschaffenheit zum Dienste; allein der unglückliche Umstand, worin ich mich befinde, zwingt mich, einen Preis zu setzen, den Sie ohne Zweifel übertrieben finden werden; mit weniger als fünfhundert Livres kann ich mich nicht anwerben lassen, und Sie brechen mir das Herz, wenn Sie es mir abschlagen. — Fünfhundert Livres? entgegnete der Officier, die Summe ist bedeutend, ich gestehe es; allein Sie gefallen mir, ich traue Ihnen einen guten Willen zu, und ich werde mit Ihnen nicht handeln; ich will Ihnen Ihr Geld aufzählen; unterzeichnen Sie, und halten Sie sich bereit, Morgen mit mir abzureisen.

Der junge Mann schien von der Freundlichkeit des M. D. durchdrungen. Er unterzeichnete fröhlich seine Anwerbung, und empfing die fünfhundert Livres mit eben so großem Dank, als wenn sie ihm geschenkt worden wären; er bat seinen Hauptmann, ihm zu erlauben, sich fortzubeben, um eine heilige Pflicht zu erfüllen, und versprach, im Augenblick wieder zu kommen. M. D. . . glaubte an diesem jungen Manne etwas Außerordentliches zu bemerken: neugierig, sich Aufklärung zu

verschaffen, folgt er ihm ohne Anmaßung, er sieht ihn nach dem Gefängniß der Stadt eilen, mit auffallender Hestigkeit an die Thüre klopfen, und, so wie sie geöffnet war, hineinstürzen; er hörte ihn zu dem Kerkermeister sagen: Hier ist die Summe Geldes, um welche mein Vater verhaftet wurde, ich lege selbe in Ihre Hände nieder, führen Sie mich zu ihm, damit ich das Vergnügen habe, seine Ketten zu zerbrechen. Der Officier bleibt einen Augenblick stehen, um ihm Zeit zu lassen, allein zu seinem Vater zu gelangen, und begibt sich sodann auch dahin. Er sieht diesen jungen Menschen in den Armen eines Greises, den er mit Lieblosungen und Thränen bedeckt, und in Kenntniß setzt, daß er soeben seine Freiheit hergegeben habe, um ihm die seinige zu verschaffen. Der Gefangene umarmt ihn von Neuem. Der Offizier, gerührt, tritt vor: Trösten Sie sich, sagte er zu dem Greise, ich werde Ihnen Ihren Sohn nicht wegnehmen, ich will das Verdienst seiner Handlung theilen, er ist frei wie Sie, und mich reut eine Summe nicht, wovon er einen so edlen Gebrauch gemacht hat; hier ist sein Vertrag, ich gebe ihm denselben zurück. Der Vater und Sohn fielen ihm zu Füßen: der Letztere schlägt die Freiheit aus, die man ihm zurückgibt, er beschwört den Kapitain, ihm zu erlauben, daß er ihm folge, sein Vater bedarf seiner jetzt nicht mehr, da er arbeiten kann. Der Officier kann ihn nicht zurückweisen. Der junge Mann hat die vorgeschriebene Zeit gedient, sich immer von seinem Solde etwas Weniges erspart, das er seinem Vater zukommen ließ, und als er seinen Abschied verlangen konnte, benützte er diesen, um dem Greise zu dienen, den er noch lange von der Arbeit seiner Hände ernährte.

Einige Tage vor dem 2. September 1793 wurde Fräulein Gazotte, welche mit ihrem Vater in der Abtei*) eingesperrt war, für unschuldig erkannt; allein sie wollte ihn allein und

*) Diese war eines der Gefängnisse von Paris.

ohne Hoffnung nicht darin lassen; sie erhielt die Begünstigung, bei ihm bleiben zu dürfen. Nun kamen die entsetzlichen Tage, welche die letzten so vieler Franzosen waren. Am Tage zuvor hatte Fräulein Cazotte durch den Reiz ihrer Gestalt, die Reinheit ihrer Seele und den Eifer ihrer Rede einige Marseiller, die in die Abtei eingezogen waren, zu gewinnen gewußt. Diese waren es, welche ihr halfen, Cazotte zu retten. Dieser verurtheilte Greis stand in Gefahr, nach einer 30stündigen Blutscene unter den Streichen eines Haufens von Mördern zu fallen. Seine Tochter blaß, mit aufgelösten Haaren, wirft sich zwischen diese und ihn. Ihr werdet nur, sagte sie, zu ihm kommen, wenn ihr mir das Herz durchbohrt. Ein Ruf der Gnade läßt sich hören; hundert Stimmen wiederholen ihn: die Marseiller öffnen dem Fräulein Cazotte den Durchgang, welche ihren Vater fortführt, und ihn seiner Familie wieder gibt.

Unterdeß war ihre Freude nicht von sehr langer Dauer. Am 12. September wurde Cazotte zum Zweitemal in das Gefängniß geworfen. Seine Tochter stellt sich mit ihm in der Conciergerie: die für Cazotte offene Thüre wird ihr mit Härte versagt. Sie eilt zur Gemeinde und zum Minister des Innern, und entreißt ihnen durch viele Thränen und Bitten die Erlaubniß, ihren Vater zu bedienen. Sie brachte Tage und Nächte an seiner Seite zu, und entfernte sich nur von ihm, um die Richter für ihn zu gewinnen, oder Vertheidigungsmittel zu ergreifen. Schon hatte sie sich derselben Marseiller versichert, denen sie in seiner ersten Gefahr so viel verdankte. Schon hatte sie Weiber versammelt, die ihr beizustehen versprachen; sie fing endlich zu hoffen an, als man sie in Gewahrsam setzte. Ihr Eifer ließ die Gegner Cazotte's Alles befürchten, so daß sie nur dieses Mittel fanden, damit er ihnen nicht zum Zweitemale entgehen könne. Wirklich brachten sie während der Abwesenheit seiner Tochter diesen Mann um, welcher rücksichtlich seines hohen Alters, seiner Talente und

des entsetzlichen Todesanblickes, der dreißig Stunden über seinem Haupte schwebte, Schonung verdient hätte. Fräulein Cazotte erfuhr diesen grausamen Verlust erst, nachdem sie in Freiheit gesetzt war. Man begreift die Größe ihres Schmerzes; sie hatte keinen andern Trost, als den Kummer ihrer Mutter zu lindern, und sich dieser frommen Pflicht mit allem Eifer zu ergeben, welchen kindliche Liebe einflößen kann, wenn sie die Gefühle der Natur und die Gesetze der Religion zum Beweggrund hat.

— In dieser nämlichen Zeit des Schreckens und des Blutes reiste Herr Delleglaie, der aus einem Gefängnisse zu Lyon in die Conciergerie geschickt wurde, nach Paris. Seine Tochter hatte ihn nicht verlassen. Sie bat den Conducteur, in den nämlichen Wagen aufgenommen zu werden; sie konnte dies nicht erhalten. Allein kennt das Herz Hindernisse? Obgleich von sehr schwachem Körperbaue machte sie den Weg zu Fuße; sie folgte dem Wagen ihres Vaters über hundert Stunden, und entfernte sich nur, um ihm in jeder Stadt Nahrung zuzubereiten, und am Abende eine Decke zu erbetteln, welche ihm in den verschiedenen Gefängnissen, die ihn erwarteten, seinen Schlaf versüßte. Sie hörte nicht einen Augenblick auf, ihn zu begleiten, und auf alle seine Bedürfnisse bedacht zu sein, bis die Conciergerie Beide getrennt hatte. Gewohnt, die Gefängnißaufseher zu erbitten, verzweifelte sie nicht daran, die Unterdrücker zu entwaffnen. Während drei Monaten bat sie alle Morgen die einflußreichsten Mitglieder des sogenannten Ausschusses der allgemeinen Wohlfahrt, und siegte endlich über ihre Weigerung. Sie führte ihren Vater, stolz ihn befreit zu haben, nach Lyon zurück; allein der Himmel gestattete ihr nicht, sich ihres Werkes hienieden zu erfreuen. Der höchste Bergelter der Tugend und Frömmigkeit, welche die Beweggründe ihrer großmüthigen Hingebung waren, wollte sie dafür in einem glücklichen Aufenthalte belohnen. Sie wurde unterwegs, erschöpft

von dem Uebermaße der Anstrengung, welcher sie sich unterzogen hatte, krank und verlor das Leben, nachdem sie es dem Urheber ihrer Tage gerettet hatte.

— Was nun folgt, hat sich im Monat Februar 1836 zu Paris zugetragen.

Ein Greis von zweiundachtzig Jahren erhebt sich beim Aufrufe seines Namens mühsam mitten unter der Menge, und schleppt sich, von seiner Tochter unterstützt, vor seine Richter. Indes ist sein Vergehen so geringfügig, und seine Haare sind so weiß, daß der Gerichtsvollzieher sich nicht getraut, ihm die Anklagebank zu zeigen, und ihn vor die Schranken des Gerichts sich stellen läßt.

Auf die Fragen des Präsidenten antwortet seine Tochter mit zitternder Stimme: Mein Vater hört Sie nicht; erlauben Sie, für ihn zu antworten. Der Präsident: Ihr Vater ist vor uns geladen, weil er gebettelt, und keinen Wohnsitz hat? Die Tochter des Greises: Möge Gott denen verzeihen, die Ihnen, meine Herren! dies gesagt haben. Seitdem ich auf der Welt bin, und dies ist schon lange, hat mich mein Vater nicht verlassen. Wir haben immer beisammen gewohnt, und so lange ich arbeiten kann, wird er Niemanden zur Last fallen. Vor einem Monat war ich krank, wir hatten kein Geld; mein Vater stand sehr früh auf, und ging aus. Am Abend kehrte er zurück, setzte sich an mein Bett, und fing zu weinen an. Ich fragte ihn, was er habe; alsdann sagte er mir, er sei sehr zu beklagen, so alt zu sein, daß man ihn nicht mehr arbeiten lassen wolle; er habe sich angeboten, Erde zu walzen, und es sei ihm abgeschlagen worden. Ich muß also betteln gehen, sagte er zu mir; denn ich kann dich aus Mangel an Hilfe nicht sterben lassen. Ich erwiderte ihm, daß ich mich besser befinde, und des andern Tags arbeiten würde.

Allein, meine Herren, statt mich besser zu befinden, war ich am andern Tage kränker. Mein Vater ging an diesem Tage

nochmals aus, ohne mir etwas zu sagen. Eine Stunde hernach, meine Herren, sagte man mir, die Gensd'armes hätten ihn verhaftet, weil er gebettelt habe. Hat er es gethan, meine Herren, so that er es nicht für sich, sondern für mich, die ich krank war, und wenn Sie ihn diesmal entschuldigen wollen, so verspreche ich Ihnen, daß er es nicht mehr thun wird.

Nach diesen wenigen Worten hört das Gericht kaum den Antrag des königlichen Staatsanwalts mehr und die Gerechtigkeit gibt, sich vor der Tugend neigend, dieser guten Tochter ihren ehrwürdigen Vater zurück.

Man weiß, daß das Gesetz das Betteln bestraft. Die Religion verhindert es, indem sie dem Elend Hilfe und Schutz darbietet. Gute Schwestern der christlichen Liebe, wie vielen Vergehen seid ihr nicht zuvorgekommen!

In einer kleinen Stadt des südlichen Frankreichs lebte vor der Revolution eine adelige und reiche Familie. Rosa, ein armes Kind, welches die Barmherzigkeit der Frau von Migremont aufgenommen, hatte sich ihrem Dienste gewidmet. Rosa schien eigentlich nicht für den Stand des Dieners bestimmt, der in den Augen der Welt diejenigen demüthigt, welche ihn aus Noth oder Pflicht ergreifen; sie gehörte im Gegentheile Eltern vom Mittelstande an; da jedoch die Wechselfälle des Gewerbes für sie nicht günstig waren, sahen sie sich gezwungen, sich von ihrer Tochter zu trennen. Ihr Herz war schmerzlich bewegt, als sie sich das Erstmal nach ihrem neuen Stande kleidete. Bis jetzt, dachte sie, habe ich nur meinem Vater gehorcht, und nun bin ich dem Willen, und sogar den Launen von Fremden unterworfen. Es liegt nichts daran; es ist Gott, den ich in der Person meiner Eltern verehrte, er ist es wieder, der zu mir durch den Mund meiner Herrschaft reden wird, und der Gehorsam wird mich, statt verächtlich zu machen, vor ihm nur erheben.

So überlegte Rosa die Sache, und so sollten alle Diener

denken; denn ihr Stand, womit vorzüglich die Uebung der Demuth verbunden ist, ist für die Religion nichts weniger als verächtlich. Es ist vielleicht gerade dieser Stand am geeignetsten, sich der Vortheile seiner ewigen Zukunft zu versichern, weil man in demselben jede Minute sich dem Willen Gottes fügen lernt, indem man die gerechten und billigen Befehle seiner Herrschaft befolgt, durch Tugend ihren Wünschen zuvorkommt, und sich an den Eigensinn ihres Gemüths und an die Ungleichheit ihres Charakters gewöhnt. Wie viele unbekannte Verdienste gibt es nicht in diesem niedrigen und dunkeln Stande, Verdienste, die, weil sie durch unsere Vorurtheile oder Leidenschaften mißkannt sind, nichts desto weniger an dem feierlichen Tag der Gerechtigkeit mit Glanz aufgedeckt und mit Ruhm gekrönt werden.

Die Familie von Miremont hatte eine zahlreiche Dienerschaft, und alle ihre Diener führten, da sie sich nach dem Beispiele ihrer Herrschaft richteten, ein wahrhaft mustervolles Leben. Wie sollte sich nicht auch der Diener in der That dem unvermeidlichen Einfluß der Tugend ergeben, welche er mit Nutzen ausüben sieht? Herr von Miremont war mit seines Gleichen redlich, großmüthig und liebreich mit seinen Untergebenen, treu und ergeben gegen seinen Fürsten, und Rosa, die in ihm die Liebe zur Religion mit so vielen guten Eigenschaften vereinigt sah, schrieb natürlich diese Eigenschaften der Religion als ihrer Ursache zu. Frau von Miremont, eine vollkommene Frau, Mutter und Gebieterin, vernachlässigte keine Uebung der Frömmigkeit; Rosa, welche daraus schloß, daß die Frömmigkeit bei ihr die andern Tugenden erweckte und entwickelte, nahm ganz still die Verbindlichkeit auf sich, Gott bestens zu dienen, um ihrer Herrschaft desto besser zu dienen. Diese erleichterte ihr übrigens die Mittel, Wort zu halten. Unabhängig von ihren Beispielen, bestärkten ihre Rathschläge Rosa in ihren guten Entschlüssen; sie gab derselben vortreffliche

Lehren, und beraubte sich lieber ihrer Dienste, damit Rosa keine Gelegenheit versäume, ihre gottesfürchtigen Pflichten zu erfüllen. Was erfolgte hieraus? Rosa einer Seits, an Tugend wie an Frömmigkeit zunehmend, widmete sich mit ganzem Herzen ihrer Herrschaft, die sie fast wie ihre Eltern liebte; Herr und Frau von Migremont andrer Seits, von einer redlichen, treuen und ergebenen Dienerschaft umringt, erfreuten sich des ungetrübtesten Glückes im Innern ihres Hausstandes. Es gab nichts Rührenderes, als das Bild dieser Haushaltung, wo die Dienerschaft, gerade weil sie zum Hause gehörte, von ihrer Herrschaft betrachtet wurde, als mache sie einen Theil der Familie aus. Für Herrn und Frau von Migremont waren die Diener Kinder, zwar in der zweiten Stelle; aber Kinder, deren Glück der Gegenstand einer ganz väterlichen Sorgfalt war. Das gute Verhalten der Herrschaft erregte ihren Eifer während der Dienstzeit, und wenn Alter oder Gebrechlichkeit die Dienerschaft zu Anstrengungen unfähig machte, so sicherten oder linderten die Wohlthaten der Herrschaft ihr Loos.

Herr von Migremont hatte einen Sohn, der schon frühzeitig in's Militär getreten war, und dessen Erziehung daher nicht genau überwacht werden konnte. Der junge Karl, leichtsinnig und zerstreut, hatte in seinen Dienst einen Bedienten genommen, den die unordentliche Aufführung seines Herrn veranlaßt hatte, sich seiner Seits ebenso aufzuführen. Unbescheiden in seinen Reden, verwegen in seinen Blicken, auf das Geld zählend, welches seine Willfährigkeit von Karl erhielt, oder welches er ihm entwendete, ohne sich ein Gewissen daraus zu machen, hatte dieser Bediente alle Laster in sich vereinigt. Ach! der Unkluge! wäre er in der Wahl eines Herrn sorgfamer gewesen, hätte er geahnt, daß von dieser wichtigen Wahl seine Zukunft abhängt, vielleicht wäre er den Lehren und guten Beispielen, die seine Jugend geleitet hatten, treu geblieben! Allein durch die Vortheile, welche ihm in dem Dienste eines reichen

und unbesonnenen Offiziers winkten, verführt, hatte dieser Bediente, der nach und nach die guten Grundsätze vergaß, die ihm eingeprägt worden waren, den Versuchungen, die sich seiner Begierde darboten, nachgegeben. Bei Herrn von Nigremont, dem Vater, wäre er eine vortreffliche Person gewesen, bei seinem Sohne dachte er nicht einmal mehr daran, seine Fehler durch Heuchelei zu verdecken.

Karl kam an, um ein halbes Jahr in seiner Familie zuzubringen, Rosa sah diesen Bedienten. Sie dankte alsdann Gott mit mehr Inbrunst als je, ihr eine Herrschaft gegeben zu haben, in deren Dienst sie nicht Gefahr laufe, zu verderben, und den Gefahren ihres Standes zu unterliegen. Der Unglückliche, sagte sie, hat das Geld des Herrn Karl unter seinen Händen; da die Religion seiner Begierde keinen Zügel anlegt, wer hindert ihn, sich dieses Geld anzueignen? Kann er nicht sogar über die Gesundheit seines Herrn, den er in seiner Krankheit mit Achtjamkeit pflegen sollte, und den er neulich mit strafbarer Sorglosigkeit vernachlässigte, verfügen? Dieser Mensch, ohne Ergebenheit für denjenigen, der ihn ernährt, dieser Mensch, bis zu dem Grad eigennützig, daß er den, der ihn bezahlt, bestiehlt, würde er nicht fähig sein, nach seinem Leben zu streben, wenn er hierin seinen Vortheil fände?

Rosa täuschte sich nicht. Als die Revolution ausgebrochen war, erröthete der Glende nicht, seinen Herrn anzugeben. Karl und sein Vater, deren Güter eingezogen wurden, endeten in jenen Stunden des Wahnsinns, den alle ehrlichen Leute mit ihrer Verachtung brandmarken, auf dem Blutgerüste. Der untreue Bediente, durch den Tod seiner Herren und ihr Vermögen bereichert, stellte seine Unverschämtheit zur Schau, während Frau von Nigremont, ihres Rangs und Reichthums beraubt, ihre Thränen und ihr Elend in dunkler Zurückgezogenheit verbarg. Arme Wittwe, Alles verläßt dich; doch nein, ein tröstender Engel ist an deiner Seite. Gute und fromme

Gebieterin, empfangen am Tage des Unglücks den Lohn der Sorgfalt, womit du in den Tagen des Glücks deine Diener umgabst. Dir fehlt eine Zuflucht, Rosa wird mit dir die kleine Kammer theilen, welche sie von ihren Ersparnissen gemiethet hat; sie hat ihre Eltern verloren, du wirst in den Augen der Verfolger als ihre Mutter gelten. . . In der That, bist du es nicht immer gewesen, und die christliche Magd, ist sie nicht würdig, deine Tochter zu sein? Du entbehrst des Brodes, Rosa wird arbeiten, um es dir zu verschaffen. Aber Rosa war nicht die einzige, alle Bedienten der Frau von Nigremont trugen bei, ihrer frühern Gebieterin die Schuld der Dankbarkeit zu bezahlen. Der Zug, den ich erzähle, gehört der Geschichte an; mehr als eine Familie in Frankreich wird ihn als eine Seite der ihrigen betrachten; deswegen bringe ich denselben in Erinnerung, um desto besser den Dienstherrschaften zu beweisen, daß die Dienerschaft das ist, zu was man sie macht.

Es gibt indessen Umstände, wo die Tugend des Dieners die bösen Beispiele, und selbst die bösen Rathschläge des Herrn überwindet. Wie auch immer die unregelmäßige Ausführung Karls beschaffen war, so hätte sein ungetreuer Diener mit Nutzen gegen die Gefahren seiner Lage kämpfen können; statt Karl anzugeben, wie er es that, würde er ihn später vielleicht gerettet haben. Dem Bedienten, welchen der Zufall zu einem Herrn ohne Religion gebracht hat, genügt es, den Trost und die Ermuthigung, welche ihm dieser Herr nicht gibt, anderswo zu suchen. Als natürlicher Vertrauter seiner Leiden und seiner Verirrungen wird er ihn ermahnen, den ansteckenden Beispielen zu widerstehen, sein Ohr den Einflüsterungen der Gottlosigkeit oder unanständigen Aufführung zu verschließen; er wird ihn mit der erforderlichen Kraft bewaffnen; er wird ihn in seinem Falle halten, ihm in seiner Unschlüssigkeit beistehen. Es ist ohne Zweifel besser, daß sich ein Diener einen guten Herrn wähle; wenn ihm aber die Macht der Dinge die

Wahl nicht erlaubt, so wird er, Dank der Dazwischenkunft seines wahrhaften Freundes, siegreich aus allen Prüfungen hervorgehen. Setzet den Fall, daß Rosa, fromm wie sie bei ihren Eltern war, an Frau von Nigremont eine eitle, hartherzige, gleichgiltige Frau gefunden hätte, so würde ihr der Pfarrer des Dorfes, wenn sie ihn um Rath gefragt hätte, gesagt haben, dem Stolz Unterwerfung, der Hartherzigkeit Sanftmuth, der Gleichgiltigkeit Anhänglichkeit und Treue entgegenzusetzen. Ist es auch nicht Ihrer Gebieterin wegen, würde er beigefetzt haben, so werden Sie es Gott zu Liebe thun; denn die Gebieter sind Gottes Bild für ihre Diener, ihn ehren sie in denselben, ihm allein gehorchen sie, wenn sie ihre Befehle vollziehen, und wieder ist es er, den sie lieben, wenn sie dieselben mit ihrer Zuneigung umgeben. Und Rosa, gehorsam den Lehren des Pfarrers, würde sich in Ansehung der Frau von Nigremont betragen haben, wie sie sich wirklich betrug. Die Geschichte der Revolution hat auch hievon Beispiele geliefert; manche christlichen Diener ließen Alles, was in der christlichen Liebe erhaben ist, kund werden, sind die Beschützer ihrer Herren gewesen, über die sie sich zu beklagen hatten, und die Wohlthaten der einen, eingegeben von der Religion, haben mehr als einmal den andern die Augen geöffnet, und das Herz geändert.

Laßt uns zu Rosa zurückkehren, von welcher uns diese Betrachtungen entfernt haben.

Frau von Nigremont gelangte nach der Schreckenszeit wieder zu den Trümmern ihres Vermögens. Sie hatte keine Kinder mehr, und wollte ihre Wohlthäterin an Kindesstatt annehmen. Allein die junge Magd, an einen Stand gewöhnt, dessen Verdienst sie trotz der augenscheinlichen Erniedrigung wohl erkannt hatte, erlaubte nicht, daß eine andere Hand als die ihrige ihre ehrwürdige und gute Gebieterin bediene. Lassen Sie mir, sagte sie zu ihr, das Glück, das ich genieße.

Was ich gethan, habe ich thun müssen. Seit wann hat die Tugend Ursache, zu überraschen? Sie ist einem christlichen Herzen so natürlich, daß man sich eher wundern sollte, sie nicht überall zu finden. Mein Stand gefällt mir, ich bitte, ihn mir zu lassen.

Rosaehrte demnach diesen Stand, den ihr Gott angewiesen hatte, so lange, als Frau von Aigremont lebte; und erst nach dem Tode ihrer Gebieterin verließ sie den Dienst. Ein Legat, das sie als ein Andenken der Güte der Frau von Aigremont und nicht als eine Belohnung der Treue, zu der sie sich ihrem Stande gemäß verpflichtet glaubte, annahm, erlaubte ihr, ihr Leben im Wohlstande zu beschließen. Rosa widersprach sich nicht einen Augenblick; frei vom Dienste der Menschen weichte sie sich gänzlich dem Dienste Gottes.

Der Bediente Karls, mit Reichthümern überhäuft, aber das Herz mit einem doppelten Morde belastet, starb in der Verzweiflung. Die christliche Magd, die Stirn immer heiter, das Lächeln auf den Lippen, ging hoffnungsvoll der Bereinigung mit ihrer Wohlthäterin entgegen, welche sie rief, ihr Glück mit ihr zu theilen.

Zweiter Abschnitt.

B r u d e r l i e b e .

Es gibt unter dem Himmel kein schöneres Schauspiel, als das einer in Liebe einigen Familie. Die Bruderliebe ist nicht nur das Zeichen eines vortrefflichen Herzens, sondern auch die Quelle kostbarer Segnungen; aber um beständig und wahrhaft dauerhaft zu sein, muß sie vor Allem von der Religion befestigt werden.

Ein französischer Kaufmann hatte sich mit seiner Frau zu einer Reise nach Indien eingeschifft; er gewann daselbst viel Geld, und nach einigen Jahren traf er Anstalten zu seiner

Rückkehr nach Frankreich, wo er geboren war, und wo er seine ganze Familie hatte. Er nahm mit sich seine Frau und zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen. Der Knabe war vier Jahre alt und hieß Johann; und die Tochter, die erst drei Jahre alt war, hieß Maria. Als sie die Hälfte Weges zurückgelegt hatten, erhob sich ein heftiger Sturm, und der Lothse erklärte, daß sie in großer Gefahr sich befänden, weil sie der Wind gegen die Inseln triebe, wo ihr Schiff ohne Zweifel stranden würde. Als der arme Kaufmann dies vernommen hatte, faßte er ein großes Brett, und band seine Frau und seine zwei Kinder fest darauf; er wollte sich auch daran anheften, aber er hatte keine Zeit mehr dazu; denn das Schiff war an eine Felsklippe angestoßen, öffnete sich in Folge dessen nach den zwei Seiten hin, und Alle, welche darin waren, fielen in's Meer. Das Brett, auf welchem die Frau und die beiden Kinder sich befanden, erhielt sich auf dem Meer, wie ein kleines Schiff, und der Wind trieb sie gegen eine Insel. Alsobald band die Frau die Stricke los, und begab sich mit ihren Kindern auf diese Insel.

Das Erste, was sie that, als sie sich in Sicherheit sah, war dies, daß sie sich auf die Kniee niederließ, um Gott für ihre Rettung zu danken; sie war jedoch sehr betrübt über den Verlust ihres Gemahls, der ein so guter Mann war, auch besorgte sie, daß sie und ihre Kinder auf dieser Insel verhungern oder von den wilden Thieren aufgefressen werden möchten. Sie ging einige Zeit fort, von diesen düstern Gedanken gefoltert, als sie plötzlich mehrere mit Früchten beladene Bäume erblickte; sie nahm einen Stock und schlug einige herab, die sie ihren kleinen Kindern gab; sie selbst aß auch davon; hierauf ging sie weiter, um vielleicht eine Hütte zu finden, aber sie sah bald, daß sie sich auf einer wüsten Insel befand. Auf ihrem Weg gewahrte sie einen großen hohlen Baum, und sie beschloß, die Nacht über daselbst zu bleiben. Sie schlief also hier mit

ihren Kindern, und des andern Tags ging sie noch weiter fort, so lange es ihre Kräfte erlaubten; unterwegs entdeckte sie Vogelnester, aus denen sie die Eier nahm, und als sie sah, daß auf dieser Insel weder Menschen noch gefährliche Thiere seien, beschloß sie, sich dem Willen des Himmels zu fügen, und ihr Möglichstes aufzubieten, um ihre Kinder gut zu erziehen. Sie hatte aus dem Schiffbruch ein Evangelium und ein Gebetbuch gerettet, sie bediente sich derselben, um sie lesen und Gott kennen zu lehren. Bisweilen sagte der Knabe zu ihr: Liebe Mutter, wo ist mein Vater? Warum hat er veranlaßt, daß wir unser Haus verließen, um auf diese Insel zu kommen? — Wird er nicht kommen, uns aufzusuchen? — Meine Kinder, antwortete ihnen dieses arme Weib, in Thränen ausbrechend, euer Vater ist in den Himmel gegangen; aber ihr habt einen andern Vater, und dieser ist Gott: er ist hier, obgleich ihr ihn nicht sehet, er schickt uns Früchte und Eier, und er wird Sorge für uns tragen, so lange wir ihn von ganzem Herzen lieben und ihm treu dienen werden. Als die Kinder lesen konnten, beschäftigten sie sich mit vielem Vergnügen mit dem, was ihre Bücher enthielten, und sprachen den ganzen Tag davon; sie besaßen überdies einen vortrefflichen Charakter, und ihr Gehorsam gegen den geringsten Willen ihrer Mutter kannte keine Grenzen.

Nach Verlauf von zwei Jahren wurde sie krank, und da sie erkannte, daß sie sterben werde, ward sie von der größten Besorgniß für ihre armen Kinder gequält; aber zuletzt dachte sie, daß Gott, welcher gut sei, sich ihrer annehmen werde; dieser tröstliche Gedanke beruhigte sie. Sie lag in der Höhlung ihres Baumes, und nachdem sie ihre Kinder herbeigerufen hatte, sagte sie zu ihnen: Ich werde bald sterben, meine lieben Kinder, und ihr werdet keine Mutter mehr haben. Erinert euch jedoch, daß ihr nicht allein bleibet, und daß Gott Alles sieht, was ihr thun werdet; unterlasset ja nicht, Morgens

und Abends zu ihm zu beten. Mein lieber Johann, trage ja Sorge für deine Schwester Maria, zanke sie nicht aus und schlage sie niemals; weil du größer und stärker bist, als sie, so wirst du ihr Eier und Früchte aussuchen. . Sie wollte auch etwas zu Maria sagen, allein sie hatte keine Zeit dazu, und so hauchte sie ihren letzten Athem in den Armen ihrer Kinder aus.

Diese unglücklichen Waisen begriffen nicht, was ihre Mutter ihnen hatte sagen wollen; sie wußten nicht, was Sterben heiße; sie glaubten, daß sie schlief, und wagten nicht, ein Geräusch zu machen, aus Furcht, sie aufzuwecken. Johann suchte Früchte, und als sie zu Abend gegessen hatten, legten sie sich neben dem Baum nieder und schliefen alle Beide ein. Am andern Morgen erstaunten sie sehr, daß ihre Mutter noch immer schlafte, und zogen sie deshalb beim Arm; als sie aber sahen, daß sie sich nicht rührte, glaubten sie, die Mutter sei über sie aufgebracht, und fingen zu weinen an; hierauf baten sie dieselbe um Verzeihung, und versprachen ihr eine bessere Aufführung. Allein sie mochten machen, was sie wollten, die arme Frau antwortete ihnen nicht. Sie blieben mehrere Tage über an diesem Plage, bis der Leichnam zu verwesen anfang. Eines Morgens sagte Maria unter großem Geschrei zu Johann: Ach, mein Bruder, Würmer zehren unsere arme Mutter auf; wir müssen dieselben wegjagen: komm und hilf mir! Johann näherte sich, aber der Körper noch so stark, daß sie nicht dabei bleiben konnten, und sie waren gezwungen, einen andern Baum aufzusuchen, um daselbst zu schlafen.

Diese beiden Kinder gehorchten pünktlich ihrer Mutter, und unterließen nie, zu Gott zu beten; sie lasen so oft in ihren Büchern, daß sie dieselben auswendig wußten; wann sie gelesen hatten, gingen sie spazieren, oder setzten sich auch wohl in's Gras, und Johann sagte zu seiner Schwester: Ich erinnere mich, als ich noch sehr klein war, in einem Lande ge-

wesen zu sein, wo es viele Menschen gab; ich hatte eine Säugamme, und du auch, und mein Vater hatte eine große Anzahl Diener; wir hatten auch schöne Kleider: auf ein Mal hat uns der Vater in ein Haus gebracht, welches auf dem Wasser ging, und uns hernach auf ein Brett gebunden; dann ist er im Meere untergegangen, aus welchem er nie wieder zurückgekehrt ist. — Das ist doch sonderbar, erwiderte Maria; aber da es einmal so gegangen ist, so war es gewiß der Wille Gottes gewesen; denn du weißt ja wohl, mein Bruder, daß er allmächtig ist.

Johann und Maria blieben elf Jahre auf dieser Insel. Eines Tages, als sie am Ufer des Meeres saßen, bemerkten sie in einer Barke mehrere schwarze Männer. Anfangs fürchtete sich Maria, und wollte davon laufen; aber Johann hielt sie zurück und sagte zu ihr: Wir wollen bleiben, meine Schwester; weißt du denn nicht, daß Gott hier zugegen ist, und daß er diese Menschen verhindern wird, uns Böses anzuthun? Als diese schwarzen Menschen an's Land gestiegen waren, erstaunten sie, diese Kinder zu sehen, welche von einer ganz andern Farbe waren; sie umringten sie und redeten zu ihnen, aber vergebens; der Bruder und die Schwester verstanden nicht ihre Sprache. Johann führte diese Wilden an den Ort, wo die Gebeine seiner Mutter lagen, und erzählte ihnen, wie sie so plötzlich gestorben wäre. Sie verstanden ihn wiederum nicht. Endlich zeigten ihnen die Schwarzen ihr kleines Schiff, und bedeuteten ihnen, hineinzusteigen. Ich getraue mich nicht, sagte Maria, diese Leute flößen mir Furcht ein. Johann antwortete ihr: Beruhige dich, meine Schwester; mein Vater hatte Diener von derselben Farbe, wie diese Menschen; vielleicht ist er von seiner Reise zurückgekehrt, und vielleicht schickt er sie, um uns zu suchen.

Sie stiegen also in die Barke, die sie nach einer Insel brachte, welche nicht weit von der entfernt war, die sie so eben verlassen hatten, und welche Wilde zu Einwohnern hatte. Sie

wurden sehr gut hier aufgenommen; der König konnte Maria nicht genug ansehen, und er legte oft die Hand auf sein Herz, um ihr zu bedeuten, daß er sie liebe. Maria und Johann hatten bald die Sprache dieser Wilden gelernt, und sie erfuhren, daß sie mit Völkern Krieg führten, welche auf benachbarten Inseln wohnten, daß sie ihre Gefangenen aufzehrten, und daß sie einen großen häßlichen Affen anbeteten, der mehrere Wilde zu seinem Dienste hatte, so daß sie es nun sehr bereueten, sich unter diesem schrecklichen Volke angesiedelt zu haben. Indessen wollte der König schlechterdings Maria heirathen, welche zu ihrem Bruder sagte: Ich möchte lieber sterben, als die Frau dieses Menschen werden. — Nicht wahr, weil er so häßlich ist, möchtest du ihn nicht heirathen? — Nein, mein Bruder; sondern deshalb, weil er böse ist. Siehst du nicht, daß er von Gott nichts weiß, und daß er, statt zu ihm zu beten, vor diesem häßlichen Affen auf die Kniee fällt? Außerdem sagt unser Buch, daß man seinen Feinden vergeben und ihnen Gutes thun müsse; und du siehst, daß statt dessen dieser böse Mensch seine Gefangenen umbringt und aufzehrt.

— Da fällt mir eben ein Gedanke ein, sagte Johann; wenn wir dieses häßliche Thier tödten könnten, so würden sie wohl sehen, daß es kein Gott ist. — Thun wir besser, erwiderte Maria; unser Buch lehrt, daß Gott stets die Dinge gewähre, um welche man ihn mit ganzer Seele bitte; knien wir nieder, bitten wir ihn, den Affen selbst zu tödten, alsdann wird man doch uns keine Schuld beimessen, und uns nicht tödten.

Johann fand das, was seine Schwester ihm sagte, für sehr vernünftig; sie knieeten also alle beide nieder, und beteten laut: O Herr, der du Alles kannst, was du willst, tödte doch diesen Affen, damit diese armen Leute erkennen, daß man dich anbeten müsse, und nicht ihn. Sie lagen noch auf den Knieen, als sie ein großes Geschrei vernahmen; sie erkundigten sich nach

der Ursache hievon und vernahmen, daß der große Affe, als er von einem Baume zu einem andern hinüberspringen wollte, das Bein gebrochen habe, und daß man glaube, er werde in Folge davon sterben. Die Wilden, welche sich seiner annahmen, und die gleichsam seine Priester waren, sagten zum König, als der Affe umgekommen war, daß Maria und ihr Bruder an diesem Unglück Schuld seien, und daß sie nicht eher wieder glücklich sein könnten, als bis diese beiden Weißen ihren Gott angebetet hätten. Alsobald beschloß man, dem neu gewählten Affen ein Opfer zu bringen, welchem die beiden Weißen beiwohnen sollten; nach der Ceremonie müsse Maria den König heirathen; im Falle sie sich weigerten, das Opfer darzubringen, würde man sie lebendig sammt ihren Büchern verbrennen, deren sie sich zu ihren Zaubereien bedienten. Maria vernahm diesen Beschluß, und als die Priester ihr sagten, daß sie am Tode ihres Affen Schuld sei, antwortete sie: Wenn ich ihn umgebracht hätte, würde ich alsdann nicht mächtiger als er sein? Ich würde also sehr thöricht sein, wenn ich Jemanden anbeten wollte, welcher nicht über mir wäre; der Schwächere muß sich dem Stärkern unterwerfen, und folglich verdiente ich eher die Anbetung des Affen, als er die meinige. Doch ich will euch nicht täuschen; nicht ich habe ihm das Leben genommen, sondern unser Gott, welcher der Herr aller Geschöpfe ist, und ohne dessen Zulassung ihr mir auch nicht eines meiner Haare rauben könnt. Diese Rede erbitterte die Wilden; sie banden Maria und ihren Bruder an Pfähle, und schickten sich schon an, sie zu verbrennen, als man sie benachrichtigte, eine große Anzahl ihrer Feinde sei so eben an der Insel gelandet. Sie traten alle unter die Waffen, um sie anzugreifen, allein sie wurden besiegt. Die siegreichen Wilden lösten die Fesseln der beiden Weißen ab, und führten sie nach ihrer Insel, wo sie Sklaven des Königs wurden. Sie arbeiteten vom Morgen bis zum Abend, und sagten: Wir müssen im Dienste unsers Herrn

treu sein, und glauben, daß wir Gott selbst dienen; denn unser Buch sagt ausdrücklich, daß man so handeln müsse.

Indeß führten auch diese Wilden häufige Kriege, und fraßen, wie ihre Nachbarn, die Gefangenen. Eines Tages brachten sie eine große Anzahl zurück; denn sie waren sehr tapfer. Unter diesen Gefangenen befand sich ein weißer Mann, und da er sehr mager war, beschloßen die Wilden, ihn fett zu machen, bevor sie ihn aufzehrten. Sie banden ihn in einer Hütte an, und trugen Maria auf, für seine Bedürfnisse zu sorgen. Da sie wußte, daß er bald aufgezehrt werden sollte, beweinte sie sein Loos; wie sie ihn so mit trauriger Miene betrachtete, sagte sie: Mein Gott, mein Gott! habe Mitleid mit ihm! Dieser weiße Mann, der schon darüber sehr erstaunt war, ein Mädchen von derselben Farbe, wie die seinige, zu sehen, war es noch mehr, als er sie seine Sprache reden und einen einzigen Gott anrufen hörte. Wer hat Sie denn französisch sprechen und den wahren Gott kennen gelehrt? — Ich wußte nicht den Namen der Sprache, welche ich rede, entgegnete ihm Maria; es war die Sprache meiner Mutter, und sie hat mir dieselbe gelehrt; was Gott betrifft, so haben wir zwei Bücher, und wir beten alle Tage darin. — Ach Himmel, versetzte dieser Mann, indem er die Hände und Augen Himmel emporhob . . . wäre es möglich! Aber, mein Kind, könnten Sie mir die Bücher zeigen, von denen Sie mir da sagen? — Ich habe sie nicht, aber ich will meinen Bruder holen, der sie aufbewahrt, und er wird sie Ihnen zeigen. Sie ging schnell fort und kehrte bald darauf wieder mit Johann zurück, der die Bücher brachte. Der weiße Mann öffnete sie bewegt, und nachdem er auf der ersten Seite gelesen hatte: Dieses Buch gehört Johann Maurice, rief er aus: Ach, meine lieben Kinder, sehe ich euch wieder? Kommt und umarmt euern Vater, und möchtet ihr mir Nachrichten von eurer Mutter geben! Bei diesen Worten warfen sich Johann

und Maria in seine Arme und¹ vergoßen Thränen der Freude. Zuletzt nahm Johann das Wort und sagte: Mein freudig bewegtes Herz sagt mir, daß du mein Vater bist; doch begreife ich nicht, wie das sein kann, denn meine Mutter hat mir gesagt, du seiest im Meeresgrund versunken, und ich weiß doch jetzt, daß es nicht möglich ist, daselbst zu leben. — Ich fiel wirklich in's Meer, als unser Schiff sich öffnete, erwiderte Maurice; aber da ich mich eines Brettes bemächtigt hatte, landete ich glücklich an einer Insel; jedoch euch glaubte ich verloren. Alsdann erzählte ihm Johann Alles, dessen er sich erinnern konnte, und sein Vater weinte sehr, als er den Tod seiner Frau erfuhr. Maria weinte auch, aber aus einem andern Grunde. Ach! rief sie aus, was hilft es uns, unsern Vater wieder gefunden zu haben, da er in wenigen Tagen getödtet und aufgezehrt werden soll! — Wir müssen seine Fesseln brechen, versetzte Johann, und dann wollen wir alle drei uns in den Wald flüchten. — Und was werden wir dort thun, meine armen Kinder? erwiderte Maurice; entweder werden uns die Wilden auffangen, oder wir werden verhungern müssen. — Ueberlaß mir diese Sorge, sagte Maria; ich kenne ein untrügliches Mittel, den Vater zu retten.

Bei diesen Worten ging sie fort und suchte den König auf. In dessen Hütte angekommen, warf sie sich ihm zu Füßen, und sagte zu ihm: Herr, ich habe dich um eine große Gnade zu bitten; willst du mir versprechen, mir dieselbe zu gewähren? — Ich schwöre es dir, erwiderte ihr der König; denn ich bin mit deinem Dienste sehr zufrieden. — Nun, so sollst du erfahren, daß dieser weiße Mann, dessen Versorgung du mir geboten hast, mein und meines Bruders Vater ist; du hast beschlossen, ihn aufzuzehren; ich aber muß dir sagen, daß er alt und mager ist, und folglich nicht gut schmecken wird, während ich jung und wohlgenährt bin; also hoffe ich, daß du wohl mich an seiner Stelle aufzehren wollen wirst; ich bitte dich nur um

acht Tage Aufschub, um das Vergnügen zu haben, ihn vor meinem Tode noch zu sehen. — In Wahrheit, versetzte der König, du bist ein so gutes Mädchen, daß ich dich nicht um Alles umbringen lassen möchte; du sollst leben und dein Vater auch. Ich sage euch sogar, daß alle Jahre hieher ein Schiff voll weißer Männer kömmt, denen wir unsere Gefangenen verkaufen; es wird bald ankommen, und ich gebe euch alsdann die Erlaubniß, mit fortzufahren.

Maria dankte dem König, und pries in ihrem Herzen Gott, welcher ihm Mitleiden mit ihr eingeflößt hatte. Sie brachte eiligst diese guten Nachrichten ihrem Vater; und einige Tage darauf, als das Schiff, von welchem der König ihr gesagt hatte, angekommen war, schiffte sie sich mit ihrem Vater und ihrem Bruder ein. Sie landeten an einer großen, von Spaniern bewohnten Insel. Als der Gouverneur die Geschichte der Maria vernommen hatte, sagte er bei sich selbst: Dieses Mädchen hat keinen Heller Vermögen und ist auch von der Sonne sehr verbrannt; aber sie ist so gut und so tugendhaft, daß sie einen Mann glücklicher machen kann, als wenn sie reich und schön wäre. Er bat Maurice, ihm seine Tochter zur Ehe zu geben; er vermählte sich mit ihr und bewirkte auch noch, daß eine seiner Verwandten Johann heirathete; so daß sie Alle sehr glücklich auf dieser Insel lebten, die Weisheit der Vorsehung bewundernd, welche nur deshalb es zugelassen hatte, daß Maria in die Sklaverei gerieth, um ihr Gelegenheit zu geben, das Leben ihrem Vater zu retten.

Dritter Abschnitt.

F r e u n d s c h a f t.

Wer einen wahren Freund gefunden hat, hat einen Schatz gefunden. Der wahre Freund ist derjenige, welcher auf deinem Lebenswege dir hilft, Gott zu folgen, oder der dich auf den

rechten Weg wieder zurückführt, wenn du jemals das Unglück hast, dich von demselben zu entfernen.

Der heilige Basilius und der heilige Gregor von Nazianz waren beide aus Familien entsprossen, die gemäß der Welt sehr vornehm, in Bezug aber auf Gott noch edler waren. Sie wurden fast zu gleicher Zeit geboren, und ihre Geburt war die Frucht der Gebete und der Frömmigkeit ihrer Mütter, welche sie von diesem Augenblicke an Gott widmeten, von dem sie dieselben empfangen hatten. Die Mutter des heiligen Gregor brachte ihn Gott in der Kirche dar und heiligte seine Hände durch die heiligen Bücher, welche sie ihn berühren ließ.

Sie hatten beide Alles, was die Kinder liebenswürdig macht, Schönheit des Körpers, Annehmlichkeit des Geistes, ein sanftes und gesittetes Betragen.

Ihre Erziehung war von der Art, wie man sie sich in Familien vorstellen kann, wo die Frömmigkeit, wenn man so sagen darf, erblich und einheimisch war; und wo Väter, Mütter, Brüder, Schwestern, Großeltern auf beiden Seiten alle sehr berühmte Heilige waren.

Die glückliche Naturanlage, welche ihnen Gott geschenkt hatte, ward mit aller möglichen Sorgfalt gepflegt. Nach dem Unterricht, den sie zu Haus genossen, schickte man sie gesondert in die Städte Griechenlands, welche in wissenschaftlicher Beziehung den meisten Ruf hatten, und sie machten hier ihre Studien unter den ausgezeichnetsten Lehrern.

Zuletzt trafen sie in Athen mit einander zusammen. Man weiß, daß diese Stadt gleichsam der Herd und der Mittelpunkt der schönen Wissenschaften und der gesammten Bildung war. Sie war auch gleichsam die Wiege der berühmten Freundschaft unserer beiden Heiligen, oder trug wenigstens vielfach dazu bei, die Bande derselben noch enger zu knüpfen. Eine außerordentliche Begebenheit gab dazu Veranlassung. Es herrschte zu

Athen eine sehr seltsame Sitte in Bezug auf die neugekommenen Schüler, welche von verschiedenen Provinzen aus sich dahin begaben. Man führte sie zuerst in eine zahlreiche Versammlung von jungen Leuten ihres Alters, und hier wurden sie von unzähligen Sticheleien und Spöttereien überhäuft; hierauf führte man sie in ceremonieller Weise zu den öffentlichen Bädern mitten durch die Stadt, wobei sie von allen jungen Leuten begleitet wurden, die zu zwei und zwei vorangingen. Dasselbst angekommen, machte die ganze Truppe Halt, stieß ein großes Geschrei aus, und machte Miene, die Thüren einbrechen zu wollen, wie wenn man sich weigerte, sie ihnen zu öffnen. Wenn der neu Angekommene eingelassen worden war, erhielt er seine Freiheit wieder. Gregor, der zuerst in Athen angekommen war, und welcher wohl wußte, wie sehr diese lächerliche Ceremonie dem ernstern Charakter des Basilus zuwider sei, besaß so viel Ansehen unter seinen Genossen, daß er ihn davon befreite. Dies, sagt der heilige Gregor von Nazianz in seiner vortrefflichen Schilderung dieser Begebenheit, fachte zuerst jene Flamme an, welche nie wieder erlosch, und welche unsere Herzen mit einem Pfeile durchdrang, welcher stets darin blieb.

Dieses auf die so eben beschriebene Weise zu Stande gekommene Freundschaftsverhältniß erstarkte je mehr und mehr, besonders als diese zwei Freunde, welche kein Geheimniß vor einander hatten, erkannten, daß sie beide denselben Zweck verfolgten und denselben Schatz suchten, ich meine die Weisheit und Tugend. Sie lebten unter demselben Dache, aßen am nämlichen Tische, theilten dieselben Uebungen und Vergnügungen und waren, eigentlich zu reden, nur Eine und dieselbe Seele.

Diese beiden Heiligen, man kann dies nicht oft genug den jungen Leuten sagen, glänzten immer unter ihren Genossen durch die Schönheit und Lebhaftigkeit ihres Geistes, durch ihren eifrigen Fleiß im Arbeiten, durch die außerordentlichen Fortschritte,

welche sie in all ihren Studien machten, durch die Leichtigkeit und Schnelligkeit, womit sie jede Wissenschaft, die zu Athen gelehrt wurde, erfaßten, als: die schönen Künste und Wissenschaften, Poesie, Beredsamkeit, Philosophie; aber noch mehr zeichneten sie sich durch die Unschuld ihrer Sitten aus, welche beim Anblick der geringsten Gefahr erschrock, und sogar den Schatten des Bösen fürchtete. Ein Traum, welchen der heilige Gregor in seiner zartesten Jugend hatte, und von dem er uns eine vortreffliche Schilderung in Versen hinterlassen hat, trug viel dazu bei, ihm solche Gefinnungen einzulösen. Während er schlief, glaubte er, zwei Jungfrauen von Einem und demselben Alter und von gleicher Schönheit zu sehen, welche bescheiden und ohne allen weltlichen Schmuck gekleidet waren; sie hielten die Augen zur Erde gesenkt und das Gesicht mit einem Schleier umhüllt, der jedoch nicht verhinderte, daß man die Röthe sah, welche die jungfräuliche Züchtigkeit auf ihren Wangen verbreitete.

Ihr Anblick erfüllte mich mit Freude; denn ihr Wesen schien überirdisch zu sein. Sie dagegen umarmten und liebten mich, wie ein Kind, welches sie zärtlich liebten; und als ich sie fragte, wer sie wären, sagte mir die eine, sie sei die Reinheit, und die andere, die Enthaltbarkeit; sie beide wären die Begleiterinnen Jesu Christi und die Freundinnen Jener, welche der Ehe entsagen, um ein himmlisches Leben zu führen. Darauf schwebten sie gen Himmel, und meine Augen folgten ihnen, so weit sie konnten.

Alles dies war zwar nur ein Traum, der aber einen sehr wirklichen Eindruck auf sein Herz machte. Er vergaß niemals dieses so lieblichen Bildes der Keuschheit, und erneuerte es mit Vergnügen in seinem Geiste. Es war, wie er selbst sagt, ein Feuerfunke, welcher sich immer mehr ausbreitend ihn mit glühender Liebe zu einer vollkommenen Enthaltbarkeit erfüllte.

Er und der heilige Basilius hatten eine solche Tugend

sehr nothwendig, um sich inmitten der Gefahren von Athen, der sittengefährlichsten Stadt der Welt, aufrecht zu erhalten; denn es fand daselbst ein außerordentlicher Verkehr von jungen Leuten Statt, welche hieher kamen, und von denen ein Jeder seine Laster mitbrachte; wir aber, sagt der heilige Gregor, hatten das Glück, in dieser verderbten Stadt etwas Aehnliches zu erfahren, was die Dichter von einem Flusse sagen, welcher die Lieblichkeit seines Wassers inmitten des bittern Meereswassers beibehält; und von einem Thiere, das mitten im Feuer lebt. Wir hatten keinen freundschaftlichen Verkehr mit den Bösen. Wir kannten zu Athen nur zwei Wege: den einen, welcher in die Kirche führte und zu den frommen Lehrern, die daselbst ihren Unterricht erteilten, der andere führte uns in die Schulen und zu den Lehrern der Wissenschaft; die Wege, welche zu den weltlichen Festen, zu den Schauspielen, zu den Versammlungen, zu den Festgelagen führten, diese kannten wir gar nicht.

Es scheint, als ob junge Leute von solchem Charakter, die sich von jeglicher Gesellschaft ausschloßen, die keinen Antheil an den Vergnügungen und Freuden ihrer Altersgenossen nahmen, deren reines und unschuldiges Leben ein steter Tadel der Entsittlichung Anderer war, allen ihren Gefährten zum Gegenstande ihres Hasses oder wenigstens ihrer Verachtung und ihres Gespöttes hätten dienen sollen. Im Gegentheil: Nichts gereicht dem Andenken an diese berühmten Freunde und ihrer Frömmigkeit mehr zum Ruhm, als ein so musterhaftes Betragen. Ihre Tugend mußte wirklich sehr rein und ihr Lebenswandel ausgezeichnet sein, um nicht allein allen Neid und Haß vermieden, sondern die allgemeine Achtung und Liebe all ihrer Gefährten sich erworben zu haben.

Dies zeigte sich auch auf eine ganz besondere Weise, als man erfuhr, daß sie Athen zu verlassen gedächten, um in ihr Vaterland zurückzukehren. Der Schmerz war allgemein, überall-

her ertönten Klagen, alle Augen vergoßen Thränen; es schien, als ob Athen und die andern jungen Leute die ganze Ehre ihrer Stadt und den Ruhm ihrer Schulen verlieren sollten.

Ich weiß nicht, ob es möglich ist, sich ein vollkommeneres Muster für junge Leute zu denken, als das, welches ich ihnen so eben vor Augen geführt habe, in dem man alle Züge vereinigt findet, welche die Jugend liebenswürdig und achtenswerth macht; vornehme Geburt, Schönheit des Geistes, ein unglaublicher Eifer zum Studium, bewunderungswürdige Fortschritte in allen Wissenschaften, eine feine und anständige Lebensweise, eine erstaunenswerthe Bescheidenheit inmitten der Lobeserhebungen, eine Frömmigkeit und Furcht Gottes, welche die bösen Beispiele nur noch vermehrten und stärkten.

Wenn ihr auf eurem Wege gottlose und ausschweifende Gefährten antreffen solltet, so wendet euch von ihnen ab; wenn ihr das Unglück habt, in ihrer Gesellschaft zu reisen, und ihnen in ihren Verirrungen zu folgen, so entfernt euch so schnell wie möglich und verdoppelt den Schritt, um die verlorene Zeit wieder zu gewinnen. Die meisten jungen Leute, von dem Sturme der Leidenschaften oder dem Strome der bösen Beispiele fortgerissen, verirren sich in den Irrgängen des Lasters; und sobald sie einmal darin weiter gegangen sind, denken sie selten zurück, wieder umzukehren. Sie bilden sich im Gegentheil ein, daß, weil die Jugend die Zeit der Vergnügungen sei, sie nur darauf hinzuwirken hätten, die Freuden derselben zu genießen; und wenn sie ja an ihre Befehrung denken, so geschieht es nur, um sie auf das späte Alter zu verschieben. Wir wollen ihnen ein Beispiel vor Augen führen, welches sehr geeignet ist, sie von diesem Irrthum zu enttäuschen. Sie werden darin einen jungen Menschen erblicken, welcher sich auch verirrt hatte; aber sie werden zu gleicher Zeit aus seinem Lebenswandel und aus seinen Worten lernen, daß man, wenn

man so unglücklich gewesen ist, sich von Gott zu entfernen, nicht genug eilen kann, zu ihm zurückzukehren.

Dieser junge Mensch, Namens Nilus, besaß ein sehr gefälliges Aeußere und einen sehr muntern Geist; er verband damit die Vorzüge einer schmeichelhaften Stimme und aller Talente, womit man sich im geselligen Leben der Welt beliebt macht. Ungeachtet der sehr christlichen Erziehung, welche er erhalten hatte, ließ er sich doch bald von den Reizen dieser trügerischen Welt verführen, deren Gefahren er wegen der Schwäche und Unerfahrenheit seines Alters noch nicht kannte. Er nahm ihre Grundsätze an, folgte ihren Beispielen, ließ sich in gefährliche Verbindungen ein, und diese Verbindungen führten ihn gar bald bis zum Verbrechen. Aber der Gedanke an die ewigen Wahrheiten, welche ihm schon in den ersten Jahren seines Lebens eingestößt worden waren, erweckte bald die Reue in seiner Seele, und die Furcht vor dem Tode machte bei dem Anfall eines heftigen Fiebers dieselbe auch wirksam. Auf der Stelle, und ohne noch vom Fieber genesen zu sein, erhob er sich und zog fort, um in der Einsamkeit ein Asyl zu suchen, wo er vor den Gefahren der Welt sicher sein könnte. Auf dem Wege begegnete er einem Sarazenen, der ihn barsch fragte, wer er sei, woher er komme und wohin er gehe. Nilus entdeckte ihm aufrichtig sein Vorhaben. Der Sarazene betrachtete seine Jugend und sein reiches Gewand (denn er hatte noch sein weltliches Kleid an), und sagte zu ihm: Du solltest doch wenigstens das Alter abwarten, um dich in's Mönchsleben zu begeben, wenn du Lust dazu hast. Nilus, der ihm zu verstehen geben wollte, daß wir dem Herrn zu jeder Zeit dienen sollen, und ganz besonders in den Jünglingsjahren, gab ihm diese weise Antwort: Wie! du willst, daß ich das Alter abwarte, um mich dem Dienste Gottes zu widmen! Aber ist denn ein durch die Nothwendigkeit erzwungenes Opfer seiner würdig? und glaubst du, daß ein Greis, welcher nicht mehr die Kraft hat, seinem

Fürsten zu dienen, geeigneter ist, dem König der Könige zu dienen? Der Sarazene, von dieser Rede gerührt, zeigte ihm den Weg, wobei er ihn mit Lob überhäufte, und ihn aufmunterte, seinem Vorsatze getreu zu bleiben. Er führte ihn auch aus, und machte die Fehler seiner Jugend wieder so gut, daß er sich durch seine Tugenden zu der vollendetsten Heiligkeit erhob.

Theilet mit eurem Freunde nicht nur euer Herz, sondern auch euer Vermögen; stehet ihm in seiner Noth bei: an der Erprobung erkennt man die wahre Freundschaft.

Ein junger Mensch, Namens Clermont, sechzehn Jahre alt, aus Colmar im Elsaß gebürtig, hatte eine Anstalt verlassen, worin er mit mehreren andern Jünglingen studirte, weil der Tod eines Onkels, seines Gönners, welcher im Regimente der Schweizergarden Feldwebel war, ihm nicht mehr erlaubte, seine Studien fortzusetzen. In das väterliche Haus zurückgekehrt, sah er mit Schmerz, daß seine Mutter, von ihrem Manne verlassen, einer großen Armuth preisgegeben war, und da er kein anderes Mittel hatte, um sie zu unterstützen, ließ er sich anwerben, und gab ihr das Anwerbungsgeld. Nachdem er einen oder zwei Feldzüge mitgemacht hatte, kehrte er auf Urlaub in seine Heimath zurück, und da er Gelegenheit gehabt hatte, daselbst wieder seine alten Studiengenossen zu sehen, welche es ihm übel zu nehmen schienen, daß er sich hatte anwerben lassen, erzählte er ihnen, was ihn dazu bewogen habe. Diese wurden hierüber zu Thränen gerührt; und als sie ihn verlassen hatten, sagte Einer von ihnen zu den Andern: Wie schade doch, daß der arme Clermont Kriegsdienste thun muß, weil er seine Mutter hat unterstützen wollen! Wirklich, er erregt Mitleid, und ich möchte gern sein Loos erleichtern können. — Ich wünschte es eben so sehr, sagte ein Anderer von den jungen Leuten; aber wie sollen wir es angehen, um ihn aus dieser Lage zu ziehen? — Wie wir es angehen sollen? fügte

ein Dritter hinzu: Nichts ist leichter. Es ist doch gewiß keiner unter euch, der nicht, wie ich, einiges Taschengeld hätte. Nun denn! so geben wir Alles, was wir haben, her, um uns die Freude zu verschaffen, unsern alten Freund vom Soldatenstand zu befreien; und wenn dies nicht genügt, um seinen Abschied zu erkaufen, so nehmen wir alsdann unsere Zuflucht zu der Freigebigkeit unserer Eltern, die uns gewiß unsere Bitte nicht abschlagen werden. Dieser Vorschlag wurde mit großem Beifall angenommen. Alle leerten ihre Börsen, und da ihre vereinigten Gaben nicht die Summe von hundert Thalern ausfüllten, welche sie nothwendig hatten, flehten sie Alle die Güte ihrer Eltern an, welche ihren edeln Vorsatz lobten, und sich ein Vergnügen daraus machten, die Summe zu vervollständigen. Hierauf erkauften sie den Abschied Clermonts, ohne daß dieser etwas davon wußte; und nachdem sie ihn eingeladen hatten, mit ihnen zu Mittag zu essen, überreichten sie ihm denselben am Ende der Mahlzeit, wobei sie ihm verkündeten, daß er frei sei. Man kann sich die Freude denken, welche Clermont hatte; aber, so groß sie auch war, sie kam doch der seiner edeln Mitschüler nicht gleich, welche sich nie glücklicher schätzten, als nachdem sie seinem Unglück ein Ende gemacht hatten.

Vierter Abschnitt.

B e r u f.

Das wichtigste Geschäft der Jugend und das Geschäft, auf das sie am wenigsten bedacht ist, ist die Berufswahl. Ihr werdet wohl begreifen, daß davon der übrige Theil eurer Reise abhängt. Wenn ihr eine gute Wahl treffet, so seid ihr auf dem eigentlichen Wege, der euch zu eurem Glücke führen muß. O wie groß müssen eure Vorsichtsmaßregeln sein, um unter so vielen andern Ständen denjenigen auszuwählen, zu dem euch Gott beruft!

Indem er Alles aufbot, um die Jahre seiner Jugend zu heiligen, dachte Soust an die Mittel, seine Tugend für die andern Zeiten seines Lebens zu befestigen; und deshalb gab er sich während seiner philosophischen Studien ganz besondere Mühe, seinen Beruf kennen zu lernen. Alle Communions und guten Werke in jener Zeit opferte er Gott auf, um von ihm die Erkenntniß des Berufsstandes zu erlangen, zu welchem die Vorsehung ihn bestimmte. Er glaubte noch, daß er, um würdig zu sein, die Stimme des Himmels deshalb zu vernehmen, in der Stille und Einsamkeit ihn befragen müsse. Ich weiß aus einem Briefe an einen seiner Mitschüler, daß er ihm den Rath gab, sich zehn Tage zurückzuziehen, um reiflich über die Wahl seines einstigen Lebensberufes nachzudenken. Es war nun auch in der Einsamkeit, wo er sich vornahm, sich zu einem Beruf zu entscheiden, und dieß geschah gegen das Osterfest, die Zeit, in welcher die Universität ihre Räume auf acht Tage schließt; damals studirte er Physik. Ich fühle, schrieb er einem seiner Freunde, daß ich der Einsamkeit bedarf, um mich zur Wahl meines Lebensberufes vorzubereiten. Bei der Zerstreung meiner Studien kann ich nicht ernst genug der großen Wahrheiten mich befleißigen, von denen ich durchdrungen sein muß, wenn ich eine entscheidende Wahl treffe. Ich hätte gewünscht, hierzu das Seminar von St. Nicolas zu wählen, überzeugt, daß ich zu diesem Zwecke hier besser wäre, als an einem andern Orte, weil ich daselbst meinen Beichtvater finden würde; aber mein Vater, zu dem ich davon gesprochen habe, findet es für geeigneter, daß ich zu meiner Berufswahl einen andern Ort bestimme. Ich habe Herrn Bolot besucht, um von ihm zu erfahren, wie ich mich während dieser Zeit zu benehmen hätte; er sagte mir, daß er ein wenig befürchte, ein einsamer Ort möchte meine Brust erhitzen; es sei vielleicht besser, daß ich mein Vorhaben jetzt nicht durchführte; er werde deshalb mit Herrn Leger sich benehmen. Dabei ist die Sache geblieben. Ich

möchte gern, daß sie sich verständigten, um mir diesen Vortheil zu verschaffen, wiewohl jedoch der beste Entschluß, den ich fassen kann, der ist, daß ich mich an meinen Beichtvater halte, und das Opfer meiner Zurückgezogenheit bringe, wenn er es für nothwendig hält. Er brachte in der That dieses Opfer, und kurze Zeit hierauf wurde er krank und starb in Folge dieser Krankheit.

Wiewohl Soufi seinen Beruf während 18 Monaten mit dem aufrichtigsten Wunsche erforscht hatte, ihm zu folgen, welcher er auch sei, ließ doch Gott, dem es oft gefällt, die Treue seiner Auserwählten zu erproben, um die Krone ihrer Verherrlichung zu verschönern, den tugendhaften Jüngling in der tiefsten Unwissenheit dessen, was er mit so reinem Eifer zu enthüllen suchte. Wie glücklich seid ihr doch, sagte er bisweilen zu denjenigen von seinen Freunden, welche sich zu einem Lebensberuf entschieden hatten; ihr seht vor euch den Weg, welcher euch in den Himmel führen soll, ihr braucht ihn nur muthig zu verfolgen, und ohne euch umzuschauen; was mich betrifft, ich frage täglich Gott, in welchen Lebensberuf er mich wünscht, und Gott antwortet mir nicht. Der Abbé von Flamanville, im Begriff, sich von ihm zu trennen, um, wie wir gesehen haben, die fremden Missionen anzutreten, bat ihn, ihm zu sagen, zu welchem Stande er sich berufen glaube. Ich bin so unglücklich, mein lieber Freund, antwortete er ihm, daß ich gar nicht weiß, ob mich Gott je für würdig halten wird, mich zu einem Stande zu berufen; aber das kann ich Sie versichern, daß, wenn in diesem Augenblick ich wüßte, daß er mich in den Meeresgrund beriefe, ich mich ohne Zögern hineinstürzen würde.

Aus einem Briefe, den Soufi an einen seiner intimsten Freunde schrieb, erhellt, daß er den Klosterstand sehr schätzte. Der Pater Bourdaloue, sagt er zu ihm, hat uns in Haute-Brière*)

*) Das Landhaus seines Vaters.

besucht, und hat uns einen sehr schönen Vortrag über die Leichtigkeit gehalten, welche das Klosterleben darbietet, am Heil zu arbeiten, und über die Hindernisse, auf die man in der Welt stößt. Diese Predigt allein würde mich von dieser Wahrheit überzeugt haben, hätte mir nicht schon Gott die Gnade angedeihen lassen, mich vorher davon zu überzeugen. Ich gestehe, daß, wenn ich an die Zeit zurückdenke, welche ich unnütz in der Welt zugebracht habe, ich dieselbe sehr bedauere. So zählte der demüthige junge Mann den Eifer, mit dem er alle seine Pflichten erfüllte, und die Sorgfalt, womit er durch die Tugenden seiner Jugend die übrigen Zeiten seines Lebens vorbereitete und befestigte, für nichts.

Indeß bestanden die Zweifel hinsichtlich des Standes, welchen er erwählen sollte, fort, und sie konnten sogar unmöglich aufgeklärt werden, da sie sich auf eine Zukunft bezogen, welche nicht existiren sollte. Indem Gott taub gegen die Wünsche seines Herzens schien, hatte er große Absichten der Barmherzigkeit mit ihm vor; er wollte in seiner Person für junge Leute und für jedes andere Alter ein Muster der Vollkommenheit aufstellen. Das war der Beruf, und, wenn ich so sagen darf, die Mission Soufi's. Von seiner Treue in der Erfüllung derselben und von der einzigen Bemühung und Sorgfalt, seine Jugend zu heiligen, sollte sein Heil und das vieler Anderer abhängen, wenn sie von der Heiligkeit seines Beispiels gerührt würden.

Uebet euch im Voraus in den Pflichten des Standes, in welchen ihr treten werdet.

Seit längst hatte Madame Louise den edlen Entschluß gefaßt, sich dem Klosterleben zu weihen, und sie seufzte unaufhörlich nach dem glücklichen Augenblick, wo sie ihn würde ausführen können. Das einzige Hinderniß, das sie zurückhielt, war die Besorgniß, ihre Gesundheit möchte ihr nicht erlauben, die strenge Regel der heiligen Theresia zu ertragen, welche sie

jeder andern vorgezogen hatte, weil sie ihr geeigneter schien, ihren Wunsch, der Welt und sich selbst ganz abzusterben, zu erfüllen. Um sich zu versichern, ob diese Besorgniß auch wohl gegründet sei, und um einen Versuch zu machen, wie weit ihre Kräfte reichen möchten, faßte sie den Entschluß, der ganzen Strenge des Standes, der der Gegenstand ihrer Wünsche war, soferne ihre Lage es ihr gestatten würde, sich zu unterwerfen. Sie übte sich also, je nachdem die Jahreszeit war, in der Ertragung von Hitze und Kälte, nach dem Beispiele der Carmeliternonnen, und während der rauhesten Strenge des Winters beraubte sie sich ganze Stunden lang des Feuers. Da sie wußte, daß die Töchter der heiligen Theresia statt leinener, sarschene Leibbröcke trugen, bediente sie sich einer frommen List, um sich einen zu verschaffen, ohne daß Jemand im Geringsten ihre Absichten vermuthete. Im Besitze dieses Leibrockes, der in ihren Augen kostbarer war, als ein königlicher Mantel, eilte sie, alsbald davon Gebrauch zu machen, und ihr inbrünstiger Eifer führte sie bald zu der Ueberzeugung, daß sie sich dazu verbindlich machen könne, die grobe Sarsche ihr ganzes Leben zu tragen. Aber es blieb ihr ein neues Hinderniß zu überwinden übrig; sie konnte den Geruch des Unschlitts nicht ertragen; sie hatte einen solchen Widerwillen davor, daß ihr übel wurde beim Rauche eines Talglichtes. Die Wachskerzen sind jedoch bei den Carmeliternonnen nicht in Gebrauch. Die Prinzessin, entschlossen, sich in Allem zu überwinden, trug einer guten Frau, welche ihrem Dienste fremd und unfähig war, ihre Absicht zu merken, auf, ihr einen Paß Talglichter zu verschaffen; und am Abend, als ihre Umgebung sich zurückgezogen hatte, setzte sie den Talg an die Stelle des Wachses. Alles, was sie die ersten Tage thun konnte, war, diesen Geruch in ihrem Zimmer zu ertragen. Sie fing hernach an, ein Talglicht einige Minuten lang anzuzünden, dann ein wenig länger, bis

es ihr endlich gelungen war, ohne Unterschied sich der Unschlitt- und Wachskerzen zu bedienen.

An dem Tage, den Madame Louise zur Ausführung ihres erhabenen Entschlusses bestimmt hatte, kam sie bei den Carmeliterinnen von St. Denis an, nur von sehr wenig Leuten begleitet. Zuvor sagte sie der Fürstin von Grimal, ihrer Ehrendame, daß sie, um nicht den Frieden dieser frommen Töchter zu stören, allein und ohne Gefolge in deren Haus eintreten werde, wo sie die heilige Messe hören wolle. So ging sie wirklich hinein. Als nach Beendigung der heiligen Messe Louise allein vor dem allerheiligsten Sacramente knieen geblieben war, ließ der Obere, sowie er es mit ihr verabredet hatte, die Gemeinde im Sprechzimmer sich versammeln, und ohne daß etwas sie auf diese Nachricht vorbereiten konnte, verkündigte er ihr, daß die Prinzessin, welche in das Haus eingetreten sei, dasselbe nicht mehr verlassen dürfe, und daß sie nur deshalb gekommen sei, um Carmeliternonne zu werden. Die Klosterfrauen schauten sich bei diesen Worten einander verwundert an, erhoben die Hände gen Himmel und konnten nur durch Seufzer und Thränen das Uebermaß ihrer Freude an den Tag legen. Die Oberin, mit der man Alles verabredet hatte, begab sich hierauf in den Chor. Die Prinzessin, welche sie mit heiliger Ungeduld erwartete, erhob sich im Augenblick, wo sie jene bemerkte, folgte ihr, trat in die Versammlung und sich den Klosterfrauen zu Füßen werfend, welche sich ihrer Seits vor ihr beugten, sagte sie zu ihnen: Ich bitte Euch Alle, liebe Frauen, mir die Gnade zu erweisen, mich in Eure Mitte aufzunehmen, mich als Eure Schwester zu betrachten, zu vergessen, was ich in der Welt gewesen, und Gott für den König und für mich zu bitten. Ich wünsche von ganzem Herzen, eine Carmeliternonne zu werden, und werde mich bemühen, mit der Gnade Gottes und dem Beistande Eurer Gebete, eine gute Carmeliternonne zu sein. In diesem Augenblicke brachen die

Thränen und Seufzer von allen Seiten heftiger hervor. Jetzt näherte sich die Prinzessin den Klosterfrauen, hob sie eine nach der andern auf, umarmte sie zärtlich, und sagte zu ihnen: Nun, meine lieben Frauen, macht mein seltsamer Entschluß Eure Thränen unverstegbar? Und sich hierauf dem Gitter nähernd, redete sie den Abbé Bertin an: Und auch Sie, Herr Prior? Dieser war selbst durch dieses Beispiel so sehr gerührt, daß er der Prinzessin nichts erwidern und kein Wort hervorbringen konnte.

Die Oberin richtete nun an sie das Wort, und wollte ihr ihre vorigen Ehrentitel geben. Was sagen Sie, versetzte die Prinzessin lebhaft, was sagen Sie, meine verehrungswürdige Mutter? Ich weiß, daß bei den Carmeliternonnen eine Postulantin (Bewerberin um Aufnahme) nur Schwester heißt; und ich bitte Sie, nicht zu vergessen, daß ich so eben ernstlich und ohne Rückkehr in Ihrer Gegenwart auf alle Titel und Auszeichnungen verzichtet habe, welche der Eitelkeit der Welt schmeicheln können.

Habt ihr einmal euren Beruf erkannt, so kommet demselben treu nach; kennet alsdann keine Hindernisse und Opfer mehr: Gott wird euch beistehen.

In einer Stadt Frankreichs lebte eine Familie angesehenen Leute, welche aber in Folge unglücklicher Ereignisse und Zeitverhältnisse mit Glücksgütern wenig bedacht waren. Der Vater und die Mutter hatten nur eine Tochter, welcher sie Alles gegeben hatten, was sie ihr in ihren Umständen geben konnten, eine vortreffliche Erziehung. Das junge Fräulein war übrigens ein Wesen, in welchem die Natur alle ihre Gaben vereinigt hatte, Geist, Herz, Charakter, Schönheit, Talente, und was noch mehr ist, eine zarte und wahre Frömmigkeit, welche man von ihrem Alter nicht erwartete.

In dieser Zeit bezog ein Regiment sein Winterquartier in dieser Stadt; ein Offizier von reifem Alter, der als Mann von Ehre und Rechtschaffenheit bekannt war, bezog seine

Wohnung in dieser Familie; entzückt von den trefflichen Eigenschaften des Mädchens, faßte er Neigung zu ihr und bat nach einiger Zeit die Eltern um ihre Hand. Eine solche Ehe ward als ein Glück für ihre Tochter und für sie angesehen. Sie antworteten dem Offizier, er erweise ihnen dadurch eine große Ehre, daß er an ihre Tochter denke, allein mit Ausnahme der guten Erziehung und der trefflichen Grundsätze derselben könnten sie ihm nur wenig bieten. Ich halte um Ihre Tochter an, sagte der Offizier; ich habe Vermögen für sie und für mich.

Man eröffnete der Tochter diese Nachricht, wobei die Eltern sie auf die Gnade aufmerksam machten, welche Gott ihr und ihnen erweise. Sie antwortete Nichts, und schien nur durch ihr Stillschweigen einzuwilligen. Die Lage ihrer Eltern erlaubte ihr nicht, sich offen zu weigern. Am Tage der Verhehlung erschien das Fräulein traurig und niedergeschlagen; als sie der Offizier um die Ursache gefragt hatte, antwortete sie ihm nur mit Thränen. Aber, mein Fräulein, Sie müssen sich jetzt doch einmal erklären, ich fordere es ausdrücklich. — Nun, mein Herr! sagte sie seufzend zu ihm, weil Sie es mir erlauben, so will ich Ihnen sagen, daß, wenn ich mich verheirathe, es nur gegen meinen Willen geschieht; mein Wunsch war immer, in's Kloster zu gehen und mich Gott zu weihen. — Aber warum haben Sie es nicht gesagt? versetzte der Offizier. — Weil meine Eltern nicht im Stande sind, mir ein Heirathsgut zu geben, antwortete sie. — Da sich die Sache so verhält, so achte ich mich für zu gering, um ein Mitbewerber Gottes zu sein; folgen Sie den Gefühlen, welche Gott Ihnen einflößt. — So geschah es auch; das Fräulein trat in ein Kloster ein, wo eine strenge Ordensregel herrschte. Man hat diese Geschichte von der Person selbst, welche bei der Einkleidung die Predigt hielt, erfahren. Der Offizier wohnte derselben bei und gab nach der Ceremonie den Eltern ein großes Mahl, wozu auch der Prediger eingeladen ward; er versicherte, daß

die Agapen*) der ersten Christen nicht erbaulicher seien, als dieses Festmahl und alle Reden, welche den Stoff zur Unterhaltung boten. Die Klosterfrau führte in dieser Gemeinde einen musterhaften Lebenswandel; nach vier Jahren starb sie den Tod der Heiligen, sowie sie denn auch das Leben der Auserwählten gelebt hatte.

Glücklich sind die Seelen, welchen der Herr eine so große Gesinnung einflößt! Das Heil scheint bisweilen an gewisse heldenmüthige Handlungen der Tugend geknüpft zu sein.

Fünfter Abschnitt.

Klosterstand.

Wenn ihr durch die Gnade Gottes in den Klosterstand tretet, so bedenket, daß es ein Stand der Vollkommenheit ist, und daß der Herr von euch eine Rechenschaft abfordern wird, welche den zahllosen Gnadengeschenken angemessen ist, womit er euch überhäuft. Surius berichtet in dem Leben der heiligen Melania die Art und Weise, wie die alten Einsiedler diejenigen prüften, welche zu ihnen kamen. Ein junger Mensch suchte einst einen der Väter der Wüste auf und bat denselben, ihn zu seinem Schüler anzunehmen. Der fromme Greis, welcher ihm zeigen wollte, welche Gesinnung er haben müsse, um aufgenommen zu werden, befahl ihm, eine Statue zu schlagen, welche sich neben seiner Zelle befand; er gehorchte, und der Greis frug ihn, ob die Statue eine Klage ausgestoßen oder Widerstand geleistet habe? Er antwortete: Nein. Fange noch einmal an und füge den Schlägen Beleidigungen bei. Nachdem er ihn das Nämlliche drei Mal hatte thun lassen, frug er von Neuem, ob die Statue ein Zeichen ungeduldiger Entrüstung an den Tag gelegt habe. Der junge Mann antwortete, daß sie Nichts

*) Die Liebesmahle.

geäußert hätte, weil sie nur eine Statue sei. Nun ergriff der Mann Gottes das Wort und sagte zu ihm: Mein Sohn, wenn du ohne Murren, ohne Klage, ohne Widerstand dulden kannst, daß ich dich behandle, wie du diese Statue behandelst hast, so magst du bleiben; wenn du dich aber nicht fähig fühlst, Alles zu leiden, so kehre zurück; denn du bist für unsere Lebensweise nicht geeignet.

Benige Tage nach ihrem Eintritte in das Kloster der Carmeliternonnen, empfing daselbst Madame Louise den Besuch ihrer fürstlichen Schwestern. Diese erste Unterredung bot die rührendste Scene dar. Als die drei Prinzessinnen ihre Schwester mit dem ganzen Ausdrucke der Zärtlichkeit umarmten, vergoßen sie heiße Thränen, so wie die ganze, durch dieses Schauspiel gerührte Gemeinde. Louise, Freude im Herzen und Heiterkeit auf der Stirne, gab sich alle Mühe, sie zu trösten, richtete freundliche Worte an dieselben und versicherte sie, daß sie keinen Grund hätten, über sie zu weinen, sie müßten denn sie um das vollkommene Glück, welches sie genöÙe, beneiden. Damals war die Osterfeier, eine Zeit, wo die Carmeliternonnen ihr Fasten unterbrachen. Die Prinzessinnen waren begierig, dem Abendessen ihrer Schwester beizuwohnen, und begaben sich in's Refektorium. Die Tagesordnung schrieb Kartoffel und kalte Milch vor. Sie sahen Louise mit Heiterkeit und gutem Appetit dieses ländliche Mahl halten, welches am Hofe ihr eine todgefährliche Unverdaulichkeit verursacht haben würde, und sie schloßen daraus, daß sie mit ihrem Muth in ihrer Einsamkeit nicht so sehr zu beklagen als glücklich zu preisen sei.

Gewohnt, in der Welt Schuhe von ungewöhnlicher Höhe zu tragen, war es eine wahre Folter für sie, als sie von den flachen Schuhen der Carmeliternonnen Gebrauch machen sollte. Ihre FüÙe schwellen so sehr an, daß sie kaum gehen konnte. Sobald man es bemerkte, rieth man ihr, von ihrer Fußbekleidung abzulassen. Aber ich müÙte, erwiderte sie, früh oder

spät denn doch wieder darauf zurückkommen, nun will ich also mein Uebel sogleich durchmachen. Die ungemein harte Bettlade nach dem Beispiele der Bewohnerinnen des Carmel ist so enge, daß die Fürstin sich oft an der Mauer anstieß; und dies wiederholte sich einst mit solcher Festigkeit, daß eine bedeutende Quetschung an ihrem Kopfe daraus erfolgte. Da sie Gelegenheit hatte, an ihre Schwestern zu schreiben, so theilte sie denselben mit, daß sie sich eine Beule am Kopfe verursacht hätte, weil sie sich an den Vorhängen der Carmeliternonnen zu sehr gerieben habe. So leicht nahm sie in ihrer heitern Stimmung die Unfälle, welche ihr in ihrem neuen Stande begegnen konnten, hin, von welcher Beschaffenheit sie auch waren.

Immer gleichmäßig zufrieden, nachdem sie einmal in den Carmeliterorden aufgenommen worden war, sprach die Prinzessin oft von ihrem Glücke, niemals von ihren Opfern. Bisweilen verglich sie ihr früheres Leben mit dem nunmehrigen; allein sie that dies immer nur deshalb, um zu beweisen, daß sie wenig verlassen habe, um viel zu finden. Auf folgende Weise verglich sie diese so sehr verschiedenen Lebenslagen: Glaubet mir, sagte sie zu ihren Gefährtinnen mit jenem Tone der Aufrichtigkeit, welcher in sich die Ueberzeugung trägt, ich bin wahrhaft glücklicher, als ich verdiene; und sowohl leiblich als geistig habe ich dadurch unendlich gewonnen, daß ich hieher kam. Zwar hatte ich zu Versailles ein gutes Bett; aber in diesem guten Bette schlief ich nur einen unterbrochenen Schlaf. Ich hatte einen vortrefflichen Tisch, aber oft keinen Appetit, um an diesem Tische zu essen. Hier habe ich kein anderes Bett, als meinen ausgestopften Strohsack; aber auf diesem Strohsack schlafe ich vortrefflich. Unser Refektorium bietet mir genug Fastenspeisen; aber ich bringe einen Appetit mit, der vortrefflich Alles würzt, was man mir vorsetzen mag, so daß ich mir oft ein Gewissen daraus mache, so viel Vergnügen im Genusse unserer Erbsen und Rüben zu finden. Was den Seelenfrieden betrifft,

welch' ein Unterschied! In allem Ernste kann ich sagen, daß ein Tag im Hause des Herrn mir mehr wahre Zufriedenheit gewährt, als tausend Tage im Palaste, den ich bewohnte. Wie wir, so hat auch der Hof seine Observanzen, aber diese sind weit härter, als die unsrigen; und wenn man am Hofe lebt, muß man, seines Widerwillens ungeachtet, alle Gebräuche befolgen, die er verlangt. Hier, zum Beispiel, gehe ich um fünf Uhr des Abends zum Gebet; in Versailles mußte ich zum Spiel gehen; um neun Uhr ruft mich die Glocke zur Frühmette; zu Versailles verkündigte man mir, daß das Schauspiel um diese Zeit anfange. Man ist nie in Ruhe am Hof, wiewohl man immer denselben Kreislauf von unnützen Dingen wiederholt. Wie viele schöne Morgenstunden habe ich in diesem Lande verloren! Ein Theil gehörte der Erholung von den oft unangenehmen Anstrengungen des vorhergehenden Tages an, der andere der Langweile bei meiner Toilette; der übrige Theil der Anhörung aufdringlicher Menschen. Hier stehe ich freudig am Morgen auf, wenn ich die Nacht über geschlafen habe. Meine ganze Toilette nimmt keine zwei Minuten in Anspruch; hierauf beschäftige ich mich während des ganzen Tages auf eine für meinen Geist angenehme Weise, weil ich fühle, daß sie meiner Seele von Nutzen ist. Endlich versprach mir Alles, was mich am Hofe umgab, Vergnügungen, aber nirgend genoß ich Freuden. Jedoch hier, wo Alles gemacht zu sein scheint, um die Natur düster zu stimmen, empfinde ich eine reine Zufriedenheit; und seit einem Jahre, als ich hier bin, frage ich mich täglich: Wo ist denn jene Strenge, von der man mich gerne hätte abschrecken wollen? Wenn man nicht zu allen Zeiten gesagt hätte, daß die Tugend und Frömmigkeit die Quellen des wahren Glückes seien, so würde das, was hier Madame Louise in Folge ihrer glücklichen Erfahrung, die sie in dieser Beziehung gemacht hatte, sagt, hinreichen, um davon einen

jeden Menschen zu überzeugen, welcher durch die Leidenschaften und Vorurtheile noch nicht verblendet worden ist.

Während Louise Lehrerin über die Novizen war, konnte eine ihrer Zöglinge, welche seit einiger Zeit krank war, sich nicht entschließen, eine Medizin einzunehmen, welche ihr nothwendig war. Nachdem ihre Lehrerin vergebens alle vernünftigen Vorstellungen erschöpft hatte, welche sie für die geeignetsten hielt, um sie dazu zu bewegen, sagte sie zuletzt: Ich sehe, mein Kind, daß du nicht edel denkst. Nun denn! was du zu thun nicht den Muth hast, weder aus Liebe zu dir, noch aus Liebe zu mir, noch selbst aus Liebe zu dem, welcher für dich mit Galle und Essig getränkt worden ist, das sollst du mich selbst thun sehen, blos um dir zu beweisen, daß eine Medizin kein Gift ist. Zugleich goß sie einen Theil des Heilgetränks in ein Geschirr, schluckt es hinunter und sagt zu der Kranken: Siehe, ich befinde mich wohl darauf. Diese, überrascht und beschämt, bittet um den Rest, nimmt ihn ein und gesteht, daß das Opfer, welches man von ihr verlangt habe, die menschlichen Kräfte nicht übersteige; aber sie erkennt zu gleicher Zeit, daß der Anblick eines großen Beispiels zur Ueberwindung der größten Hindernisse zu bewegen vermag.

Man kann sich keinen Begriff machen von den einzelnen Handlungen christlicher Liebe, welche die gute Fürstin vollbrachte, als sie Oberin der Gemeinde war. Eine ihrer Töchter war bis zum Uebermaaß furchtsam. Louise, welche die Schwäche derselben kannte, hatte die Gefälligkeit, sie am Abende an die verschiedenen Orte des Hauses hinzuführen, wohin sie sich nicht allein getraut hätte. Noch mehr; sie gestattete ihr, in ihrer engen Zelle ein Bett aufzuschlagen, was ihr während der Sommerhize viele Beschwerlichkeiten verursachte. Nur einmal jedoch sprach sie davon zu der Schwester, allein mehr im Tone des Scherzes, als des Vorwurfs: Du solltest dir doch wenigstens

deine Furcht für den Winter aufsparen; denn man erstickt hier, wenn man zu zwei ist.

Einst zerstreut durch die auf einander folgenden Tagesarbeiten und durch die vervielfältigten Sorgen ihrer Stellung, vergaß Madame Louise, daß eine der Nonnen ein Leid habe, und daß diese noch nicht von ihr getröstet worden sei. Dieser Gedanke schreckte die gute Prinzessin mitten in der Nacht auf; ihr Herz wird unruhig und erlaubt ihr nicht, des Schlafes zu genießen. Sie steht auf, begibt sich zu ihrer Tochter und sagt zu derselben: Ich hätte heute mit dir sprechen sollen, meine liebe Schwester, und dies war auch meine Absicht. Ich kann mir nicht diese Vergessenheit verzeihen, welche vielleicht deine Leiden vermehrt hat, und ich komme nun, um meinen Fehler wieder gut zu machen. Bis zu Thränen gerührt durch einen so außerordentlichen Zug von Gutherzigkeit, wußte die Nonne nicht, wie sie dafür ihrer Priorin danken solle. Keinen Dank, sagte Madame Louise zu ihr, was ich thue, geschieht eben so gut zu meiner, als zu deiner Erleichterung. Hätte ich denn ruhig schlafen können, als ich mich erinnert hatte, daß du in der Besorgniß und Unruhe seiest? Sie verließ dieselbe nicht eher, als bis sie ihren Seelenfrieden hergestellt hatte.

Eine Schwester von weißem Schleier, die um Ostern mit dem Geschäfte betraut war, die Gemeinde um zwei Uhr des Morgens zu wecken, fürchtete sehr, ihre Stunde zu verfehlen. Da sie sich in ihrer Verlegenheit erinnerte, daß ihre Priorin zu jeder Stunde aufwachte, wann sie wollte, so begab sie sich zu derselben, setzt derselben ihre Besorgniß auseinander und sagt ihr ganz treuherzig, daß, Alles wohl erwogen, Niemand im Hause sei, auf den sie so sicher zählen könne, als auf sie, um zur gehörigen Stunde aufgeweckt zu werden, und sie bitte sie deshalb, ihr doch diesen Gefallen erzeigen zu wollen. Erfreut über so großes Vertrauen, antwortete ihr Frau Louise: Ich bin froh, dich von deiner Unruhe befreien zu können; gehe

und schlafe ruhig, und verlaß dich auf mich. Am andern Tage, vor zwei Uhr des Morgens, hörte die Laienschwester ihre Priorin, die Tochter ihres Königs, an ihrer Thüre klopfen, um sie zu wecken. Wiewohl die Religion solche Züge heiligt, so gehören sie doch auch unter diejenigen, welchen selbst die Welt ihre Bewunderung nicht versagt.

Eines Tages, als sie sich im Krankenzimmer befand, rieth ihr eine Nonne, sich wegen ihrer Gesundheit einer der vorgeschriebenen Observanzen zu entziehen. Das Bedürfniß, das ich deßfalls haben kann, sagte die Prinzessin, nun Priorin, scheint mir nicht genug, mich zu einer Dispens berechtigen zu können; und will ich nicht fürchten, daß mein Beispiel zu einer Erschlaffung im Hause führen möchte. . . Da die Nonne ihr bemerkt hatte, daß es ihr leicht sei, von der Dispens Gebrauch zu machen, ohne daß es Jemand wüßte, tadelte sie Madame Louise und antwortete lebhaft: Du räthst mir also zur Verstellung? Gott verhöte, daß ich mir jemals im Angesichte des Himmels eine Handlung erlaube, bei welcher ich die Blicke der Erde fürchten würde! Seien wir überall und stets, was wir sein sollen; wir werden alsdann niemals uns davor fürchten, das zu scheinen, was wir sind.

Eine fromme Dame sagte zur Prinzessin, sie sei sehr zu bewundern, daß sie bei ihrer so zarten Gesundheit und bei der Erziehung, welche sie als Tochter des Königs erhalten habe, sich einer so strengen Lebensweise gewidmet hätte, wie die der Carmeliternonnen sei. Und mich, gab ihr Madame Louise zur Antwort, wundert nichts mehr, als Ihr Erstaunen; denn Sie kennen das Evangelium, und wissen wohl, daß es weder einer zarten Gesundheit, noch den Kindern der Könige etwas Besonderes gebietet, um für sein Heil zu sorgen, ohne Buße zu thun. Man hat wohl Unrecht, sagte sie bei einer andern Gelegenheit, so sehr mein Opfer anzurühmen. Daß ich es gebracht habe, hat mich niemals Mühe gekostet, wohl aber,

daß ich so viele Jahre habe zubringen müssen, ohne es schon früher bringen zu können.

Während einer Erholungsstunde sagte Madame Louise, damals Priorin, zu einer Nonne zum zweiten Mal, sich in's Sprechzimmer zu begeben, und bemerkte ihr, daß sie lange auf sich warten lasse. Die Nonne, welche die Neugierde, das Ende einer angefangenen Erzählung zu hören, zurückhielt, antwortete, daß ja auch die Priorin bisweilen auf sich warten lasse. Ja, antwortete Madame Louise, aber unsere Gründe können nicht dieselben sein. Manche Oberin hätte sich auf ihre Mäßigung etwas eingebildet, nachdem sie sich begnügt haben würde, dieses Wenige auf die Sprache der Unehrebarkeit zu erwidern; aber die Prinzessin fürchtet, dem Stolz gehorcht zu haben, und wirft sich sogleich ihren Töchtern zu Füßen, küßt die Erde, bittet dafür um Verzeihung, daß sie sich zu rechtfertigen suche, und ruft aus: Ich bin immer stolz gewesen; und nachdem ich Alles verlassen habe, finde ich doch noch in mir diese thörichte Eigenliebe. Dieser Zug mag vielleicht die Verachtung der weltlich gesinnten Menschen rege machen, die nur den falschen Grundsätzen der Ehre folgen; aber er wird gewiß von allen denjenigen bewundert werden, welche die Vortreflichkeit und den Werth der christlichen Demuth kennen.

Eine durch ihre Tugend sich auszeichnende Nonne, welcher Madame Louise in der Eigenschaft als Oberin gefolgt war, hatte der Prüfung ihrer Priorin die frommen Entschlüsse unterworfen, welche sie während ihrer Zurückgezogenheit gefaßt hatte. Nachdem die Prinzessin sie gelesen hatte, gab sie dieselben der Nonne mit den Worten zurück: Es fehlte nur ein Artikel daran, der jedoch so wesentlich ist, daß ich ihn unten hinschreiben zu müssen geglaubt habe. Wirklich standen unten die Worte: Treu will ich unsere Mutter belehren und tadeln, wenn sie einen Fehler begehen sollte.

Nichts vermochte jemals Madame Louise an dem Aufent-

halte der Armuth in Erstaunen zu setzen. Sie, welche ihr ganzes Leben kostbar gekleidet gewesen war, sah man, wie ihre Gefährtinnen, Hemden von grober Sarsche tragen, und ihre Betttücher waren von demselben Stoffe. Sie hatte Strümpfe von grober Leinwand, und statt der Schuhe bediente sie sich flacher Pantoffeln mit Schnüren und ohne Absätze, und ihr Gewand bestand aus dem größten Tuche. Sie hatte stets nur ein einziges Kleid zu ihrem Gebrauche. Wenn es zerrissen war, besetzte sie es aus. Während der siebenzehn Jahre, als sie Carmeliternonne war, hatte sie nur drei Kleider gebraucht, und trug das letzte acht Jahre lang. Es gab kein besseres Bild der Armuth, als dieses alte Kleid der Fürstin, welche damals Oberin war. Sie hatte es an mehreren Stellen mit neuem Zeuge ausgefleckt, wodurch es verschiedenfarbig wurde. Eine junge Nonne, welche sie auffordern wollte, ein neues Kleid anzuziehen, sagte ihr, daß sich die Gemeinde schämen müßte, wenn Jemand von der königlichen Familie sie so schlecht gekleidet sähe. Madame Louise tadelte sie für dieses falsche Zartgefühl, und sagte zu ihr: Seit wann ist es denn eine Schande, dem Geiste unseres heiligen Standes zu folgen? Weiß meine Familie nicht, daß ich das Gelübde der Armuth abgelegt habe, und daß ich besonders an dem Orte, wo ich bin, ein Beispiel davon geben muß?

Einige Zeit hindurch bewohnte sie die traurigste und unbequemste Zelle im Kloster. Man schlug ihr vor, darin mehrere Reparaturen vornehmen zu lassen, welche sie für jede andere Nonne für nothwendig erachtet haben würde; allein sie betrachtete dieselben als unnütz für sich selbst, und duldete sie daher nicht. Ihre Fenster schloßen so schlecht, daß der Wind die Lampe auslöschte. Sie verstopfte sie mit Papier, und mußte dies so oft thun, als sie dieselben öffnete. Zu einer Zeit, wo sie krank war, und das Bett im Krankenzimmer hütete, schlug man ihr vor, das Gemach zu bewohnen, wo sie

die königliche Familie empfing; allein sie verweigerte dies durchaus. Die Prinzessinnen, ihre Schwestern, welche sie besuchten, vereinigten ihre Vorstellungen mit denen der Klosterfrauen und sagten ihr, daß sie es an diesem Orte bequemer hätte. Bequemer schon, sagte sie, das liegt außer allem Zweifel; aber das Bequeme sucht man hier vergebens; und im franken, wie im gesunden Zustande muß man sich erinnern, daß man Carmeliternonne ist.

Die Prinzessin fand alle Speisen köstlich, welche man ihr vorsezte; und indem sie ohne Zweifel befürchtete, man möchte die zahlreichen Opfer, welche das Refektorium der Carmeliterinnen der Tochter eines Königs auferlegen muß, über ihren Werth schätzen, so versicherte sie bei jeder Gelegenheit, daß sie sich aus dem Vergnügen, womit sie ihre Speisen genoß, ein Gewissen mache. Nein, sagte sie oft, niemals hat ein Koch von Versailles ein Mittagmahl so zu würzen verstanden, als Fasten und Arbeiten es hier vermögen. Auch sagte eine gute Schwester, welche Küchenarbeiten verrichtete, und welche seit dem Eintritt der Madame Louise in das Kloster ein Talent für ihren Dienst erlangt zu haben glaubte, welches Niemand vermuthet hätte, zu den Klosterfrauen: Seht ihr, wie diesem königlichen Magen unsere Kürbisse zusagen? Ich will hoffen, daß man jetzt nicht mehr sagen wird, wir verstünden Nichts in der Küche.

Eine Köchin hatte eine ganz verdorbene Artischocke aus der Office hervorgeholt, um sie wegzuworfen; aber eine andere Schwester warf sie, ohne es zu wissen, mit den andern zusammen und ließ sie in's Refektorium bringen. Die Köchin glaubte, daß sie ihr mit Vorwürfen würde zurückgeschickt werden; als sie aber nicht zurückgeschickt ward, so schloß sie daraus, daß die Artischocke der Oberin zugefallen sein müßte. Sie irrte sich nicht. Als Madame Louise ihr Gemüse erhielt, bemerkte sie, daß es faul sei; allein sie ließ es Niemanden sehen und

aß es. Ueber diesen kleinen Unfall ganz außer sich, entschuldigte sich die Schwester bei der Prinzessin; aber diese sagte zu ihr: Es liegt nichts daran, weil ich die Artischocke bekommen habe; aber nimm dich in Acht, damit du nicht wieder etwas Solches auf den Tisch bringst, weil nicht alle Schwestern einen so guten Appetit, wie ich, haben.

Während seines Aufenthaltes zu Paris wollte der König von Schweden der Madame Louise, deren Heldennuth die Bewunderung von ganz Europa erregt hatte, einen Besuch abstatten. Beim Eintritt in die Zelle der Prinzessin, und beim Anblick des darin befindlichen Hausgeräthes, welches aus einem Crucifixe, einem hölzernen Stuhle, einem Strohbunde zwischen zwei Gestellen bestand, rief Gustav aus: Wie, hier wohnt eine französische Prinzessin! — Ja, erwiderte Madame Louise, und zudem schläft man hier besser, als zu Versailles; hier habe ich diese Wohlbeleibtheit bekommen, welche ich sonst nicht hatte. Sie gab ihm genau an, worin die gewöhnliche Nahrung und Beschäftigung einer Carmeliterin bestehe, führte ihn in's Refektorium, zeigte ihm den Platz, welchen sie daselbst mitten unter den Schwestern einnahm und ihr gewöhnliches Gedeck, das aus einem hölzernen Löffel, einem irdenen Becher und einem kleinen irdenen Krüge bestand. Erstaunt über das, was er in der Umgebung einer erlauchten Prinzessin sah und was er nicht sah, konnte dieser nordische König nicht genug die Weisheit derjenigen bewundern, welche ihr Glück in der Entbehrung und in der Verachtung jeglicher Pracht zu finden mußte. Kaum konnte er seinen Sinnen glauben; Zeuge der Zufriedenheit und der reinen und aufrichtigen Freude einer Prinzessin, welche sich täglich der ganzen Strenge des bußfertigen Lebens aufopferte, rief er aus: Nein, Paris und Frankreich, Rom und Italien haben mir nichts dargeboten, was dem Wunder zu vergleichen wäre, welches das Kloster der Carmeliterinnen von St. Denis enthält.

Sechster Abschnitt.

Cölibat.

Der Cölibat ist ein Mittelzustand zwischen dem Klosterleben und der Ehe; ein Stand, welcher große Hilfsquellen für das Heil darbietet und welcher vielfach zur Erbauung des Nächsten beitragen kann. Wenn ihr von Gott dazu berufen seid, so folget dem Pfade derjenigen, deren Beispiel ich euch vor Augen führen will. Wie sie seid gut, freundlich, mitleidig, demüthig und bescheiden, und lebet nur für das Glück Aller.

Saint Germain, Bischof von Auxerre, hielt sich, als er die pelagische Irrlehre in der Groß-Bretagne bekämpfte, in dem Dorfe Nanterre, zwei Stunden von Paris, auf. Alle Einwohner eilten auf die Nachricht seiner Ankunft in Masse herbei, um ihn um seinen Segen zu bitten. Inmitten dieser ihn umgebenden Menge bemerkte der fromme Bischof, vom himmlischen Lichte erleuchtet, ein siebenjähriges Mädchen, mit Namen Genovefa. Er hieß sie näher kommen und sprach zu ihren Eltern von der künftigen Heiligkeit ihrer Tochter. Die kleine Genovefa sagte zu Saint Germain, daß sie schon längst ihre Jungfräulichkeit Gott widmen und keinen andern Titel, als den einer Braut Jesu Christi haben wollte. Wer hatte diesem Kinde den Werth der Jungfräulichkeit geoffenbart, wenn nicht die Verehrung Mariens, dieser Königin der Jungfrauen, welche alle Generationen selig nennen? Der Bischof, von dem ganzen Volke begleitet, führte dieses Kind in die Kirche des Ortes und segnete es. Er wollte sie während der Mahlzeit bei sich behalten und versprach ihrem Vater, sie ihm den andern Tag in der Frühe wieder zurückbringen zu lassen. Die Würde einer Braut Jesu Christi ist so erhaben, daß man sich nicht wundern darf, daß ein Bischof so viel Bekümmerniß für ein zu dieser

Ehre berufenes Kind an den Tag legte. Am folgenden Tage kam Genovefa zur bestimmten Stunde zurück. Saint Germain fragte sie, ob sie sich an das noch erinnere, was sie Gott versprochen habe. Ja, antwortete Genovefa, und ich hoffe, mit der Hilfe der Gnade meinem Versprechen treu zu bleiben. Saint Germain gab ihr eine kupferne Medaille, in welche das Bild des Kreuzes gravirt war, und empfahl ihr, dieselbe immer als das Zeichen ihrer Weibung zu tragen; er fügte noch hinzu, daß sie von nun an jedem weltlichen Schmucke entsagen müsse, und prägte ihr auf diese Weise die Wahrheit ein, daß die Eitelkeit der Kleider stets die Reinheit der Gefahr aussehe, und sie sehr oft schon verlege. Fünfzehn Jahre alt erschien Genovefa von Neum in derselben Kirche vor dem Bischofe ihrer Diöcese, und erhielt aus seinen Händen den heiligen Schleier der Religion, das Zeichen ihres unwiderruflichen Gelübdes. Sie war treu geblieben, denn sie hatte keinen andern Schmuck gefannt, als die kleine kupferne Medaille, in welche das Kreuz gravirt war. Indeß war sie in kein Kloster eingeschlossen; damals widmeten sich Jungfrauen, nach der Nachahmung Mariens, dem Herrn, ohne die Welt zu verlassen.

Siebenter Abschnitt.

E h e s t a n d.

Erinnert euch, daß ihr vor dem Bilde der Heiligen steht; daß in euch Alles heilig, Alles dem Herrn geweiht sein soll. Bereitet euch auf den Ehestand als das Ideal vor, welches ich euch vor Augen führen will: die unter dem Schirme der Tugend eingegangene Verbindung ist von Gott gesegnet. Zuerst wisset, daß eine Frau, welche einen Mann ohne Religion heirathet, sich fast der gewissen Gefahr aussetzt, sich für die Zeit und Ewigkeit in's Verderben zu stürzen. In Folge dieses Grundsatzes gab ein junges Mädchen selbst ihre Ehe auf, welche Statt

finden sollte. Sie war von einer christlichen Mutter erzogen worden, und Gott hatte diese höchst religiöse Erziehung gesegnet; die Gnade hatte die Natur vervollkommenet, und von Seite des äußeren Glückes war Nichts zu wünschen übrig. Die Ehe, welche das Mädchen eingehen sollte, war demnach in jeder Beziehung vortheilhaft. Allein die Eltern waren getäuscht worden, wie es nur zu oft geschieht; denn ihre Wahl war auf einen jungen Menschen gefallen, dem es an Nichts gebrach, außer an dem Wesentlichsten. Er besaß Talente und Reichthum, aber er hatte weder Religion, noch Grundsätze. Der Augenblick ihrer Einigung kam immer näher, als der Zögling der Gottlosigkeit aus seinem Geheimnisse kein Hehl mehr machte, und man erfuhr nun, daß dieser Schöngeist sich nur für eine mit Sinnesorganen ausgestattete Maschine ansah. Er bemerkte sogleich den Eindruck, welchen auf seine künftige Gattin seine sinnlosen, auf bloßer Sinnlichkeit beruhenden Grundsätze machten; er glaubte sich dadurch aus seiner Verlegenheit zu reißen, daß er ihr sagte, sie sei eine göttlich zusammengesetzte, geistige und liebenswürdige Maschine, denn der Name Gottes schwebt immer noch auf den Lippen des Gottlosen. Das Mädchen brach die Unterhaltung ab, von welcher sie schmerzlich berührt worden war; sie erzählte Alles ihrer tugendhaften Mutter, und mit dieser enig schrieb sie folgenden Brief an den, welcher aufgehört hatte, ihrer Achtung würdig zu sein.

„Mein Herr, Sie haben mein Gefühl zu Eis erstarrt, als Sie mir sagten, wir seien nur Maschinen; mit welchen glänzenden Eigenschaften Sie mich auch schmücken wollten, so glaube ich doch, daß, wenn ein Mensch wahrhaft zartfühlend ist, er derjenigen, welche er glücklich machen will, ihre süßen Vorstellungen läßt, welche geeigneter sind, das Glück zu begründen, als diese kalten Bilder von Maschinen; sie scheinen mir nicht der Tugend günstig sein zu müssen. Ich würde

erstaunt sein, wenn sie in einer zarten und liebenden Seele entstehen könnten. Es dünkt mir, daß man bald Ekel vor einer Maschine empfindet, wenn sie selbst schön wäre, was übrigens nicht lange dauert; und welches Glück kann alsdann ein Weib von einem Manne erwarten, welcher ebenfalls eine Maschine wäre?"

Man versichert, daß der junge Mann sich versprach, seine Grundsätze zu verbergen, aber er änderte sie nicht; er fand indeß Gelegenheit, sich zu verheirathen, und ward ein schlechter Ehemann, ein schlechter Vater, wie er ein schlechter Sohn gewesen war.

Vor ganz kurzer Zeit taufte ich eine junge Catechumene, welche siebenzehn Jahre alt war, und welche unsere Christen durch ihre standhafte Entschlossenheit und durch ihre unüberwindliche Anhänglichkeit an das Christenthum sehr erbaut hat. Die häuslichen Beispiele waren nicht wenig geeignet, sie zu verführen; als Tochter heidnischer Eltern stieß sie in ihrer eignen Familie auf die größten Hindernisse, welche sich der Ausübung ihrer Tugenden entgegenstellten. Um sie noch mehr zu versuchen, wandelte einen ausschweifenden jungen Menschen die Lust an, sie zu ehelichen; er setzte Alles in's Werk, um sie zur Einwilligung in diese Heirath zu nöthigen, und versprach sogar, Christ zu werden. Der Vater und die Mutter unserer Catechumene, welche von dem jungen Manne gewonnen worden waren, behandelten sie mit der größten Unmenschlichkeit, um ihre Standhaftigkeit zu erschüttern. Ihr Bruder drohte ihr sogar, sie zu tödten, wenn sie hartnäckig ihre Einwilligung verweigern würde. Diese Drohungen und Mißhandlungen machten keinen Eindruck auf sie; ihr ganzer Trost bestand darin, daß sie die Kirche besuchte, und oft sagte sie zu mir: Der Tod, womit man mir droht, erschreckt mich nicht; ich werde ihn gerne der Heirath vorziehen, welche man mir vorschlägt. Der junge Mann, mit dem ich mich verbinden soll, ist ein Betrüger;

er denkt gar nicht an seine Befehring; aber wenn auch seine Versprechungen aufrichtig wären, so werden doch weder er noch Andere meinen Entschluß wankend machen: nein, mein Vater, ich werde keinen andern Bräutigam haben, als Jesum Christum. Die Verfolgung, welche sie fortwährend in ihrer Familie erfahren mußte, ward so weit getrieben, daß sie sich genöthigt sah, sich bei einem ihrer Verwandten, der ein Christ war, zu verbergen: hier wurde sie durch verschiedene Krankheiten geprüft, die jedoch ihre Inbrunst nicht schwächten; was um so erstaunenswerther ist, als der geringste Unfall unsere Wilden außer Fassung zu bringen vermag. Als sie einige Zeit später erfahren hatte, daß sich ihre Mutter in der Gefahr befände, das Gesicht zu verlieren, in Folge eines doppelten Augenstaars, der ihr die Augen bedeckte, vergaß diese edle Tochter die unwürdige Behandlung, welche sie von ihr erfahren hatte, und eilte alsobald ihr zu Hilfe: ihre zärtliche Liebe und unermüdete Sorgfalt rührten das Herz der Mutter und gewannen sie so sehr, daß sie gegenwärtig ihre Tochter in die Kirche begleitet, wo sie sich unterrichten läßt, um sich zur Gnade der Taufe vorzubereiten, welche sie eifrigst verlangt.

Der Tag eurer Bereinigung sei ein heiliger Tag, heiliger, als die andern Tage: ihr seid es dem Sakramente schuldig, welches ihr empfangen habt, ihr seid es euch selbst schuldig, damit der Himmel den Schritt segne, den ihr thut.

Vor mehreren Jahren empfing ein junger Arzt, welcher die Hauptstadt bewohnte, daselbst das Sakrament der Ehe unter großer Erbauung im Monate Oktober 1829.

Einer seiner Freunde führte ihn in ein durch seine Tugenden empfehlenswerthes Haus ein, wobei er ihm die Hand einer einzigen Tochter in Aussicht stellte, welche eben so fromm, als die übrige Familie war. Das Mädchen wird bald dem Doctor versprochen, dessen liebenswürdige Bescheidenheit seinen wissenschaftlichen Kenntnissen gleich kam.

Bald sollte die hochzeitliche Ceremonie Statt finden, als sich dieser zu der Mutter seiner künftigen Gattin allein begab und sie bat, ihm eine besondere Unterredung mit Fräulein Emilie zu gestatten. Es ist nicht möglich, mein Herr, antwortete sie ihm höflich; meine Tochter ist seit zwei Tagen nicht wohl und bedarf der Ruhe. — Es ist aber doch schmerzlich für mich, nicht einen Augenblick mich mit Ihrer Fräulein Tochter unterreden zu können; ich habe kaum das Vergnügen gehabt, sie drei oder vier Mal in der Gesellschaft zu sehen; bis jetzt habe ich keine Gelegenheit gefunden, ihr meine Gefühle ungehindert auszudrücken, und die ihrigen kennen zu lernen. — Ihre inständigen Bitten thun mir Leid, mein Herr; aber meine Tochter ist nicht zu sprechen. — Ich hätte ihr jedoch etwas sehr Wichtiges mitzutheilen. — Ich werde sie rufen, wenn Sie es wünschen, und Sie werden in meiner Gegenwart mit ihr sprechen; niemals ist meine Tochter mit einem Manne allein gewesen. — Aber ich soll doch bald ihr Gatte werden. — Alsdann, mein Herr, wird meine Tochter mir nicht mehr angehören; bis zu dieser Zeit muß ich gegen sie alle Pflichten einer christlichen und klugen Mutter erfüllen. — Ach, gnädige Frau, rief der Arzt aus, so muß ich Ihnen also meine Absichten anvertrauen. Selbst von religiösen Eltern erzogen, bin ich stets treu dieser heiligen Religion geblieben, welche Ihnen ein so schönes Verhalten einflößt. Die Gleichgiltigkeit, welche unter den Menschen meines Standes unglücklicher Weise besteht, mochte Ihnen einiges Mißtrauen einflößen; aber weit entfernt, diese Gleichgiltigkeit mit ihnen zu theilen, rühme ich mich — und betrachte es auch für ein Glück — in jedem Punkte die Vorschriften des Glaubens zu befolgen: je mehr ich sie kennen lerne, desto größer und ehrwürdiger erscheinen sie mir. Wenn ich so sehr darauf bestanden habe, mit Ihrer Tochter eine besondere Unterredung zu pflegen, so geschah es deshalb, weil ich ihre Gesinnungen in dieser Beziehung erforschen und sie bitten wollte, durch eine General-

beicht und durch die Communion sich darauf vorzubereiten, mit der ehelichen Einsegnung die damit verbundenen Gnadengeschenke zu empfangen.

Bei diesen Worten konnte die Mutter ihre Thränen nicht zurückhalten; sie warf sich in die Arme des tugendhaften Arztes und sagte zu ihm, indem sie ihn an ihr Herz gedrückt hielt: Nun, mein Sohn, wir werden alle mit einander zum Tische des Herrn gehen; sprechen Sie Ihre Braut und sagen Sie ihr, ich habe Sie meinen Sohn genannt. Gehen Sie, frommer junger Mann, Ihre Gesinnungen bürgen mir für Ihr Glück und das meiner Tochter.

Der fromme Arzt blieb nicht dabei. Acht Tage lang wurde das heilige Opfer der Messe gefeiert, um die ganze Fülle der himmlischen Segnungen herabzurufen. Aber das schönste, rührendste Schauspiel war zu sehen, als am Tage der Ehe die beiden Gatten zum Tische des Herrn gingen, der eine begleitet von seinen achtungswürdigen Eltern, welche Thränen vergossen, die andere von ihrer Mutter und Großmutter. Alle empfingen mit ihren würdigen Kindern die Communion aus den Händen des consecrircnden Priesters.

Welches schöne Beispiel für die jungen Leute! welche Lehre für so viele gleichgiltige oder gottlose Eltern! Ach! wenn alle Ehen dieser gleichen, wie glücklich und ruhig würde die Gesellschaft sein!

Auch die Armen sollen Theil an eurer Freude haben: wenn die Armen euch segnen, so wird euch Gott segnen.

Der Besitzer einer der schönsten Glashütten in Lothringen wollte in seinem Hause die Hochzeit einer seiner Schwestern, welche einen Grenadierhauptmann heirathete, großartig begehen. Er sagte also zu seiner Mutter, sie könne von Lüneville eine ihr beliebige Gesellschaft beiziehen, er werde sechzig Personen einladen. Als seine Mutter ihm vorgestellt hatte, daß es ihr geeigneter schiene, von dieser Seite einen Theil wegzulassen,

um etwas zu Gunsten der Armen zu thun, bat er sie, Alles nach seinem Gutdünken thun zu dürfen: sie willigte ein und kam am Tage der Hochzeit nur mit den nächsten Verwandten. Sie war überrascht, Niemanden von der großen Zahl der angekündigten Gäste zu sehen: man antwortete ihr, daß sie am andern Tage eintreffen würden. In der That sah man des andern Tages die von dem achtungswürdigen Besitzer eingeladenen Armen massenweise herbeikommen; man führte sie in einen großen Saal, wo man Tische aufgerichtet hatte mit einer der Menge der Gäste angemessenen Anzahl von Bedecken. Bei einem jeden Bedecke befanden sich ein Laib Brod von einem Pfund und eine Flasche Wein. Als Jeder saß, sprach der Pfarrer das Tischgebet, worauf der Besitzer des Hauses mit seiner Gemahlin, die beiden Eheleute und alle Verwandten nach der Ordnung mit Platten in der Hand erschienen und die für die Armen bestimmten Speisen diesen selbst mit jener zufriedenen Miene vorsetzten, welche das Bewußtsein eines guten Werkes verleiht. Man kann sich leicht denken, wie vergnügt Unglückliche, welche gewöhnlich nur sehr hartes und trockenes Brod haben, bei einer so reichlich besetzten Tafel waren. Man kündigte ihnen an, daß sie von den übrigbleibenden Speisen, welche sie nicht alle essen würden, Alles mit sich nehmen dürften, und außerdem noch ihre Schüsseln, Flaschen, Gläser, Löffel, Gabeln, die man ihnen schenkte. Als der erste Hunger gestillt war, benutzte der Geistliche die Gelegenheit, um ihnen zu bemerken, wie ehrenvoll der Stand der Armen in den Augen der Religion sei, da man sich eine Ehre daraus mache, sie zu bedienen; daß, wenn sie bisweilen einige Widerwärtigkeiten zu erdulden hätten, dies nur nach Maafgabe des Betragens Mehrerer geschehe, welche, statt als Glieder Jesu Christi zu leben, sich zu jeglicher Ausschweifung hureißen ließen, wodurch sie sich schändeten; daß sie sich aber, so lange sie sich gut aufführten, versichert halten dürften, stets von den guten Menschen geehrt zu werden.

Diese kleine bei so geeigneter Gelegenheit vorgebrachte Lehre wurde mit Achtung angehört, und das Mahl ward mit ebenso vielem Anstande, als Heiterkeit fortgesetzt. Man sah die Freude auf der Stirne aller Anwesenden glänzen; und die Zuschauer selbst, bis zu Thränen gerührt, genoßen innerlich das Vergnügen, welches die guten Herzen empfinden, wenn sie die Menschen glücklich machen. Als das Mahl zu Ende war, und man bescheiden gedankt hatte, kehrte ein Jeder nach Hause, das mit sich nehmend, was ihm übrig geblieben war, um es seiner Familie mitzutheilen. Alle Andern, welche in großer Anzahl herbeigekommen waren, erhielten auch ein anständiges Almosen. Man vernahm jetzt nur Worte des Dankes, wovon die Umgegend ertönte. Wenn auch die andern Hochzeiten glänzender ausfallen, fügt der Schriftsteller, der diesen Zug berichtet, hinzu, können sie guten Herzen eine größere Freude gewähren? und muß nicht der Himmel eine Verbindung segnen, welche also mit der Ausübung der rührendsten Liebe begonnen hat? Wollte Gott, daß dieses Beispiel die thörichten Hochzeitsfreuden in Werke verwandelte, welche des Christenthums würdiger sind!

Der folgende Zug faßt alle vorausgehenden Lehren zusammen und kann nicht oft genug der Jugend in's Gedächtniß zurückgerufen werden.

In der Zeit der Kreuzzüge fühlte sich ein junger Engländer, Namens Gilbert, begeistert, mit seinem Diener Richard eine Reise nach Jerusalem zu machen, in der Absicht, gegen die Ungläubigen zu kämpfen. Kaum waren sie im heiligen Lande angekommen, als sie beide von den Ungläubigen gefangen genommen wurden, welche sie in den Gefängnissen eines Sarazenenfürsten in Ketten schlugen; sie blieben darin andert- halb Jahre und standen große Leiden aus. Gilbert hatte indeß weniger zu leiden, als die andern Sklaven, weil der Fürst, welcher an ihm viel Erziehung, Klugheit und Weis-

heit gewährte, ihn mit Güte und selbst mit einer Art Hochachtung behandelte.

Dieser Sarazenenfürst hatte eine Tochter, welche das Betragen Gilberts bewunderte und von seiner Tugend entzückt war. Einige Zeit schon suchte sie die Gelegenheit auf, mit ihm zu sprechen, und als sie ihn eines Tages allein getroffen hatte, fragte sie ihn, woher er wäre und welche Religion er bekenne. Ich bin ein Engländer, sagte er zu ihr, und meine Religion ist die katholische. — Und was lehrt Euch die Religion? sagte die Prinzessin. Gilbert erklärte ihr in wenigen Worten die Hauptgeheimnisse der Religion, und besonders die großen Geheimnisse des Lebens, Todes und der Auferstehung Jesu Christi, und versicherte sie, daß man ohne diesen Glauben nicht selig werden könne.

Diese junge Prinzessin, welcher Gott die Gnade seiner Barmherzigkeit erweisen wollte, fand eine so große Freude und so vielen Trost in der Anhörung dieser Lehren, daß sie seit dieser Zeit alle Augenblicke ausspähte und jede Gelegenheit benutzte, davon mit Gilbert zu sprechen, welcher sich seiner Seits mit vieler Bescheidenheit und Zurückhaltung mit ihr unterhielt und ihr mit so großer Würde unsere heiligen Geheimnisse, die christlichen Tugenden, die Freude und das Glück, Jesu Christo anzugehören und ihm zu dienen, auseinandersetzte, daß eines Tages, als er mit noch größerer Begeisterung davon sprach, die Prinzessin zu ihm sagte: Ihr liebt also innig diesen Jesus Christus, von welchem Ihr mir so große Dinge sagt? Aber würdet Ihr auch bereit sein, den Tod für ihn zu erleiden? Bei diesen Worten glaubte Gilbert, dieses Mädchen sei mit dem Fürsten, ihrem Vater, einverstanden, um ihn zu versuchen, und ihn zu vermögen, seiner Religion zu entsagen. Ja, antwortete er ihr mit Standhaftigkeit; ich liebe Jesum Christum mit solcher Gluth, daß ich alle Herzen mit seiner Liebe entzündend und mit der größten Freude für ihn sterben möchte:

die größte Gnade, welche mir in dieser Welt zu Theil werden könnte, wäre, für ihn mein Blut und mein Leben hinzugeben.

Diese hochherzige Antwort rührte dermaßen das Herz dieser jungen Prinzessin, daß sie von nun an den Entschluß faßte, eine so vollkommene Religion anzunehmen, und, wenn es sein müßte, ihr Vaterland, ihr Vermögen, ihre Eltern zu verlassen, um Jesum Christum anzubeten und ihm zu folgen, nur die Mittel suchend, sich über Alles zu belehren, was diese heilige Religion zu thun befiehlt. Als einige Zeit nachher Gilbert eine günstige Gelegenheit gefunden hatte, seine Ketten zu zerreißen, entkam er aus dem Gefängnisse und rettete sich in der Nacht, ohne Jemanden etwas zu sagen. Als die Prinzessin die Flucht Gilberts vernommen hatte, wurde sie vom lebhaftesten Schmerze durchdrungen; in ihrem Kummer weinte sie mehrere Tage hindurch und konnte sich darüber nicht trösten, daß sie nun Niemanden mehr hatte, welcher sie in der Religion Jesu Christi unterrichtete, was ihr einziger Wunsch war. Sie erinnerte sich, daß Gilbert ihr gesagt hatte, er sei von London in England. Sogleich faßte sie den Entschluß, dahin zu reisen und die christliche Religion anzunehmen; sie traf also heimlich Anstalten und entfloh aus dem Hause ihres Vaters, sich Jesu Christo empfehlend, für den sie Alles verließ: er führte sie auch wirklich, wie durch ein Wunder, durch unzählige Hindernisse und Gefahren. Im Seehafen angelangt, fand sie ein englisches Schiff, bereit abzusegeln, sie schiffte sich ein und wurde glücklich übergesetzt.

Zu London angekommen, befand sie sich in der größten Verlegenheit: fremd, unbekannt, Alles entbehrend und ohne sich in ihrer Sprache verständlich zu machen, wußte sie nicht, was aus ihr werden solle, als Gott es zuließ, daß Richard, der Diener Gilberts, auf den öffentlichen Platz kam und sie erkannte. Man kann nicht die Freude und das Entzücken dieser Prinzessin schildern, als sie Richard sah, und als sie erkannte, daß es derselbe sei, welcher mit Gilbert sich in den Gefängnissen

ihres Vaters befand. Ei, auf welche Weise findet Ihr Euch denn hier ein? fragte sie Richard ganz erstaunt. Wie seid Ihr in ein so entferntes Land gekommen? — Ich bin gekommen, antwortete sie ihm, um mich in der katholischen Religion unterrichten zu lassen, das ist mein einziger Wunsch auf dieser Welt. Verweilet da, erwiderte Richard, ich will ohne Verzug meinen Herrn davon in Kenntniß setzen. Gilbert glaubte Anfangs nicht an das, was Richard ihm sagte, indem er sich nicht überzeugen konnte, daß ein so zartes Mädchen von so hoher Abkunft eine solche Reise unter so großen Beschwerden und Gefahren habe unternehmen können. Aber als Richard auf seiner Aussage beharrte und immer versicherte, daß sie es sei, bewunderte er den Muth und den Glauben dieser Prinzessin, und zweifelte nicht, daß dies ein Fingerzeig Gottes sei. Aus guten Gründen wollte er die Prinzessin nicht in sein Haus aufnehmen; aber er ließ sie zu einer bekannten Dame führen und bat sie, sich derselben wie ihrer eignen Tochter anzunehmen.

Am andern Tage ging Gilbert zu dieser Dame: sobald die junge Sarazenerin ihn erblickte, warf sie sich ihm zu Füßen, umfaßte seine Kniee, benetzte sie mit ihren Thränen und beschwor ihn, Mitleid mit ihr zu haben und das Werk ihres Heiles fortzusetzen, welches der einzige Beweggrund sei, warum sie eine so lange Reise unternommen habe. Gilbert wurde von ihren Thränen und ihren Gestinnungen gerührt, welche den großen Glauben dieser Fremden beurfundeten, und fühlte auch sogleich die Neigung, sie zu heirathen, damit sie besser in unserer heiligen Religion könnte unterrichtet werden. Aber da er Gott versprochen hatte, sich dem Kriege gegen die Ungläubigen zu widmen, frug er seinen Bischof um Rath, welcher sich damals in Gesellschaft von fünf andern Prälaten fand. Gilbert erzählte ihnen Alles, was geschehen war, und als diese Prälaten vor Gott Alles geprüft hatten, sagten sie zu ihm, daß

dieser Beruf von Gott käme, und daß der Himmel ihre Ehe segnen werde, weil beide so reine und fromme Absichten hätten.

Gilbert unterrichtete also gründlich die Prinzessin in den Geheimnissen und Grundsätzen der Religion: sie fand immer größere Freude daran und hörte nicht auf, sie anzubeten; bald war sie im Stande, getauft zu werden. Der Bischof von London wollte selbst die Ceremonie vornehmen. Ehe er dieselbe begann, fragte er sie, nach dem Brauche der Kirche, ob sie getauft werden wolle. Mit heiliger Blut und unter Vergießung heißer Thränen, welche alle Anwesenden rührten, antwortete sie, daß sie es von ganzem Herzen wünsche, und daß sie nur deshalb mit Gefahr ihres Lebens aus einem so fernen Lande hieher gekommen sei. Der Bischof, vor Bewunderung und Freude außer sich, gab ihr den Namen Mathilde. Gilbert heirathete sie hierauf in Gegenwart des Bischofs, welcher ihnen die ehliche Einsegnung ertheilte.

Nachdem die Hochzeit gefeiert worden war, befand sich Gilbert in einer neuen Unruhe: auf der einen Seite war er noch immer entschlossen, sein Gelübde zu erfüllen, nämlich in das heilige Land gegen die Ungläubigen zu ziehen; auf der andern wagte er nicht, eine Gattin zu verlassen, welche von so weit her gekommen war, um ihn aufzusuchen: er sah traurig aus. Mathilde, welche es bemerkte, fragte ihn um die Ursache hievon. Wie, sagte sie zu ihm, solltet Ihr betrübt sein, daß Ihr mich geheirathet habt? — Nein, meine theure Gattin, antwortete Gilbert, der Herr sei deshalb gelobt; aber Ihr kennt das Gelübde, welches ich gethan, in den Krieg gegen die Ungläubigen zu ziehen, und ich fürchte, meine Abreise und meine Abwesenheit mögen Euch betrüben. — Ach, mein theurer Gatte, erwiderte ihm hierauf dieses tugendhafte Weib, ziehet in einen so heiligen Krieg, ich werde deshalb nicht betrübt sein, weil es der Wille und die Herrlichkeit Gottes verlangt. Ich habe nur deswegen bei Euch sein wollen, damit Ihr mich lehret,

in Jesus Christus zu leben. Als Gefangener bei meinem Vater habt Ihr mir erklärt, daß Ihr bereit wäret, Jesu Christo das Opfer Eures Lebens zu bringen; auch ich bin bereit, ihm das Opfer Eurer Person zu bringen: wiewohl es mir schwer ankömmt, mich von Euch zu trennen, so freut es mich dennoch unendlich, Gott einen Gatten zurückzugeben, welchen ich nur für ihn gesucht habe. Ziehet also fort, theurer Gatte, Gott wird Eure Absichten segnen; seid nicht um mich bekümmert; der Herr, welcher mir Barmherzigkeit hat widerfahren lassen, als ich ungläubig war, wird mich noch weit mehr jetzt schützen, wo ich eine Christin bin. Sie trennten sich unter vielen Thränen und versprachen sich gegenseitig die Hilfe ihrer Gebete bei Gott.

Gilbert, welcher den Edelmuth seiner Gattin nicht genug bewundern konnte, reiste ab und vertraute sie der Sorgfalt Richards an. Drei und ein halbes Jahr verweilte er in diesem Kriege und kehrte nach Erfüllung seines Gelübdes zurück. Gott verlich ihrer Ehe seinen Segen; sie erhielten einen vorherbestimmten Sohn, und Mathilde hatte während ihrer Schwangerschaft mehrere Eingebungen und geheime Ahnungen, daß das Kind, welches sie in ihrem Schooße trug, vor Gott groß sein werde. Sie gebar es im Jahre 1219. Es wurde Thomas genannt. Mathilde täuschte sich nicht, ihr Sohn wurde ein großer Heiliger: er ward Erzbischof von Canterbury, und empfing für die Vertheidigung der Kirche die Märtyrkrone. Man feiert sein Fest am nächstfolgenden Tage des Festes der heiligen Unschuldigen.

Achter Abschnitt.

F a m i l i e n p f l i c h t e n .

Wie wichtig sind die Pflichten der christlichen Familie! davon hängt das Heil der Welt ab. Die heilige Monika kann als das Muster der Personen ihres Standes angesehen werden:

sie hatte einen Mann, welcher viele Fehler an sich hatte; sie gebar einen Sohn, welcher sich in alle Verirrungen stürzte. Durch das Gebet, die Buße, das Vertrauen auf Gott hatte sie nach vielen Seufzern und Thränen den Trost, beide zu Gott zurückzuführen. Gut erzogen und seit ihrer Kindheit gewohnt, in der Unterwürfigkeit zu leben, welche sie ihrem Vater und ihrer Mutter schuldig war, hatte sie auch weniger Mühe, ihrem Gemahl sich zu unterwerfen, wobei sie Nichts unterließ, ihn für Gott zu gewinnen, denn er war noch ein Heide. Sie gab ihm ihre Religion nur in ihrem Wandel und ihren Sitten kund; dadurch ward sie ihm nicht nur theuer und liebenswürdig, sondern auch achtungs- und bewunderungswerth. In welche Ausschweifungen auch ihr Gatte gerieth, so hatte sie doch deswegen niemals den geringsten Zwist mit ihm; sie wartete mit Geduld, bis Gott ihn auf die Wege des Heils zurückführte. Wiewohl er seine Gattin zärtlich liebte und einen sehr guten Charakter hatte, so war er doch über alle Beschreibung aufwallend; aber sie hatte es sich zum Gesetze gemacht, ihm in seiner Hitze niemals Widerstand zu leisten und ihm nicht das geringste Wort zu erwidern. Wenn er sich unzeitig erzürnt hatte, wartete sie, bis er wieder zu sich gekommen war; alsdann beredete sie ihm sein Betragen mit Milde und Nachgiebigkeit.

Wenn es geschah, daß andere Frauen, deren Männer dem Zähzorn nicht so sehr, wie der ihrige, ergeben waren, ihr ihre Leiden und das Betragen ihrer Gatten klagten, wovon sie oft noch die Spuren an sich trugen, sagte sie zu ihnen: Ihr müßt mehr euren Zungen die Schuld geben; denn, fügte sie hinzu, es geziemt sich nicht für Mägde, ihren Männern die Spitze zu bieten. Eine sehr lobenswerthe Eigenschaft, welche Gott der heiligen Monika gegeben hatte, war die, daß sie überall Frieden verbreitete, so sehr es ihr möglich war. Oft geschah es, daß Frauen, welche mit einander entzweit waren, zu ihr kamen, und daß eine jede besonders ihr klagte, wobei sie gegen

die andere Alles vorbrachte, was Haß und Erbitterung einzuflößen vermögen; aber sie erwiderte stets einer jeden der beiden Partheien nur das, was sie zu besänftigen und zu versöhnen geeignet war; weit entfernt von dem Betragen derjenigen, welche in der Bosheit ihres Herzens sich nicht damit begnügen, den einen das wieder zu berichten, was der Haß den Andern gegen jene eingeflößt hat, sondern ihn noch vermehren und reizen und auf diese Weise das Feuer schüren, anstatt es auszulöschen.

Zum Vollmaß der Gnadengeschenke gewährte Gott der heiligen Monika endlich die Gnade, ihren Gemahl vor seinem Hinscheiden aus dieser Welt den christlichen Glauben annehmen und denselben ausüben zu sehen, so daß er ihr keinen Grund mehr zur Klage über sein Betragen gab. Nach dem Tode ihres Gatten kann man sagen, daß diese heilige Frau die Magd aller derjenigen wurde, welche dem Herrn dienten; sie war nach dem Wunsche des heiligen Paulus das, was alle christlichen Wittwen sein sollen: zu allen Zeiten treu ihren Pflichten. In ihrer Jugend hatte sie ihren Eltern Alles erwiesen, was die denselben schuldige Achtung zu erweisen gebot. In der Folge hatte sie ihre Familie nach den Regeln der christlichen Frömmigkeit geleitet. Ihre guten Werke hatten Zeugniß von ihrem Glauben abgelegt. Ihr verirrter Sohn war eine Zeit lang der Sohn ihrer Thränen gewesen. Durch ihre Gebete ward er ihr Ruhm und ihr Trost. Zuletzt beschloß sie in Heiligkeit ein Leben, welches eine fortgesetzte Uebung von Milde, Geduld, christlicher Liebe und Tugend gewesen war.

Die Wittwe des ältesten Sohnes eines chinesischen Mandarin hatte ihre einzige, ungefähr vier Jahre alte Tochter in ein Betzimmer geführt und richtete folgende Worte an sie: Ich liebe dich, Gott weiß es, 'mein theures Kind: und wie sollte ich dich nicht lieben, da du das einzige Pfand bist, welches dein Vater, als er starb, mir von seiner Liebe zurück-

gelassen hat? Wenn ich jedoch glaubte, daß du jemals Jesum Christum verlassen oder die Unschuld deiner Taufe verlieren solltest, so würde ich den Herrn bitten, dich sobald als möglich von dieser Welt hinwegzunehmen. Ja, wiederholte sie drei bis vier Mal, indem sie auf das Bild unsers Herrn blickte und nicht vernommen zu werden glaubte; ja, mein Gott, sie gehört dir; du kannst sie wieder nehmen. Weit entfernt, sie zu beweinen, werde ich dir für die Gnade danken, die du ihr wirst ange-deihen haben lassen. Diese Worte erinnern uns an die, welche die Königin Blanka dem heil. Ludwig während seiner Kindheit wiederholte: sie sind ebenso erbaulich, und alle christlichen Mütter sollten sie fortwährend ihren Kindern wiederholen.

Möchten doch die Eltern das Bild der Familie, deren Inneres ich enthüllen will, stets vor Augen haben! Biewohl die Erziehung, und besonders die christliche Erziehung in der Welt fast gänzlich vernachlässigt wird, so gibt es doch noch viele fromme Mütter, welche in der Ueberzeugung, daß sie nur durch dieses Mittel das Glück und den Ruhm ihrer Kinder sicher begründen können, alle Sorgfalt anwenden, um sie christlich zu erziehen. Aber da sie mehr Eifer als Einsicht haben, so täuschen sie sich oft in der Wahl der Maasregeln, welche sie nehmen sollen, damit ihnen diese glücke; und um sie vor diesem Irrthume zu bewahren, wollen wir ihnen das Beispiel der Madame Ucarie vor Augen führen, welche lange die Welt durch ihre Tugenden erbaut hat und alsdann muthig allen Vortheilen, welche sie genoß, entsagte, um ihre Tage in dem Kloster der Carmeliterinnen von Pontoise zu beschließen, wo sie zur erhabensten Heiligkeit gelangte.

Da sie den Einfluß wohl kannte, welchen die ersten Gewohnheiten in der Regel auf das menschliche Herz ausüben, begann diese tugendhafte Dame frühzeitig ihre Kinder mit den Tugenden vertraut zu machen, welche die Religion und die Gesellschaft von ihnen erwarteten; und damit ihr diese gelänge,

unterrichtete sie zuerst dieselben in den ersten Grundsätzen des Glaubens. Der Pfarrer von St. Gervais sprach einst auf der Kanzel von der Unwissenheit, in welcher die Eltern ihre Kinder hinsichtlich der Religion ließen, und wollte ein Beispiel davon geben, indem er einen Satz mit folgenden Worten anfang: Wenn ich ein Kind frage: was ist der Glaube Alsobald vernahm man aus der Mitte der Zuhörer den jüngsten Sohn der Madame Ucarie antworten, wie wenn er gefragt worden wäre: Es ist ein Geschenk Gottes; und er würde zu sprechen fortgefahren haben, wenn seine Großmutter, die ihn auf ihren Knien hielt, ihm nicht die Hand auf den Mund gehalten hätte, um ihn zu verhindern, weiter zu reden.

Madame Ucarie sprach oft zu ihren Kindern von der Pflicht, welche sie beim Empfange der Taufe auf sich genommen hätten, einzig und allein Gott getreu zu bleiben und Alles zu vermeiden, was ihn beleidigen könnte. Sie wiederholte uns oft, sagte ihre älteste Tochter, daß sie uns nur in soferne liebe, als wir Gott lieben würden; und daß sie, fennte sie ein ihrer Familie fremdes Kind, welches zu Gott mehr Liebe hätte, als wir, auch für dieses Kind mehr Liebe haben würde, als für uns selbst.

Sie flößte ihnen frühzeitig Abscheu vor der Lüge ein und verzieh ihnen keine, wie gering sie auch sein mochte. Wenn ihr im Hause Alles unter einander geworfen und zerbrochen hättet, sagte sie einst zu einer ihrer Töchter, so würde ich, wenn ihr sogleich euren Fehler eingesteht, ihn gern vergessen, und es soll euch kein Leid geschehen; wäret ihr aber so hoch oben, als die Decke, so würde ich eher Frauen dingen, um euch zu halten, als eine einzige Lüge unbestraft zu lassen; und die ganze Welt könnte mich in diesem meinem Entschlusse nicht irre machen.

Sie ermahnte sie, stets einig unter sich zu leben, sprach ihnen oft von den Vorzügen der Eintracht und den nachtheiligen Folgen der Zwietracht. Man muß immer nachgeben, sagte

sie zu ihnen, ausgenommen wenn die Ehre Gottes verlangt, daß man Widerstand leiste; derjenige, der nachgibt, siegt immer über seinen Gegner.

Sie forderte von ihnen, daß sie mit dem Hausgesinde sanft und höflich sprechen sollten; und wenn sie in einem andern Tone redeten; so durfte man ihnen nicht antworten. Als sie eine ihrer Töchter hochmüthig sprechen hörte, tadelte sie dieselbe: Du erschreckst mich, liebe Freundin, sagte sie zu ihr. Wie du dich doch benimmst! Wer bist du denn, um also zu reden? Ich will dies nicht mehr hören, oder du betrübst mich sehr.

Sie wollte, daß sie auf der Stelle und ohne Murren gehorchten, daß sie das, was sie gerade thäten, auf das erste Zeichen, welches man ihnen gäbe, verließen; mit Einem Worte, daß sie niemals ihrem Eigenwillen folgten. Es schickt sich nicht, sagte sie eines Tages zu einer ihrer Töchter, welche Widerspänstigkeit zeigte, mit ihr in einem Hause zu bleiben, es schickt sich nicht für ein wohlgezogenes Mädchen, in Gesellschaft ihrer Mutter sich zu langweilen und einen andern Willen, als den ihrigen, zu haben. Ihre älteste Tochter, welche mit ihr auf dem Lande war, wünschte, mit einigen Mädchen ihrer Gesellschaft in eine benachbarte Stadt zu gehen: Madame Arcarie willigte Anfangs ein; später aber wollte sie den Gehorsam ihrer Tochter auf die Probe stellen, hieß sie deshalb aus dem Wagen steigen und befahl ihr, ihr Gepäck herunter zu nehmen, als sie schon auf dem Punkte war, abzureisen. Diese Probe wiederholte sie zwei bis drei Mal; als sie durch dieses Beispiel von Strenge die ganze Gesellschaft erbaut hatte, welche den Beweggrund der Mutter errieth und von dem Gehorsam ihrer Tochter gerührt war, gab sie endlich ihre vollkommene Einwilligung zu der kleinen Reise, welche man machen wollte.

Sie gewöhnte ihre Kinder an diesen Geist der Abtödtung, welcher den wahren Christen bezeichnet. In ihren Krankheiten

nöthigte sie dieselben, ohne Widerstand zu zeigen, die unangenehmen Getränke einzunehmen, welche der Arzt verschrieb. Um sie vor der Sinnlichkeit und Unmäßigkeit zu bewahren, ließ sie ihnen bei Tische nur gewöhnliche Speisen und fast immer nur Ein Gericht vorsezen. Sie verlangte, daß sie niemals von ihrem Geschmacke redeten und sich in keiner Sache empfindlich bewiesen. Ebenso wollte sie nicht, daß ihre Kinder über die Farbe oder die Form ihrer Kleider entschieden; auch zog sie dieselben über diesen Gegenstand nicht zu Rathe; und indem sie das Auffallende vermied, gestattete sie ihnen Nichts, was Eitelkeit verrieth.

Endlich vernachlässigte sie Nichts, um ihren Kindern Demuth einzufloßen, weil sie diese Tugend als die Grundlage des christlichen Lebens betrachtete. Biewohl sie von einer vornehmen und durch ihre Verbindungen ausgezeichneten Familie waren, so nannte sie dieselben dennoch nur nach ihrem Taufnamen. So geneigt auch das Hausgesinde war, ihre Kinder zu bedienen, so wollte sie doch oft, daß dieselben sich selbst bedienten. Ich war stolz, sagte ihre älteste Tochter; um mich von diesem Fehler zu befreien, trug mir meine Mutter die niedrigsten Dienste im Hause auf, wie z. B. die Treppe zu kehren; und weil sie bemerkte, daß ich zu dieser Arbeit die Augenblicke benützte, wo ich nicht gesehen werden konnte, und daß ich die Thüre schloß, um mich zu verbergen, so schärfte sie mir ein, zu der Stunde zu kehren, wo die meisten Leute kämen, und während dieser Arbeit die Thüre offen zu lassen. Ihre zweite Tochter, welche sehr gescheid war, sprach: seit ihrer frühesten Jugend sehr vernünftige Dinge. Um den Saamen der Eigenliebe zu ersticken, welche in dem Herzen dieses Kindes hätte Wurzel schlagen können, schien ihre Mutter manchmal sie nicht gehört zu haben oder hieß sie schweigen.

Um ihren Kindern die Erfüllung ihrer Pflichten zu erleichtern und ihnen den Geist der Ordnung einzufloßen, machte sie ihnen eine Lebensordnung; und ihre Söhne, so lange sie

bei ihr blieben, befolgten auch diese Ordnung in Allem, was sie anging.

In ihren ersten Jahren standen ihre Töchter um sieben Uhr auf; und als sie ein wenig größer waren, um sechs Uhr. Wenn sie angezogen waren, verrichteten sie das Morgengebet, auf welches eine erbauliche Lektüre folgte. Man führte sie hierauf in die Messe, welcher sie auf den Knien beiwohnten. Während der Messe verrichteten sie die Andacht zur heiligen Jungfrau; in der Folge aber gewöhnte sie ihre fromme Mutter, über das Opfer Jesu Christi zu meditiren, während man es in ihrer Gegenwart darbrachte.

Nach Hause zurückgekehrt, begannen sie die Arbeit; denn Madame Ucaric befürchtete nichts mehr für ihre Kinder, als die Gewohnheit des Müßigganges; und sie ging ihnen in der Arbeit mit ihrem Beispiele selbst voran durch eine Reihe nützlicher Beschäftigungen, welche den Tag ausfüllten. Selbst die Stunde der Mahlzeit wurde nicht mit unnützen und überflüssigen Gesprächen verloren: diese fromme Frau unterhielt alsdann ihre Kinder mit solchen Gegenständen, welche ihren Geist und ihr Herz zu bilden geeignet waren.

Alle Tage, die Sonn- und Festtage ausgenommen, folgte auf die Mahlzeit eine Erholung, welche eine Stunde währte, und der die Mutter mit ihren Töchtern beiwohnte, wobei sie ihnen von den Spielgeräthen Gebrauch zu machen lehrte, welche sie ihnen gekauft hatte; denn sie wollte, daß sie in diesen Augenblicken der Erholung ungehindert sich bewegen sollten. Der Zwang, sagte sie zu denen, welche ernsthaft schienen, stumpft nur die Geistesstärke ab; und eine frühreife Weisheit vergeht eben so schnell, als sie gekommen ist.

Gegen drei Uhr recitirten sie die Vesper. Hierauf folgte eine Erbauungslektüre, und eine Jede setzte sich wieder an die Arbeit. Gegen Abend legten die beiden jüngsten Rechenschaft von den Gedanken ab, welche sie während des Tages vorzüglich

beschäftigt hatten. War ein Streit unter ihnen entstanden, so gebot man ihnen, sich gegenseitig um Verzeihung zu bitten und sich zu umarmen, um ihre Ausöhnung vollkommen zu machen.

Nach dem Abendessen las man das Leben der Heiligen. Die Arbeiten des Tages endigten mit der Gewissensforschung, der Litanei und dem Abendgebete.

An den Sonn- und Festtagen führte Madame Ucarie ihre Töchter in die Messe der Pfarrkirche; und am Nachmittage kehrten sie in dieselbe zurück, um der Predigt und Vesper beizuwohnen. Nach Hause zurückgekommen, mußten sie Rechenschaft von dem ablegen, was sie in der Predigt gehört hatten, und die Stunde der Mahlzeit war gewöhnlich dieser Uebung gewidmet.

War ein Ablaß zu gewinnen, so führte diese fromme Mutter selbst ihre Töchter bis zu der Kirche, wohin man sich begeben mußte, um sich einen in den Augen des Glaubens so kostbaren Vortheil zu verschaffen; und bei diesen Gelegenheiten, so wie in der Fastenzeit und an hohen Festtagen trug sie Sorge, daß ihre Töchter einiges Geld zu ihrer Verfügung hätten, um es unter die Armen zu vertheilen. Ihre größte Freude war, sie sich daran gewöhnen zu sehen, gute Werke zu thun.

Ihre Töchter waren noch sehr jung, als sie das erste Mal zum Tische des Herrn gingen; aber ihre große Jugend hinderte sie nicht, die heilsamen Früchte der ersten Communion zu erhalten. Ihre Mutter vernachlässigte Nichts, damit sie im Stande wären, an allen Haupt-Festtagen des Jahres zu communiciren, und noch öfter, als sie schon Fortschritte in der Frömmigkeit gemacht hatten. Sie bereitete sie selbst zu dieser großen Handlung vor, indem sie mit ihnen einige Tage vorher davon sprach, und ihnen in der Ausübung angemessener Acte behilflich war.

Die Kinder, so wohlgezogen sie auch sein mögen, können in einem Augenblicke die verderblichsten Eindrücke in sich aufnehmen. Madame Ucarie machte sorgfältig darüber, daß sich

nur solche Personen den ihrigen näherten, deren Tugend und Klugheit ihr wohl bekannt waren. Aus demselben Grundsatz wünschte sie, in den Lehrern, welche sie ihren Kindern gab, Wachsamkeit und Standhaftigkeit verbunden mit Frömmigkeit und Wissenschaft anzutreffen. Da man erstaunt schien, daß sie Herrn Blanzj, mit dem sie in keiner Beziehung stand, dem Herrn Galvy, den sie sehr schätzte, vorgezogen hatte, sagte sie: Herr Galvy ist sanft und nachsichtig, Herr Blanzj ist streng und läßt den Schülern nichts hingehen; dies wünsche ich für meine Kinder.

Uebrigens hätte man Unrecht, zu glauben, daß sie sich hart gegen ihre Kinder benahm. Sie behandelte uns sehr sanft, sagte ihre älteste Tochter; aber sie verband mit dieser Sanftmuth einen so Achtung gebietenden Ernst, daß es uns fast unmöglich war, uns nicht dem zu fügen, was sie von uns wünschte.

Mit weiser Strenge gegen ihre Kinder, wenn sie einen Fehler begingen, war sie ihnen ungemein gut, so oft sie zufrieden mit ihnen war. Ihr Herz schien sich zu erweitern, so lebhaft war alsdann die Freude, welche sie empfand! Sie versprach ihnen Alles zu geben, was sie verlangen würden; und wenn ihre Bitten nur vernünftig waren, so hielt sie treu ihr Versprechen. In ihren Krankheiten verpflegte sie dieselben, brachte ganze Nächte bei ihnen zu und erwies ihnen alle Dienste, welche sie nöthig hatten. Die Liebe, womit diese gute Mutter ihnen diente, ermutigte sie, ihr Leiden mit Geduld zu tragen; sie thaten Alles, um ihr die Mühe zu ersparen, der sie sich unterzog, um ihre baldige Genesung zu fördern. Endlich lernten sie von ihr, sich zu überwinden, wenn sie Andern die nämlichen Dienste erweisen sollten.

Eine so sorgfältige Erziehung brachte die Früchte, welche man davon erwarten konnte. Ihr verdankten die drei Töchter der Madame Ucarie den Vortheil, in das Carmeliterkloster aufgenommen zu werden, wo sie die ersten Stellen behaupteten

und in Heiligkeit starben. Wenn, um uns des Ausdrucks des heil. Franz von Sales zu bedienen, ihre Söhne zögerten, und selbst in gewissen Augenblicken ihrer Mutter in Bezug auf ihr Seelenheil Unruhe verursachten, so beweisen doch die ehrenvollen Stellungen, welche sie in der Kirche und im Staate einnahmen, und die glücklichen Hoffnungen, welche derselbe Prälat von ihnen hegte, als er sie zu Paris ein Jahr nach dem Tode ihrer Mutter wieder sah, daß sie endlich den Nutzen der Erziehung genoßen, welche sie von ihr erhalten hatten.

Wenn dieser Artikel sich auf jeden andern Gegenstand bezöge, so würden wir fürchten, ihn zu weit ausgedehnt zu haben; da aber Alles, was auf die Erziehung Bezug hat, von äußerster Wichtigkeit ist, so hoffen wir, daß die christlichen Mütter mit Vergnügen und mit Interesse alles Einzelne, was wir hierüber sagen, lesen werden, weil sie dadurch erbaut werden und daraus die Mittel kennen lernen, welche sie anwenden müssen, um ihre Kinder christlich zu erziehen.

Unterricht und eine ernste, sanfte und geduldige Zucht gehören auch noch unter die Pflichten der Eltern und aller Vorgesetzten im Allgemeinen. Nichts gibt einen erhabenern Begriff von der Frömmigkeit, der christlichen Liebe und dem Eifer des heil. Ludwig, als das Betragen, welches er auf dem Schiffe beobachtete, das ihn nach seinem ersten Zuge in's heilige Land nach Frankreich zurückbrachte. Alle Tage verrichtete man auf demselben die heil. Messgebete; die Geistlichen, mit ihren priesterlichen Gewändern bekleidet, verrichteten daselbst die Gebete und Ceremonien der heil. Messe, mit Ausnahme der Consecration; der Monarch wohnte jeder Handlung bei. Nach diesen frommen Uebungen besuchte er die Kranken, verschaffte ihnen alle Erleichterungen, welche von ihm abhingen, und trug eine noch größere Sorge für ihr Seelenheil, als für ihre Genejung. Drei Mal in der Woche fand eine Predigt Statt, ohne von den besondern Anordnungen zu sprechen, so wie von dem Unter-

richte, welchen er den Matrosen in der Religion ertheilen ließ, wenn die Zeit es gestattete. Bisweilen fragte er sie selbst über die Glaubensartikel, wobei er ihnen fortwährend wiederholte, daß sie, weil sie stets zwischen Leben und Tod, zwischen dem Paradies und der Hölle schwebten, nicht sorgfältig genug ihre Zuflucht zu dem Bußsakramente nehmen könnten, um den Zorn des Himmels zu beschwichtigen. Wenn das Schiff euer bedarf, sagte er zu ihnen, so werde ich euren Platz mit Freuden einnehmen, und selbst Hand anlegen, während ihr euch mit Gott versöhnet. Die Wirkung dieser Sorgfalt und dieses Beispiels des frommen Monarchen war so groß, daß man in kurzer Zeit eine bemerkungswerthe Veränderung unter den Matrosen vorgehen sah. Die Schaam, manchmal nicht das zu thun, was ein großer König täglich that, gab ihnen Muth, ernstlich Christen sein zu wollen, und flößte ihnen Gesinnungen ein, welche weit über ihren Stand erhaben waren.

Um sich über die Fehler einer vernachlässigten Erziehung zu rechtfertigen, bemäntelt ein Vorgesetzter die Launen des Kindes; er hat Unrecht: die Laune der Kinder ist niemals das Werk der Natur, sondern einer schlechten Zucht. Euer Zögling wird nur die Launen haben, welche ihr ihm einflößet: es ist gerecht, daß ihr die Strafe eurer Fehler traget. Aber, werdet ihr sagen, wie kann dem vorgebeugt werden? Auch dies ist noch möglich mit einer bessern Behandlung und mit viel Geduld.

Während einiger Wochen hatte ich die Leitung eines Kindes übernommen, welches nicht nur gewohnt war, seinem Eigenswillen zu folgen, sondern auch denselben von Jedermann befolgt zu wissen; es war folglich ein ganz launenhaftes Kind. Schon am ersten Tage, um meine Dienstgefälligkeit auf die Probe zu stellen, wollte es um Mitternacht aufstehen; während meines tiefsten Schlafes springt es aus dem Bette, zieht seinen Schlafrock an und ruft mich. Ich stehe auf, zünde mein Licht an; dies wollte es. Nach Verlauf einer Viertelstunde über-

mannt es der Schlaf, und es legt sich wieder zu Bette, zufrieden mit diesem Versuche. Zwei Tage später wiederholt es denselben mit dem nämlichen Erfolge; ich gab nicht das geringste Zeichen von Ungeduld. Als es mich umarmte und sich wieder niederlegte, sagte ich sehr ernst zu ihm: Mein liebes Kind, das geht sehr gut, aber thue es nicht mehr. Dieses Wort machte seine Neugierde rege; und schon am andern Tage, indem es sehen wollte, ob ich ihm nicht gehorchen würde, unterließ es nicht, in derselben Stunde wieder aufzustehen und mich zu rufen. Ich fragte es, was es wolle. Es sagte mir, es könne nicht schlafen. Um so schlimmer, versetzte ich, und verhielt mich ruhig. Es bat mich, das Licht anzuzünden. Was willst du denn machen? fragte ich und verhielt mich ruhig. Dieser laconische Ton fing nun an, es in Verlegenheit zu setzen; es tappte im Dunkeln herum, um den Feuerstein zu suchen, und es schlug scheinbar Feuer; ich mußte unwillkürlich lachen, als ich hörte, wie es sich an seinen eigenen Fingern schlug. Endlich, wohl überzeugt, daß es nicht damit zu Stande kommen werde, brachte es den Feuerstahl zu meinem Bette. Ich sagte ihm, daß ich dessen jetzt nicht bedürfe, und legte mich auf die andere Seite. Jetzt raunte es unbesonnen durch das Zimmer, schrie, sang, machte großen Lärm, gab sich am Tische und an den Stühlen Stöße und schrie noch lauter in der Hoffnung, mir Unruhe zu verursachen: allein Alles dies half nichts.

Indeß, entschlossen, meine Geduld durch hartnäckigen Widerstand zu überwinden, fuhr es in seinem Getöse mit solchem Erfolge fort, daß ich zuletzt in Hitze gerieth, und ahnend, daß ich Alles durch ein unzeitiges Aufbrausen verderben würde, faßte ich meinen Entschluß auf eine andere Weise: ich stand auf, ohne etwas zu sagen, suchte den Feuerstein, den ich nicht fand; ich bat es um denselben; es gab ihn mir voll Freude darüber, daß es über mich gestiegt hatte; ich schlug Feuer, zündete das Licht an, nahm es bei der Hand, führte es ruhig in

ein anstoßendes Cabinet, dessen Laden gut verschlossen war und wo es Nichts zu zerbrechen gab; ich ließ es hier ohne Licht, hernach sperrte ich hinter ihm die Thüre ab und kehrte wieder in mein Bett zurück, ohne ihm ein Wort gesagt zu haben. Man darf nicht fragen, ob es jetzt keinen Lärm mehr machte; darauf hatte ich mich gefaßt gemacht und ließ mich dadurch nicht bewegen. Endlich hörte das Geräusch auf; ich horchte, hörte, daß es sich in seine Lage schickte, und wurde ruhig. Am andern Tage trat ich früh in das Cabinet; ich fand meinen kleinen Meuterer auf einem Ruhebette, in tiefen Schlaf versunken, liegen, dessen er nach so großer Ermüdung sehr bedurfte.

Die Sache blieb nicht dabei stehen: die Mutter erfuhr, das Kind habe zwei Drittheile der Nacht außer seinem Bette zugebracht. Dies war eine gute Gelegenheit, sich zu rächen; es stellte sich krank, ohne vorauszusehen, daß es nichts damit gewinnen würde. Der Arzt ward gerufen; unglücklicher Weise für die Mutter war der Arzt ein Spaßmacher, welcher, um sich über ihren Schrecken lustig zu machen, ihn noch vermehrte; indeß sagte er mir in's Ohr: Lassen Sie mich nur machen; ich verspreche Ihnen, daß das Kind auf einige Zeit von der Einbildung, krank zu sein, geheilt werden wird. In der That wurden Diät und ein eigenes Zimmer vorgeschrieben; und das Kind wurde der Apothekerkunst übergeben. Mit Betrübniß sah ich, wie diese arme Mutter sich von Allem, was sie umgab, täuschen ließ, außer von mir, den sie nunmehr haßte, ebendeshalb, weil ich sie nicht täuschte.

Nach ziemlich harten Vorwürfen sagte sie mir, ihr Sohn sei schwächlich, der einzige Erbe seiner Familie, man müsse ihn um jeden Preis erhalten, und sie wolle nicht, daß man ihm entgegen sei. Hierin war ich wohl mit ihr einig; aber sie verstand unter diesem Entgegensein dies, wenn man ihm nicht in Allem gehorchte. Gnädige Frau, sagte ich zu ihr ziemlich kalt, man braucht mich anderswo auf einige Zeit. Der Vater beruhigte

Alles. Die Mutter schrieb dem Lehrer, seine Rückkehr zu beschleunigen; und als das Kind sah, daß es Nichts damit gewann, meinen Schlaf zu beunruhigen und sich krank zu stellen, entschloß es sich endlich, ruhig fortzuschlafen und sich sehr wohl zu befinden.

Aber es wollte sich eines Tages für die Ruhe rächen, welche es mir die Nacht über zu lassen gezwungen war. Ich fügte mich gern in Alles; aber wenn es sich darum handelte, es von seinem Eigensinne zu heilen, so fing ich es anders an.

Man mußte ihm zuerst sein Unrecht vor Augen führen, und das war nicht schwer. Da ich wußte, daß die Kinder stets nur an die Gegenwart denken, so suchte ich ihm durch eine Vorsichtsmaßregel zuvorzukommen; ich verschaffte ihm in der Wohnung ein Vergnügen, von dem ich wußte, daß es seiner Neigung vollkommen entsprach, und in dem Augenblicke, wo ich es am fröhlichsten sah, schlug ich ihm einen Spaziergang vor: es wies mich ab; ich bestand darauf: es hörte mich nicht; ich mußte mich fügen; vortrefflich merkte es sich dieses Zeichen der Nachgiebigkeit.

Am andern Tage kam die Reihe an mich. Es langweilte sich; ich hatte Vorseege hiefür getroffen; ich schien im Gegentheil ernst beschäftigt zu sein. Es braucht nicht so viel, um es zu einem Entschlusse zu bestimmen; es unterließ nicht, mich aus meiner Arbeit zu reißen, um es recht weit spazieren zu führen. Ich weigerte mich: es bestand darauf. Nein, sagte ich zu ihm; dadurch, daß ich deinen Willen that, hast du mich gelehrt, den meinigen zu thun; ich will nicht ausgehen. — Nun denn, erwiderte es lebhaft, so werde ich allein ausgehen. — Wie du willst, sagte ich, und setzte meine Arbeit fort.

Es fleidete sich an, ein wenig unruhig darüber, daß ich es machen ließ und ihm nicht nachahmte; bereit, fortzugehen, kam es zu mir und grüßte mich; ich erwiderte seinen Gruß; es suchte mich nun durch die Erzählung des Spazierganges,

den es vorhatte, zu beunruhigen; man hätte meinen sollen, es ginge bis an's Ende der Welt. Sein Unwille vermehrte sich; indeß faßte es sich, und bereit, fortzugehen, sagte es einem Bedienten, er solle es begleiten. Der Bediente, schon in Kenntniß gesetzt, antwortete, er habe keine Zeit, und von meinen Befehlen in Anspruch genommen, müsse er eher mir als ihm gehorchen. Das konnte nun das Kind nicht verstehen. Wie, man ließ es allein gehen, es, das sich für ein allen andern wichtiges Wesen hielt, und welches dachte, dem Himmel und der Erde liege an seiner Erhaltung? Indeß fing es an, seine Schwäche zu fühlen; es sah ein, daß es sich inmitten unbekannter Leute befinden werde; es sah im Voraus die Gefahren, die ihm zustoßen könnten: die Hartnäckigkeit allein unterstützte es noch; es stieg langsam und bestürzt die Treppe hinunter; es betrat endlich die Strasse und tröstete sich ein wenig über das Uebel, welches ihm begegnen könnte, durch die Hoffnung, man werde nicht dafür verantwortlich machen.

Darauf wartete ich; Alles war schon vorbereitet; und da es sich um eine Art von öffentlichem Schauspieler handelte, so hatte ich mir die Einwilligung des Vaters verschafft. Kaum hatte das Kind einige Schritte zurückgelegt, als es rechts und links verschiedene Reden über sich vernahm. Nachbar, o der schöne Herr! Wohin geht er denn so allein? Ich will ihn bitten, bei uns einzukehren. — Nachbarin, hüten Sie sich wohl davor; sehen Sie denn nicht, daß es ein kleiner Taugenichts ist, den man aus dem Hause seines Vaters gejagt hat, weil er nichts wissen wollte! So darf man nicht die Taugenichtse zurückhalten; lassen Sie ihn gehen, wohin er will. — Nun denn! Gott führe ihn, mir aber würde es Leid thun, wenn ihm ein Unglück geschähe. Einige Schritte weiter begegnete er einigen Gassenjungen, die ungefähr von seinem Alter waren, und welche ihn neckten: je weiter er ging, in desto größerer Verlegenheit befand er sich. Allein und ohne Schutz,

sah er sich von Allen verspottet, und er war sehr überrascht, daß sein Achselband und seine Goldverzierung ihm nicht mehr Achtung verschafften.

Indeß führte ihn mir einer meiner Freunde, den er nicht kannte und dem ich den Auftrag gegeben hatte, über ihn zu wachen, wieder zurück; er war nunmehr geschmeidig, beschämt und wagte nicht, die Augen emporzuheben. Um das Unglück seiner Expedition zu vollenden, stieg sein Vater gerade in dem Augenblicke, wo er heimkehrte, herunter, um auszugehen, und begegnete ihm auf der Treppe. Er mußte sagen, woher er käme, und warum ich nicht bei ihm sei. Das arme Kind wäre gern hundert Fuß unter der Erde gewesen. Ohne ihm eine lange Strafpredigt zu halten, sagte ihm der Vater trocken, als ich es mir erwartet hätte: Wenn du allein fortgehen willst, so kannst du es thun; aber da ich keinen Banditen in meinem Hause mag, so komme ja alsdann nicht mehr zurück.

Ich empfing ihn ohne Vorwürfe und ohne Spott, aber mit ein wenig Ernst, und damit er nicht merkte, daß Alles, was vorgegangen war, nur Scherz gewesen sei, wollte ich ihn an demselben Tage nicht spazieren führen. Am folgenden Tage sah ich mit Vergnügen, daß er mit triumphirender Miene an meiner Seite an denselben Leuten vorbeiging, welche ihn am vorhergehenden Tage verspottet hatten, weil sie ihm allein begegnet waren. Man begreift wohl, daß er nicht mehr drohte, ohne mich auszugehen.

Durch dieses und ähnliche Mittel gelang es mir während der kurzen Zeit, als ich bei ihm war, ihn zu Allem zu bewegen, was ich wollte, ohne ihm etwas vorzuschreiben, ohne ihm etwas zu verbieten, ohne Tadel, ohne Ermahnung, ohne ihn mit unnützen Lehren zu langweilen: auch war er, so lange ich sprach, zufrieden; aber mein Stillschweigen erhielt ihn in Furcht; er sah ein, daß etwas nicht recht war, und immer kam ihm die Lehre von der Sache selbst.

Neunter Abschnitt.

Pflichten des reifen Alters.

Die große Pflicht des reifen Alters besteht darin, von der Welt und ihren Gütern in der Art Gebrauch zu machen, wie wenn man sie nicht gebrauchte; dieser wohl durchdachte Grundsatz wird euch rechtschaffen, wohlthätig und mit Einem Worte christlich machen. Ahmet ja nicht jene unsinnigen Reisenden nach, welche mitten auf ihrem Wege ihr Vaterland vergessen, alle ihre Zuneigung auf vergängliche Güter heften, ganz sinnlich werden und in die Falle des Geizes und der Begierlichkeit gerathen. Um ein solches Unglück zu vermeiden, so erwäget nachfolgende Beispiele.

Der heil. Alexander, Sohn des Königs von Schottland, war erst vier Jahre alt, als der heil. Geist ihm seine Segnungen schon zu Theil werden ließ. Die heil. Mathilde, seine Schwester, eine Prinzessin von seltener Frömmigkeit, nahm sich seiner Erziehung sehr sorgfältig an, um ihn in der heiligen Gefinnung zu erhalten, welche er vom Himmel empfangen hatte. Da sie sich besonders angezogen fühlte, das verborgene Leben Jesu Christi nachzuahmen, welches sie jeder weltlichen Größe vorzog, so war sie bemüht, ihre Gefühle ihrem Bruder einzufößen; aber wie gerührt er auch durch ihre Belehrungen war, so wurden sie doch bald durch die Hoffnung und die Aussicht auf die Krone ausgelöscht, auf welche er durch seine Geburt Anspruch hatte. Deshalb fühlte sich diese Prinzessin, von einem heißen Wunsche erglüht, das verborgene Leben des Erlösers nachzuahmen, einst heftiger gedrängt, den Hof zu verlassen, und entschloß sich, mit erneuerter Anstrengung auf den Geist ihres Bruders einzuwirken. In dieser Absicht begab sie sich zu ihm und sprach also zu ihm: Du kennst, mein lieber Bruder, den Eifer, welchen ich für dein Glück und dein Seelenheil habe.

Was thun wir am Hofe, und welches Leben führen wir hier? Welche Aehnlichkeit hat dasselbe mit dem Leben Jesu Christi? Wie stimmt es mit den Grundsätzen seines Evangeliums überein? Wo ist jene Demuth, welche wir von ihm lernen sollen? Wo ist jene Armuth, die er uns durch seine Worte und sein Beispiel empfiehlt? Wo ist das Kreuz, welches wir mit ihm tragen sollen? Und was müssen wir von einem solchen Leben für die Ewigkeit erwarten? Glaube mir, verlassen wir diese Welt, welche uns nur verführen und verderben kann.

Alexander, durch die Rede seiner Schwester heftig bewegt, fügte sich ohne Mühe ihren heilsamen Rathschlägen. Ja, ich sehe wohl, sagte er zu ihr, daß ich in großer Gefahr bin und daß ich Alles für mein Seelenheil zu fürchten habe. Die Welt, welche sich mir mit all ihren Annehmlichkeiten darbietet, die falschen Grundsätze, die in derselben herrschend sind, die bösen Beispiele, welche man daselbst findet, sind ebenso viele Feinde, welche mein Verderben beabsichtigen. Es ist schwer, immer zu kämpfen und immer zu siegen. Ich vernehme im Grunde meiner Seele eine Stimme, welche mich nicht weniger als deine Stimme überredet. Ich überlasse mich deiner Führung, fest entschlossen, dir allenthalben zu folgen.

Welch' bessern Entschluß können wir fassen, versetzte die Prinzessin, als dem Rathe zu folgen, den uns der Erlöser gibt, Allem zu entsagen, was man besitzt, und ihm allein nur anzuhängen? Ich fühle die ganze Schwierigkeit, auf welche wir in der Ausführung unseres Vorsatzes stoßen werden; aber die Hoffnung auf die Belohnung, welche uns versprochen ist, muß uns über alle Hindernisse siegreich hinwegführen. — Nun denn, antwortete der Prinz, seine Schwester unterbrechend, so laßt uns dahin gehen, wohin uns Gott ruft. Ich will in der Verborgenheit leben und in derselben Jesus Christus auffuchen; der niedrigste und verworfenste Stand scheint mir würdig zu sein, allem Glanze der Krone vorgezogen zu werden.

Als sie sich hierauf über das Mittel, ihren edlen Entschluß auszuführen, verabredet hatten, verließen sie heimlich den Palaß, als Bauern verkleidet, und nachdem sie über das Meer gesetzt hatten, begaben sie sich nach Fogni in die dortige Abtei, in der Nähe von Bervins, wo Alexander unter die Laienbrüder aufgenommen zu werden bat. Seine Bitte wurde ihm gewährt; er brachte daselbst sein übriges Leben in den niedrigsten Arbeiten des Klosters zu und starb hier in hohem Alter und reich an Verdiensten. Nach seinem Tode erschien er einem frommen Mönche, zwei Kronen tragend: die eine in seiner Hand als Belohnung für diejenige, auf die er in dieser Welt verzichtet hatte; die andere auf dem Haupte als das Zeichen der Herrlichkeit, welche ihm bestimmt war.

Mathilde hatte sich in tiefe Einsamkeit zurückgezogen und verweilte darin bis zu ihrem Tode, von der Arbeit ihrer Hände lebend und beständig das verborgene Leben Jesu Christi nachahmend, welches sie sich stets zum Muster genommen hatte.

Da man das Glück nur nach dem Scheine beurtheilt, so betrachtet man als wahrhaft glücklich nur diejenigen, welche alle Freuden genießen, die ihnen die Vergnügungen, Reichthümer und Ehrenstellen verschaffen können; aber um sich von diesem Irrthume zu heilen, darf man sich nur an das Beispiel Madame de Maintenons erinnern.

Geboren in einem Gefängnisse, in welchem ihre Eltern eingeschlossen waren, verließ sie daselbe drei Jahre alt, um nach Amerika geführt zu werden. Hier ließ sie ein Diener an dem Ufer zurück, und wenig fehlte, so wäre sie von einer Schlange aufgefressen worden. Aber sie entran glücklich dieser Gefahr und wurde zwölf Jahre alt nach Frankreich zurückgebracht; und da sie nun weder Vater noch Mutter mehr hatte, so mußte sie bei einer ihrer Verwandten bleiben, welche sie mit der größten Härte erzog. Um sich der schlechten Behandlung, welche sie von derselben erhielt, zu entziehen, willigte sie

ein, einen Dichter, mit Namen Scarron, zu heirathen, welcher nur wenig Vermögen besaß und an allen Gliedern lahm war, dessen Haus aber der Sammelplatz aller Gelehrten war, welche er durch seine Heiterkeit belustigte. Madame Scarron erwarb sich bald in demselben durch die Anmuth ihrer Unterhaltung, durch ihre Bescheidenheit, durch ihre Tugend allgemeine Achtung. Als der Tod ihres Gemahls sie in's Elend versetzte, hatte Jedermann Theilnahme mit ihr; man sprach von ihr sogar mit Ludwig XIV, und man lobte ihm so sehr ihr Verdienst, daß dieser Fürst wünschte, man solle sie ihm vorstellen. Als er sie sah und sprechen hörte, fand er, daß man sie nicht zu sehr gelobt hatte: er betrachtete sie jedoch Anfangs nur für einen Schöngeist; aber nach und nach mußte sie in dem Grade sein Vertrauen zu gewinnen, daß er nicht mehr ohne sie leben konnte, und sich zuletzt durch die unauflösblichen Bande einer geheimen Ehe mit ihr vereinigte, welche jedoch unter Beobachtung aller kirchlichen Formalitäten vollzogen ward.

Es war dies gewiß das größte Glück, welches ihr zu Theil werden konnte, und es scheint, daß sie in der hohen Stellung, welche sie einnahm, ohne Zweifel glücklich sein mußte. Auch war sie Anfangs von den Annehmlichkeiten, welche sie in ihrem neuen Stande genoß, gleichsam berauscht. Aber dieser Zauber dauerte, wie sie selbst sagte, nur drei Wochen. Bald fühlte sie die Leere des sie umgebenden Gepränges; und sie sagte in einem Briefe, den sie einst an den Grafen d'Uubigné, ihren Bruder, schrieb, ausdrücklich: „Ich kann es nicht mehr aushalten und ich möchte todt sein.“ Dadurch, daß sie sich zu einer hohen Frömmigkeit erhob, gelangte sie zu dem Glücke, welches alle Größe der Erde ihr nicht hatte geben können; dieses Zeugniß legte sie selbst ab, als sie ihre Gestinnungen einem jungen Mädchen mittheilte, welches sie ermahnte, sich Gott ganz hinzugeben.

Ich bin jung und schön gewesen, sagte sie zu dieser, ich

habe Freuden genossen; ich bin überall geliebt worden. In einem vorgerücktern Alter habe ich viele Jahre in geistigem Verkehr zugebracht; ich bin zu hoher Gunst gelangt; und ich versichere Ihnen, meine Theure, daß alle Stände eine schreckliche Leere, Unruhe, Ermüdung, eine Begierde, etwas Anderes kennen zu lernen, zurücklassen, weil in allem diesem nichts vollständig befriedigt. Man ist nur dann ruhig, wenn man sich Gott hingegeben hat. Dann fühlt man, daß es nichts mehr zu suchen gibt, daß man zu dem alleinigen Gute auf Erden gelangt ist. Man hat Kummer; aber man hat auch einen wahren Trost und Frieden im Herzen inmitten der größten Leiden.

Zehnter Abschnitt.

Pflichten des Reichen.

Die Reichen sind die Haushalter des gemeinsamen Vaters aller Menschen, welcher im Himmel ist; wenn ihr also Reichthümer besizet, so seht euch für verpflichtet an, sie unter die Armen zu vertheilen.

Ein Bürger von Tarascon, welcher in einem Gasthause mit einem Reisenden zu Mittag speiste, der ein vornehmes Aeußere hatte, aber in die tiefste Traurigkeit versunken schien, konnte dem innigen Mitleidsgeföhle nicht widerstehen, von dem er bei dessen Anblick ergriffen wurde; und wiewohl er ihn gar nicht kannte, nahm er sich die Freiheit, ihn um die Ursache seines düstern Kummers zu fragen, von dem er verzehrt zu werden schien, indem er ihm betheuerte, er würde sich glücklich schätzen, wenn er denselben verschweuchen oder wenigstens lindern könnte. Der theilnahmvolle Ton, womit er diese Frage stellte, erregte das Vertrauen des Fremden, und um sie zu beantworten, begann er die Schilderung seines Unglücks.

Nicht ohne Grund, sagte er, scheine ich Ihnen so traurig.

Geboren im Schooße des Glückes und im Besitze eines der schönsten Landgüter von Languedoc, bin ich plötzlich der unglücklichste Mensch geworden; man hat mich auf eine ungerechte Weise dieses Landgutes beraubt, in welchem mein ganzes Vermögen bestand. Ich habe es dem Räuber entreißen wollen, ich habe gegen ihn beim Parlamente von Aix einen Proceß erhoben, wo er seine Wohnung hat; ich habe, um denselben zur Entscheidung zu bringen, alle Hilfsquellen erschöpft, über welche ich gebieten konnte, aber ich habe nicht die Entscheidung erlangen können, welche ich wünschte; und aus Mangel an Mitteln sehe ich mich veranlaßt, von der Verfolgung meines Processes abzustehen, von dem alle Rechtsgelehrten behaupten, daß ich ihn gewinnen müsse, und so gebe ich meinen Mitbürgern das demüthige Beispiel meines Unglücks. Sollte ich nach all dem nicht eine Beute des Kammers und der Verzweiflung sein?

Von dieser einfachen und wahren Erzählung gerührt, hätte der Bürger gerne selbst dem Unglücklichen helfen wollen; aber weil seine Mittel ihm nicht erlaubten, den Bewegungen seines Herzens zu folgen, so finnt er auf einen Vorwand, um vom Tische aufzustehen, eilt zu Herrn Postdirector Branche, dessen unerschöpfliche Mildthätigkeit er kannte, und erzählt ihm mit traurigem Tone, was er gesehen und vernommen hatte. Herr Branche, welcher mehr aus Religiosität, als aus Menschlichkeit noch nie einen Act der Wohlthätigkeit unterlassen hatte, bat den Bürger, in das Gasthaus zurückzukehren und den Fremden zu bitten, ihn wegen einer wichtigen Angelegenheit zu besuchen, die er ihm mittheilen wolle.

Die Wünsche des Herrn Branche wurden bald erfüllt; der Reisende kam, und sobald er erschien, bat ihn Herr Branche, in sein Cabinet zu treten, und sagte zu ihm: Mein Herr, ich habe ihr Unglück vernommen, und habe erfahren, daß irgend eine Summe Geldes Ihnen nöthig sei, um einen Proceß zur Entscheidung zu bringen, von dem Ihr ganzes Vermögen abhängt.

Ich bin nicht wohlhabend, aber ich erzeige gern einen Dienst, und bin geneigt, das für Sie zu thun, was Sie ohne Zweifel für mich thun würden, wenn ich mich in Ihrer Lage befände, und wenn Sie in der meinigen wären. Reden Sie also zuvertrauensvoll zu mir: was brauchen Sie, um die gewünschte Entscheidung zu erlangen? — Ich denke, erwiderte der Fremde, daß fünfzig Louisdor genügen könnten. — Nun denn, versetzte Herr Branche, indem er ihm einen Geldbeutel anbot, hier sind hundert. Reisen Sie ab, kehren Sie nach Aix zurück, lassen Sie Ihren Proceß entscheiden, und wenn Sie ihn gewonnen haben, so kommen Sie recht bald, um die Freude, womit ich mich Ihnen verbindlich zeige, vollkommen zu machen. Der Reisende, überrascht und außer sich, wußte nicht, wie er seine Erkenntlichkeit ausdrücken sollte: er nahm sogar einigen Anstand, das Auerbieten anzunehmen, unter dem Vorwande, daß er als Unbekannter ihm kein Vertrauen einflößen könne. Aber besiegt von den inständigen Bitten seines Wohlthäters, nahm er zuletzt das hochherzige Auerbieten seines Wohlthäters an, begann wieder die Verfolgung seines Processes, brachte ihn zur Entscheidung, gewann ihn und kehrte eiligst nach Tarascon zurück, um diese angenehme Nachricht Herrn Branche zu hinterbringen, von dem er stets nur mit Rührung sprach, und welchen er sein ganzes Leben hindurch als seinen Retter betrachtete.

Niemand hat jemals den glorreichen Namen einer Mutter der Armen mehr verdient, als die Kaiserin Eleonore. Jedes Mal, wenn sie ihren Palast verließ, fand sie eine aufdringliche Menge Bettler, welche sie erwarteten; und kaum war sie aus ihrem Wagen gestiegen, so umringten sie dieselbe. Man sah sie ruhig in der Mitte dieser Menge, welche ohne alle Rücksicht sie mit ihrem Geschrei betäubte, in sie drang, sie stieß, sie bei den Kleidern zog und ihr das Almosen aus der Hand riß. Um sich dieser Aufdringlichkeit zu entziehen, ging sie manchmal ohne Gefolge, ohne ihre gewöhnlichen Almosen Gaben mit

sich zu nehmen. Aber sehr oft erriethen die Armen ihren Gang, wie wenn ihre Mildthätigkeit ihn verrathen und ihr nicht gestattet hätte, lange verborgen zu bleiben. Betrübt alsdann, sich allein und ohne Geld zu finden, fühlte sie ihr Inneres von dem Geschrei dieser Unglücklichen zerrissen und nahm vom nächst Besten, der an ihr vorbeiging, einiges Geld zu leihen, um es sogleich mit ihren eigenen Händen auszutheilen. Man wird nicht erstaunt sein, daß sich in einem so großen Zulauf von Armen oft Betrüger einfanden, welche ihre Güte mißbrauchten. Eines Tages begegnete sie unter andern fünf Soldaten, welche ziemlich armselig schienen; sie gab einem Jeden ein Goldstück. Einige Augenblicke später hatten sie die Keckheit, unter einer andern Verkleidung wiederzukommen; sie stellte sich Anfangs, als kenne sie dieselben nicht, und gab ihnen mit einander ein Goldstück in Folge einer übermäßigen Güte, womit sie solche Betrügereien zu Gunsten des wahren Elendes entschuldigte, das bisweilen von jenen bedeckt war. Hier, meine Kinder, sagte sie zu ihnen, nehmet auch dieses Stück noch; aber bedenket, daß ich viele Arme zu ernähren habe. Es gab Leute, welche, um sie zu betrügen, zwanzigerlei Personen an einem Tage vorstellten. Andere gaben vor, sie seien neu Befehrte oder durch den Krieg zu Grunde gerichtet worden; und was noch schlimmer war, es gab solche, welche ihr Almosen zu ihrem ausschweifenden Leben benutzten, und welche, nachdem sie es erpreßt hatten, dasselbe sogleich an die Orte der Trunkenheit und Ausschweifung trugen. Eleonore, von diesem wirklich beklagenswerthen Mißbrauche in Kenntniß gesetzt und bemerkend, daß der Tadel, den sie auf diese Weise sich zuzog, dahin abzielte, sie zu bewegen, ihre Mildthätigkeit zu vermindern, sagte seufzend: Ach! ich kann die wahren Armen von den andern nicht unterscheiden; soll ich sie denn alle strafen, und diese nur zum Nachtheil jener vermeiden? Gott sieht die Aufrichtigkeit meiner Absichten, er wird mich rechtfertigen. Und läßt dem

nicht er selbst seine Sonne über den Guten wie über den Bösen leuchten? So sollten diejenigen denken, welche immer fürchten, ihr Almosen schlecht anzuwenden: dasselbe ist immer gut, wenn man es in Absicht auf Gott gibt.

Ein Schüler, siebenzehn Jahre alt, welcher in der Anstalt d'Harcourt studirte, begegnete einem mit Lumpen bedeckten Armen und erkannte in ihm einen ehemaligen Bedienten seiner Eltern. Von dem innigsten Mitleid mit seinem Unglück ergriffen, welches er weder durch Trägheit noch durch Laster verschuldet hatte, lud er ihn zu einer geheimen Zusammenkunft auf den andern Tag in der Frühe in der Anstalt d'Harcourt ein und gab ihm als erste Unterstützung alles Geld, welches er damals besaß und das zu seinem Frühstück bestimmte Brod, mit der Aufforderung, am Nachmittage wieder zu kommen und sein Vesperbrod zu nehmen. Er ließ ihn in einem ordentlichen Hause wohnen und bezahlte acht Monate seinen Hauszins; während dieser Zeit ernährte er ihn mit dem Brode, welches man ihm zu seinem Frühstück und Vesperbrod gab, und mit dem Gelde, welches er von seinen Eltern für seine Vergnügungen und die Bedürfnisse seines Alters erhielt. Er kaufte ihm hernach ein Kleid, um ihn in den Stand zu setzen, sich um eine Anstellung zu bewerben, und verschaffte ihm einen Dienst in einem Hause, mit welchem seine Mutter in einiger Beziehung stand. Als die Mutter dieses wohlthätigen jungen Mannes eines Tages bei ihrer Freundin zu Mittag speiste, erkannte sie ihren alten Diener wieder und vernahm aus seinem Munde seine Lebensgeschichte, seitdem er aus ihrem Dienste getreten war; besonders erzählte er ihr ganz genau Alles, was ihr Sohn für ihn gethan hatte; und die Mutter, welche dies bisher nicht gewußt hatte, ward darüber so sehr erfreut, daß sie sich glücklich schätzte, einen so bescheidenen und mildthätigen Sohn zu haben, und die Summe verdoppelte, welche sie ihm

gewöhnlich zu seinem Taschengelde gab, und wovon er einen so edlen Gebrauch machte.

Eifrigst die Lehren der christlichen Liebe befolgend, welche er, so zu sagen, mit der Muttermilch einsaugte, zeigte der Sohn eines Kaufmanns von Marseille, welchen ich nennen könnte, würde ich nicht fürchten, seine Bescheidenheit zu verletzen, seit seiner frühesten Kindheit den lebhaftesten Eifer in der Unterstützung der Unglücklichen! Jedes Mal, als er auf der Strasse oder auf dem Spaziergange einem Armen begegnete, redete er ihn sogleich an und gab ihm Alles, was man ihm selbst zu seinem Taschengelde gegeben hatte. Als er fünf bis sechs Jahre alt krank geworden war, glaubten die Aerzte, daß er nur dann genesen würde, wenn er eine Arznei einnähme; allein das Schlimmste dabei war, daß man ihn nicht bewegen konnte, sie zu nehmen: als man sie ihm reichte, begann er zu weinen und kam ganz außer sich; auf alle Vorstellungen, welche man ihm machte, um ihn zu bewegen, seinen Widerwillen zu überwinden, antwortete er immer nur, daß er nicht wolle und daß er sie nicht nehmen werde. Vergebens fügte man den Ermahnungen Versprechungen bei; vergebens sagte man ihm, daß, wenn er die Arznei einnähme, man ihm alle Zuckersachen, Spielzeuge und Schmucksachen geben würde, welche er nur wünschen könne; Nichts konnte ihn vermögen, und je mehr man in ihn drang, je hartnäckiger schien er auf seiner Weigerung zu bestehen. Nun aber fiel es seiner Mutter, welche seine glückliche Neigung zur Wohlthätigkeit kannte, bei, ihm zu sagen: Ach! mein guter Freund, wenn du deinen Widerwillen mir und deinem Vater zu Liebe nicht überwinden willst, die wir dich schon so lange darum bitten, so bestige ihn doch wenigstens wegen der Armen, welche du so sehr liebst. Ich habe so eben einen gesehen, welcher beinahe nackt und vor Kälte ganz erstarrt ist; nun denn, wenn du die Arznei einnimmst, so verspreche ich dir, daß ich gleich heute ihn neu kleiden werde. — Ach! wenn das ist,

sagte das Kind, so werde ich sie einnehmen. Er begann auch wirklich sie zu nehmen; als er aber die Hälfte hinuntergeschluckt hatte, hielt er an und sagte: O Mutter, wie abscheulich ist dies einzunehmen! ich kann nicht Alles trinken. — Du willst also, versetzte die Mutter, daß ich den Armen nur halb kleide? Denn wenn ich dir versprochen habe, ihn ganz zu kleiden, so geschah es nur unter der Bedingung, daß du die ganze Arznei einnehmen würdest. Bei diesen Worten verlangte das Kind das Glas, welches den übrigen Theil enthielt; und ohne sich bitten zu lassen, trank es die Arznei bis zum letzten Tropfen aus. Die Mildthätigkeit dieses Kindes hat etwas so Außerordentliches und Heldenmüthiges, daß ich, hätten seine Eltern mir nicht die Wahrheit der Thatsache betheuert, sie hätte weder glauben können noch erzählen wollen. Möchte dieses schöne Beispiel, wenn nicht den Kindern in Allem zum Muster dienen, sie doch wenigstens belehren, mildthätig zu sein und den Armen alles Gute zu thun, dessen sie fähig sind!

Der Cardinal d'Amboise, Ministerpräsident Ludwig's XII., hatte ein prächtiges Schloß auf dem Lande bauen lassen. Da dieses stolze Gebäude von fremden Besitzungen auf allen Seiten umgeben und allzusehr eingeengt war, wollte ein Edelmann des Cardinals diesem seinem Herrn dadurch einen Gefallen erzeigen, daß er einen seiner Freunde bewog, ihm ein Landgut zu verkaufen, welches das Schloß am meisten einschloß. Dieser Herr ward zum Mittagsmahle eingeladen. Nach demselben führte ihn der Cardinal in ein Cabinet und fragte ihn, aus welchem Beweggrunde er sein Landgut verkaufen wolle. Gnädiger Herr, erwiderte der Edelmann, es geschieht aus dem Vergnügen, Euch ein Gut abzutreten, welches Euch so sehr anstcht. — Behaltet Euer Gut, versetzte der Cardinal; es ist das Erbtheil Eurer Väter, der erste Titel eines berühmten Namens, den sie Euch überliefert haben, und den Ihr Euern Nachkommen erhalten müßt. Ich ziehe übrigens einen Nachbar,

wie Ihr seid, allen Bequemlichkeiten meines Schlosses vor. — Gnädiger Herr, versetzte der Edelmann, ich habe eine große Anhänglichkeit an mein Landgut; und was Ihr mir so eben gesagt habt, macht es mir unendlich kostbarer. Aber ich habe eine Tochter; ein Edelmann aus der Nachbarschaft möchte sie heirathen: der Name, der Charakter, das Vermögen, Alles sagt mir zu; aber er verlangt eine Mitgift, die ich ihm durchaus nicht geben kann. Ich habe erwogen, daß ich durch den Verkauf meines Landgutes das Glück meiner Tochter begründen und den übrigen Theil der Summe für mich vortheilhaft anlegen könnte. Dieser Plan ist ganz vernünftig, antwortete der Cardinal; aber sollte es denn kein Mittel geben, Eure Tochter zu verheirathen, wie Ihr es wünschet, und doch Euer Landgut zu behalten? Könntet Ihr nicht zum Beispiel von einem Eurer Freunde die Summe, deren Ihr bedürft, ohne Zins zu leihen nehmen, dieselbe blos in sehr entfernten Fristen heimzahlen, alle Jahre etwas von Eurem Aufwande als Ersparniß zurücklegen, und Euch auf diese Weise aller Verpflichtung ledig finden, ohne daß Ihr es gewahret? — Ach! gnädiger Herr, rief der Edelmann aus, wo sind heut zu Tage die Freunde, welche Einem eine solche Summe ohne Zins leihen, welche blos in sehr entfernten Fristen heimgezahlt würde? — Habet eine bessere Meinung von Eucrn Freunden, versetzte der Cardinal, ihm die Hand reichend; zählet mich unter dieselben und empfanget die Summe, deren Ihr bedürftig seid, unter den Bedingungen, wie ich sie Euch angegeben habe. Der Edelmann, seinem Wohlthäter zu Füßen fallend, konnte nur mit Thränen auf ein edles Betragen antworten, und der Cardinal fühlte sich unendlich zufrieden, einen Freund statt eines Landgutes erworben zu haben.

Der folgende Zug christlicher Liebe ist wahrhaft heldenmüthig. Man sieht täglich Reiche, welche, aus Mitleid mit dem Elende der Unglücklichen, es sich zur Pflicht machen, den

Ueberfluß ihrer Güter zu ihrer Unterstützung anzuwenden. Hat man aber jemals schon einen Armen gesehen, welcher sich aus Edelmuth eines Theiles des Nothwendigen beraubt hätte, um den Bedürfnissen Anderer abzuhelpfen? Ja, dieses Wunder christlicher Liebe hat gegen das Ende des lezten Jahrhunderts Statt gefunden, und Joseph Benedikt Labre hat das Beispiel davon gegeben. Nachdem er Sept-Fonts verlassen hatte, wo seine Kränklichkeit ihm nicht erlaubte, die Strenge des Klosterlebens zu ertragen, in welches er treten wollte, schlug er seine Wohnung zu Rom auf. Ueberzeugt, daß ihn Gott besonders zur Armuth und zur Ausübung der christlichen Liebe berufen habe, machte er es sich daselbst nicht nur zur Pflicht, von den Gaben der Gläubigen zu leben, sondern auch dieselben mit seinen Nächsten zu theilen. Man sah ihn unter die andern Armen das Almosen, welches man ihm gab, und die Suppe, welche er zu seiner Nahrung erhielt, austheilen, indem er nur Spargelkohl, Limonencrinde, Lattich- und Krautblätter genoß, welche er auf der Straße fand. Sein Beichtvater wollte ihm einst Geld geben. Labre ging zu ihm hin und sagte zu ihm: Mein Vater, Sie thun besser, wenn Sie Andern das Geld geben, welches Sie für mich bestimmt haben. Ein ander Mal, als er ihm ohne sein Wissen Leinwand gekauft hatte, um ihm zwei bis drei Hemden machen zu lassen, ging der tugendhafte Bürger abermals zu ihm, und sagte ihm: Mein Vater, seien Sie nicht böse, daß ich die Hemden, welche Sie mir geben wollen, nicht annehme, und daß ich Sie bitte, für die Person dieselben aufzubewahren, welche er ihm nannte. Nach solchen Zügen, welche durch die beständige Uebung aller christlichen Tugenden unterstützt wurden, darf man sich nicht wundern, wenn er sein Leben hindurch als ein Heiliger angesehen worden ist, und daß man sich nach seinem Tode bemüht hat, ihn in die Zahl der Heiligen einzuschreiben. Es gibt nur eine erhabene Heiligkeit, welche den Menschen einer so heldenmüthigen Selbstverläugnung und

Liebe fähig machen kann, wie diejenige, durch welche er sich, so lange er lebte, ausgezeichnet hat.

Silfter Abschnitt.

Pflichten des Armen.

Ergebung in sein Schicksal, Lossagung von irdischen Gütern und ein grenzenloses Vertrauen auf die Vorsehung sind die vorzüglichsten Tugenden des Armen. Wenn der Herr will, daß ihr arm sein sollt, so machet diese rührenden Tugenden euch zur Pflicht und denket an denjenigen, welcher gesagt hat: Selig sind die Armen.

Die heilige Genovesa erfreute sich der Abstammung von armen Eltern niedriger Herkunft; auch mußte sie ihr Leben durch Arbeiten fristen. Nicht zufrieden mit den Entbehrungen, welche die Folge der Armuth sind, verband sie noch damit eine solche Strenge, daß man kaum begreifen kann, wie sie dieselbe nur ertragen konnte. Sie aß nur zwei Mal in der Woche, am Sonntag und Donnerstag, und zu dem bestand alsdann ihre Nahrung nur in ein wenig Gerstenbrod und in Bohnen. Sie untersagte sich durchaus den Gebrauch des Weines und trank nur Wasser. Diese Lebensweise führte sie bis in ihr fünfzigstes Lebensjahr. Einige Bischöfe verlangten nun, daß sie ein wenig Milch und Fische Speise zu ihrer Nahrung hinzufügte. Diesem so strengen Leben verdankte sie die Leichtigkeit, sich mit Gott zu unterhalten, und das Gebet gewährte ihr in reichlichem Maasse den Trost, welchen die thörichtesten Freuden der Welt niemals geben. So haben alle Heiligen gelebt. Sie haben es für nothwendig erachtet, ihren Körper durch die Buße zu demüthigen, damit ihre Seele, freier von den irdischen Banden, sich mit Gott vereinigen konnte. Der große Vorzug der Armuth ist der, daß sie den Menschen gleichsam in die Nothwendigkeit versetzt, diese Beispiele der Heiligen nachzuahmen;

während im Schooße des Ueberflusses und des Reichthums eine sehr seltene Willenskraft nothwendig ist, um die christliche Abtödtung auszuüben. Die Buße, welche die Armuth auferlegt, ist, wenn sie mit willigem Herzen angenommen wird, übrigens besser, als die, welche wir bloß wählen würden, weil sie uns nicht der Gefahr der Eigenliebe aussetzt, und weil wir überzeugt sein dürfen, daß sie dem Willen Gottes angemessen ist.

Als einst ein armer Kranker des allgemeinen Spitals von Montpellier, welcher noch mehr unter der Last seiner Kränklichkeit, als unter der des Alters seufzte, aus einer in der dortigen Kirche über die Leiden gehaltenen Predigt hinausgegangen war, weinte er heiße Thränen und legte, wie es allen Anschein hatte, Zeichen des heftigsten Schmerzes an den Tag. Ein Domherr, welcher unter die Verwalter des Spitals gehörte, und der im Vorbeigehen die klägliche Lage bemerkt hatte, in welcher sich der gute Greis zu befinden schien, näherte sich ihm, um ihn zu trösten, und sagte zu demselben in der Meinung, daß er irgend eine schlechte Behandlung erfahren habe: Was fehlt Ihnen denn? was hat man Ihnen gethan? Haben Sie sich über Jemanden zu beklagen? Wenn das ist, so brauchen Sie es mir nur zu sagen, und als Verwalter werde ich Ihnen schon die Ihnen gebührende Gerechtigkeit widerfahren lassen. Der Greis antwortete nur unter Thränen und Schluchzen: man stellte neue Fragen an ihn; er fuhr zu weinen, zu seufzen fort, ohne ein einziges Wort aus ihm hervorbringen zu können. Als ihm aber der Domherr in ernstem Tone befahl, ihm die Ursache seiner Thränen mitzutheilen, so sagte der Greis zu ihm: Ach, Herr! Sie wollen nicht, daß ich weinen soll? Bisher hatte ich mich als den unglücklichsten Menschen auf der Erde angesehen, und fortwährend beklagte ich mich über das, was ich zu leiden hatte: aber der gute Vater, welchen ich so eben habe predigen hören, hat so deutlich gezeigt, die Leiden seien der Weg zum Himmel, sie machten uns unserm Herrn Jesu Christo ähnlich,

und wir würden, wenn wir, wie er, in der Zeit leiden, während der ganzen Ewigkeit glücklich sein, daß ich nicht umhin kann, vor Freuden zu weinen, bei dem Gedanken an all das Schöne, was er uns gesagt hat; und daß ich mich, weit entfernt, über mein Schicksal zu klagen, im Gegentheile bewogen fühle, mich desselben zu freuen. Den lebendigen Glauben dieses guten Alten bewundernd, fühlte der Domherr noch inniger die großen Hilfsquellen, welche die Unglücklichen in der Religion finden, um die Bitterkeit ihrer Leiden zu versüßen, und er glaubte, dem Prediger für die heilsame Wirkung, welche seine Predigt hervorgebracht hatte, seinen Beifall zollen zu müssen. Ach! Sie ermuthigen mich, sagte der apostolische Mann zu ihm. Aller Begierde ungeachtet, Gutes zu thun, glaubte ich nach dem Ausdrücke des heil. Paulus nur ein tönendes Erz zu sein, und keine andere Wirkung hervorzubringen, als ein eitles Geräusch. Da Sie mich aber versichern, daß ich durch meine Predigt einen Unglücklichen getröstet habe, so werde ich mir mein ganzes Leben lang zu meiner Predigt Glück wünschen.

Zwölfter Abschnitt.

Pflichten im Unglücke.

Nichts ist veränderlicher, als der Wechsel im Weltleben. Man sah Könige und Fürsten gezwungen, von Almosen zu leben, nachdem sie von ihrem Throne gestürzt waren. Die Güter dieser Welt gehen beständig von Einem auf den Andern über. Wenn es im Willen der Vorsehung liegt, daß ihr nach dem Besitze von Vermögen in Noth und Armuth fallet, ermüdet alsdann nicht auf euerm Wege zum Himmel. Auch die Armuth ist eine Straffe, welche nach dem Vaterlande führt.

Wenn wir wirklich christliche Gesinnungen haben, so betrachten wir die Widerwärtigkeiten nicht als ein Unglück, son-

dern nur als die Wirkungen der göttlichen Gerechtigkeit; es sind häufig Gnadengeschenke, welche uns Gott in seiner Erbarmung zukommen läßt: ja, je empfindlicher oft die Widerwärtigkeiten sind, desto kostbarer sind diese Gnadengeschenke. Jedermann hat sein Kreuz; doch muß man zugeben, daß es oft so schrecklich ist, daß es die Kräfte der menschlichen Natur zu übersteigen scheint: alsdann muß man zum Glauben seine Zuflucht nehmen, ohne welchen man unterliegen würde. Doch auch mit Hilfe des Glaubens, wenn man es in Demuth erträgt, welches Verdienst haben sie dann nicht in den Augen Gottes?

Ein großes Beispiel gab uns hierin der Kaiser Mauritius. In einer Schlacht wurde er von einem arabischen Kalifen besiegt, welcher viele Römer gefangen nahm. Mauritius weigerte sich, ein Lösegeld für sie zu bezahlen, obwohl der Kalife Anfangs nur ein Goldstück für den Kopf verlangt hatte, und später mit der Hälfte und endlich sogar mit dem Sechstel davon, d. h. mit 4 Obolen, sich zufriedengestellt hätte. Diese Weigerung versetzte den Barbaren so in Wuth, daß er die Gefangenen tödten ließ. Als bald bemächtigte sich des Kaisers eine große Reue wegen seiner Härte, und er schickte hierauf Geld, Kerzen und Weihrauch in die Klöster, damit man Gott bitten sollte, daß er ihn eher in diesem, als im zukünftigen Leben strafen möchte. Uebrigens hatte man ihm prophezeit, daß er eines Tages verrathen, entthront und von einem seiner Unterthanen getödtet werden würde. Phocas, einer der höchsten Staatsbeamten, war es, dessen sich Gott als Werkzeug seiner Rache bediente. Nachdem dieser Verräther sich gegen seinen Herrn verschworen und sich der Regierung bemächtigt hatte, trieb er die Ungerechtigkeit und Grausamkeit zum äußersten Grade; um seinen usurpirten Thron besser zu befestigen, ließ er den Kaiser, dessen Gemahlin und Kinder hinrichten. Als Mauritius seine Krone auf dem Haupte dieses Verräthers sah, erkannte er, daß er sein Leben einbüßen würde, und dachte nur an seine Vorbereitung zum Tode und

daran, wie er Gott sein Leben als Opfer für die gerechte Strafe seiner Sünden darbringen könne. Von solchen Gefühlen durchdrungen, warf er sich in den Staub, den er mit einem Thränenstrome benetzte, und rief unter Schluchzen die Worte des königlichen Propheten und Büßers aus: O Herr, du bist gerecht, und was du immer verhängst, ist deiner Gerechtigkeit angemessen. Bald darauf mußte er zusehen, wie man sein Weib und seine 8 Kinder vor seinen Augen tödtete; und als die Amme des jüngsten dieser Kinder ihren eigenen Sohn anstatt desselben dem Henker darbot, um wenigstens Ein Kind aus der königlichen Familie zu retten, bemerkte es Mauritius, welcher hierauf sagte: Nein, ein Unschuldiger soll nicht für den Sohn eines Schuldigen sterben; es sind meine Kinder, welche in ihrem Vater schuldig sind, Gott will, daß sie mit ihm geopfert werden. Als sie nun alle getödtet waren, legte er selbst sein Haupt hin und empfing den tödtlichen Schlag, nachdem er noch zuvor die nämlichen Worte des Propheten ausgerufen hatte: O Herr, du bist gerecht, und deine Gerichte sind deiner Gerechtigkeit angemessen. Also endigte er seinen Lebenslauf, glücklich darin, sein Unglück und die Vertilgung seiner ganzen Familie mit Ergebung ertragen zu haben.

Laßt uns das Beispiel einer so vollkommenen und heroischen Unterwerfung bewundern, und vergessen wir unsere Klagen und unser Murren im Unglücke, welches Gott über uns verhängt. Weit entfernt, uns darüber zu beklagen, wollen wir sie als eine Gnade betrachten, welche Gott uns zur Sühne unserer Sünden auf dieser Welt gewährt, und um uns vor den ewigen Strafen in jener Welt zu bewahren.

Ein junger Türke von Damascus, welcher auf dem Meere von den Malthesern gefangen wurde, kam zu einem spanischen Herrn in Dienst, welcher ihn lieb gewann, im Glauben unterrichten ließ, und ihn durch seine gute Behandlung veranlaßte,

ein Christ zu werden. Acht Jahre später zog er mit ihm in den flandrischen Krieg, und da der junge Türke alle Eigenschaften verrieth, welche das Kriegshandwerk erfordert, verschaffte ihm sein Herr, der unterdessen sein Freund und Gönner geworden, eine Hauptmannsstelle. Nach beendigtem Feldzuge bezog der neue ungefähr 25 Jahre alte Hauptmann sein Winterquartier zu Brüssel. Der ihm vorausgehende Ruf seines guten Betragens, sein Geist und seine Artigkeit öffneten ihm die besten Häuser. Besonders innig verband er sich mit einer katholischen Dame aus Amsterdam, welche mit ihrer Tochter einige Zeit in Brüssel zubringen wollte. Als er ihre Achtung gewonnen zu haben glaubte, beehrte er die Tochter zur Ehe und erhielt sie auch. Zehn Jahre lebten beide Gatten miteinander, bis sie einen Sohn bekamen.

Da nun gab dieser treulose Ehegatte, welcher sich immer für einen Spanier ausgab, im größten Vertrauen seiner Gattin, welche sehr fromm war, ein heftiges Verlangen zu einer Wallfahrt in das gelobte Land kund, und versprach ihr dabei, sie alsdann nach Spanien auf Besuch zu seiner Familie zu führen und ihr seine Güter zu zeigen, welche er dortselbst zu besitzen vorgab. Sie verabredeten so geschickt mit einem holländischen Schiffsherrn, welcher nach Italien segelte, ihre Einschiffung, daß selbst die Mutter der getäuschten Gattin sie erst erfuhr, nachdem sie abgereist waren. An der afrikanischen Küste stieß das Schiff, welches Vater, Mutter und Kind trug, auf Seeräuber. Der angebliche Spanier beehrte unter dem Vorwande, seine Frau vor Beleidigungen zu schützen, eine Unterredung mit dem Befehlshaber derselben, wurde auf dessen Schiff gebracht, erzählte ihm seine Abentheuer, und überzeugte ihn, daß seine ganze Absicht dahin gehe, in sein eigentliches Vaterland zurückzukehren, um dort ungestört die Religion seiner Väter auszuüben. Nachdem er zu seiner Gattin zurückgekommen und ihr bedeutet hatte, daß sie eher nach Jerusalem gelangen, wenn

sie mit dem Schiffe wechseln und nicht zuvor mit dem Holländer nach Italien segeln würden, bestimmte er sie, ihm zu folgen, ungeachtet ihres Widerwillens und der geheimen Ahnung ihres Unglückes. Sie kam bis nach Algier, ohne eigentlich zu wissen, was vorgehen würde; allein in dieser Stadt, und je mehr sie sich dem Ziele der Reise näherte, in Alexandrien, in Aleppo, ward es ihr deutlicher. Trotz aller Rücksicht und allen Vorsichtsmaaßregeln ihres Gatten entdeckte sie, daß er nur mit Mohamedanern umgehe, daß er mit ihnen betete und heimlich die Moscheen besuche. Endlich ward ihr klar, daß sie die Gattin eines Türken sei, unglücklich für immer, fern von ihrem Vaterlande, und gezwungen, den Rest ihrer Tage unter Barbaren zuzubringen, deren Sitten und Gebräuche, hauptsächlich aber deren Religion ihr Abscheu einflößten. Der falsche Spanier seinerseits gestand ihr seine Geburt, seine Religion, und die Gründe, warum er Europa verlassen und die Wallfahrt nach Jerusalem vorgegeben habe. Allein da er sie immer noch zärtlich liebte und achtete, behauptete er ihr, sie nie in der Ausübung der Gebräuche des Christenthums stören, sondern alles Ernstes sich bestreben zu wollen, sie glücklich zu machen, wozu er die hinlänglichen Mittel in seinem Geburtsorte besäße, da er dort große Güter antreten würde.

Die unglückliche Holländerin ergab sich, ohne ein Wort sprechen zu können, der göttlichen Vorsehung, und ließ sich von diesem unwürdigen Gatten weiter führen, der vergeblich seine Aufmerksamkeit verdoppelte, um ihr zu gefallen und ihren Kummer zu versüßen. Um ihr Unglück voll zu machen, hatte sich das Gerücht verbreitet, dieser vorgebliche Spanier führe viel Gold und Silber bei sich, worauf derselbe zu Aleppo ermordet wurde. Der, welcher niemals eine treue Seele verläßt, ließ auch die unglückliche Frau nicht ohne Hilfe. Maronitische Frauen vom Berge Libanon machten ihr den Vorschlag, bei ihnen in ihrem fast ganz katholischen Lande zu wohnen, wo sie

ihre Religion mit aller Freiheit ausüben könnte, und weder sie, noch ihr Kind an irgend etwas Mangel leiden würde. In ihrer unglücklichen Lage ergriff sie mit dankerfülltem Herzen die Hilfe, welche ihr der Himmel anbot, und zog mit ihren mitleidigen Gefährtinnen nach dem Flecken Angora, wo die guten Bewohner wetteiferten, die schrecklichen Abentheurer ihr aus dem Gedächtnisse zu bringen. Eine fromme wohlhabende Wittwe nahm sie zu sich und widmete ihr beständig die größte Sorgfalt. Die Europäerin ihrerseits erbaute Jedermann durch ihre engelgleiche Frömmigkeit und ihr musterhaftes Betragen. Von ihrem Unglücke redete sie mit einer Ergebung, welche die Augen Aller, die ihr zuhörten, mit Thränen füllte. Nachdem sie auf diese Weise einige Jahre hingebracht, machte die göttliche Vorsehung, welche unaufhörlich über ihr gewacht, ihrer traurigen Verbannung ein Ende. Sie fand eine passende Gelegenheit und Gesellschaft, um mit ihrem Sohne in den Schooß ihrer Familie zurückkehren zu können, und sowohl die Missionäre als auch die glaubenseifrigen Maroniten versahen sie mit allem Nöthigen zur Reise. Der rührende Abschied vermehrte nur noch das allgemeine Bedauern, welches man über ihre Abreise empfand, und Alle bewahrten auf immer das Andenken an das große Beispiel von Ergebung und Geduld, welches sie ihnen gegeben; und oft erzählten sie sich von ihrem Benehmen, als einem Beweise des Trostes und der Vortheile, welche die Religion uns selbst bei dem schrecklichsten Unglücke verschafft.

Abßichtlich verweile ich länger bei diesem Gegenstande, denn das Kapitel über das menschliche Unglück ist leider sehr lang und mannigfaltig. Häufig hat man gesagt, es sei das Unglück die Schule der Weisheit und der Tugend; und gibt es nichts Wahreres, als diese Behauptung. Erst dann, wenn man alle Vortheile eingebüßt hat, worüber man sich auf dieser Welt erfreute, erkennt man deren Nichtigkeit und Eitelkeit. Erst dann, wenn man die Hoffnung verloren, auf der Erde

noch glücklich sein zu können, wendet man alle seine Gedanken und Wünsche zu dem Sitze der ewigen Glückseligkeit. Vorzüglich dann, wenn man erkennt, daß man dem Tode nicht mehr entinnen könne, beschäftigt man sich einzig mit der Sorge, sich nach dem Tode ein besseres und dauerhafteres Leben zu sichern, als das, welches man bald verlieren wird. Alsdann zerstreuen sich die Irrthümer, die Leidenschaften schweigen, die Welt verschwindet, die Religion erhält wieder ihre Herrschaft: man sieht nur mehr Gott, und wünscht, ihn niemals verlassen zu haben. Die einzige Reue, die man fühlt, besteht darin, ihn nicht geliebt zu haben; nur den einzigen Wunsch hegt man noch, ihn ewig lieben zu können. Die Erfahrung beweist täglich die Wahrheit dieser Betrachtungen; doch finden sie auch einen neuen Beweis in dem Beispiele des Herrn Punctis von Boën, eines jener unzähligen Opfer, welche nach der Belagerung von Lyon hingschlachtet wurden. Allen Vergnügungen ergeben, hatte er als Weltmann gelebt, und nur getrachtet, in Gesellschaften zu gefallen, wo er allgemein beliebt war; doch als er seinen letzten Augenblick herannahen sah, beschäftigte er sich mit nichts Andern mehr, als mit den Verheißungen und Wahrheiten der Religion. Welche Hilfsmittel fand er aber auch nicht da, um sich zu trösten und zu erimuthigen! Nachstehende Bruchstücke aus einem Briefe, welchen er an seine Schwester schrieb, mögen als Beweis hiefür dienen:

„Seit zehn Tagen, meine gute Schwester, schwebt der Tod über meinem Haupte, und weit entfernt, vor Gott zu murren über die lange Dauer meiner Leiden und über den mir fast sicher bevorstehenden gewaltsamen Tod, preise ich ihn und danke demselben, daß ich mich noch vorbereiten kann, um vor ihm zu erscheinen. Wie muß ich die Strenge seiner Gerichte fürchten, nachdem ich ihn dreißig Jahre lang beleidigt, und kaum einen Monat Reue über meine Sünden fühle! Wie ungleich wäre die Rechnung, wenn der, welcher unendlich ist, nicht im Stande

wäre, durch eine einzige Gnade und mit einem einzigen Worte den Unterschied auszugleichen! Theure Schwester, wenn du diesen Brief erhalten wirst, wird dein Bruder diese schreckliche Rechenschaft abgelegt haben, wovon der bloße Gedanke ihn schon mit Schrecken erfüllt. Wer wird mir, theure Schwester, sagen, ob ich Liebe oder Haß verdiene? Ach! derjenige, welcher mir sagte, daß ich Liebe verdiene, würde mir die süßeste Freude bereiten! Wie, morgen, spätestens in zwei Tagen, werde ich meinen Gott sehen und dieses unschätzbare Glück auf ewig genießen, und kann dann für meine Familie bei ihm ein Fürsprecher sein! Meine Seele, welche schöne und große Bestimmung! . . . Die Gnaden, die mir Gott seit meiner Gefangenschaft erwiesen, sind unzählig und als die letzte und größte derselben und als diejenige, welche alle andern überstrahlt, darf ich den Tod ansehen, den er mich sterben läßt. . . . Dein Bruder ist gefaßt, trotz seines tiefen Schmerzes, eine zärtlich geliebte Frau und Kinder, Schwestern und einen Bruder, an denen allen er mit unendlicher Liebe hängt, zu verlassen. Mein Opfer wird Gott angenehm sein. . . . Lebe wohl, meine liebe Schwester: sonst würde ich dir gesagt haben auf immer; allein der vom Glauben erleuchtete Christ, weiß, daß alle Auserwählten sich einst vor dem Ewigen versammeln werden; und das Vertrauen, welches ich auf das Erbarmen Gottes habe, läßt mich für dich und mich hoffen, daß wir uns im Himmel, unserm wahren Vaterlande, wiedersehen werden.“

Wenn man diesen Brief gelesen, muß man sich innerlich gestehen: Glückliche diejenigen, welche, wenn sie auch alles Uebrige verlieren, doch den Glauben bewahren! Er begleitet sie in den Kerker; er erleichtert das Gewicht ihrer Ketten; ja selbst in ihrem Unglücke läßt er sie die Quelle von großen Gütern finden; und wenn er sie auch nicht vor dem Tode zu schützen vermag, so versüßt er ihnen doch wenigstens die Schrecken desselben durch die süße Hoffnung auf ein ewiges Leben.

Das Unglück ist ein großer Lehrer. Viele Opfer der Revolution haben Vortheil für ihr Heil aus dieser großen und schrecklichen Lehre gezogen, welche die Vorsehung der Welt gegeben. Ein Emigrirter, oder vielmehr ein Verbannter, der früher einen großen Namen, großes Vermögen und eine sehr einflußreiche Stellung besaß, allein durch die Philosophie verführt war, wie sehr viele Menschen seines Standes, stellte im Unglücke sehr ernste Betrachtungen an, und kehrte zur Religion auf eine sehr erbauliche Weise zurück. Als ihm eines Tages Jemand sein Beileid über sein Unglück bezeugte, erwiderte er diesem: Beklagen Sie mich nicht; ich habe Alles dadurch gewonnen, daß ich Alles verloren habe. Der Revolution verdanke ich die Kenntniß von der Vergänglichkeit alles Irdischen, den Glauben an unsere heilige Religion, und meine Rückkehr auf den Weg des Heils. Kann ich mich nun über dasjenige betrüben, wofür ich Gott in alle Ewigkeit preisen muß?

Dreizehnter Abschnitt.

Pflichten des Sünders.

Wie schwer ist es, niemals von dem Pfade der Tugend abzuweichen! Wenn ihr daher in den Abgrund der Sünde fallet, so hütet euch wohl, muthlos zu werden; kehret dann später auf den Weg, der in's Vaterland führt, zurück: die Buße ist das Thor hiezu, ein anderes gibt es nicht.

In der Zeit, wo die Verfolger der Religion ihren Haß und ihre Wuth gegen die Christen ausließen, zeigte Gott seine Macht und sein Erbarmen an seinen Martyrern, und häufig gaben die größten Sünder mitten unter den Qualen die erbaulichsten und rührendsten Beispiele: der nachfolgende Zug ist ein Beweis hiefür.

Afra, eine berühmte Courtisane zu Augsburg, wurde mit einigen andern Christen der Freiheit beraubt. Als sie vor dem

Richter stand und bekannt hatte, sie sei eine Christin, bestand sie mit wunderbarer Demuth und Standhaftigkeit das Verhör, welches wir in Kürze nachstehend wiedergeben wollen.

Richter. Opfre den Göttern, denn du begreifst, daß es besser ist, zu leben, als sich einem qualvollen Tode auszusetzen.

Afra. Ich habe genug an meinen alten Sünden, und will von nun an keine neuen mehr begehen: deshalb hoffe nicht, daß ich jemals das thun werde, was du mir anrätst.

Richter. Gehe in den Tempel, und opfre den Göttern.

Afra. Jesus Christus ist mein Gott, ich sehe ihn, ich habe ihn immer vor Augen, ich bekenne ihm meine Sünden in jeder Trostlosigkeit meines Herzens; leider bin ich unwürdig, ihm ein Opfer darzubringen, allein ich brenne vor Begierde, mich selbst für den Ruhm seines Namens zu opfern, damit mein Leib, den ich so oft entheiligt, in meinem eignen Blute gereinigt werde.

Richter. So viel ich höre, bist du eine Courtisane, und du darfst dir daher keine große Hoffnung auf die Freundschaft des Christengottes machen; ich rathe dir deshalb, unsern Göttern zu opfern, welche nachsichtiger sind.

Afra. Jesus Christus, mein Gebieter, hat gesagt, daß er für die armen Sünder vom Himmel herabgekommen, und sein Evangelium lehrt uns, daß er einer armen reinigen Sünderin, wie auch ich eine bin, erlaubt hat, seine Füße mit ihren Thränen zu benetzen, und daß er ihr alle Sünden vergeben hat.

Richter. Glaube mir und opfre, damit dir die Götter deine Liebhaber und deren reiche Geschenke erhalten.

Afra. Lieber tausendmal sterben, als jemals noch ein Geschenk von einem Manne zukünftig anzunehmen; ich wollte auch keines von allen denen, die man mir gegeben, behalten, und sie an meine Brüder, an die Armen vertheilen; allein wie sehr ich auch in sie drang, so wollten sie dieselben doch niemals annehmen, obwohl ich ihnen gesagt, daß ich sie ihnen

deshalb gebe, damit sie Gott für mich bitten möchten. Ich sah mich daher gezwungen, sie wegzumerfen; und wie willst du nun, daß ich jetzt dasjenige wieder nehmen soll, was ich nur mit Entsetzen und nur wie Noth betrachten kann?

Richter. Wagst du es wirklich, dich eine Christin zu nennen? Du, eine Courtisane? Allein dein Gott will nichts von dir wissen und du brauchst ihn nicht mehr deinen Gott zu nennen.

Afra. Ich gestehe es, daß ich die Liebe meines Gottes nicht verdiene; doch weiß ich, daß dieser gütige Gott bei seiner Liebe nur sein Erbarmen, nicht aber das Verdienst derjenigen walten läßt, die er seiner Liebe würdig hält; ich glaube daher, daß er mich liebt.

Richter. Du glaubst es wohl, doch bist du auch dessen gewiß?

Afra. Ich erkenne es wohl, daß mein Gott mich nicht verstoßen, weil er mir gestattet hat, seinen heiligen Namen vor dir zu bekennen, und ich hege die zuversichtliche Hoffnung, daß ich durch mein aufrichtiges Sündenbekenntniß Verzeihung erlangen werde.

Richter. Das sind nur leere Luftgespinnste; ich rathe dir, den Göttern zu opfern, welche allein nur dich glücklich machen können.

Afra. Du irrst dich; nur Jesus Christus kann mein Glück begründen, indem er meine Seele errettet. Rettete er nicht auch den guten Schächer, und versprach er ihm nicht, ihn in's Paradies aufzunehmen, weil er kurz vor seinem Tode noch seine Gottheit bekannt hat?

Richter. Opfre, denn sonst werde ich dich unter den schmäblichsten Qualen öffentlich hinrichten lassen.

Afra. Thue, was dir gut dünkt; mich selbst kann nur noch das Andenken an meine Sünden betrübt machen.

Richter. Noch einmal, opfre. Es ist ohnedies für mich

eine Schande, so lange mit einer Courtisane zu verkehren; wenn du nicht gehorchst, wirst du sterben.

Ufra. Es ist dies der einzige Wunsch meines Herzens, wenn ich anders würdig bin, für meinen Gott zu sterben.

Richter. Ich sage es dir zum Letztenmale, opfre, wenn nicht, so werde ich dich zuvor peinigen und dann lebendig verbrennen lassen.

Ufra. Möge mein mit Sünden bedeckter Körper tausend Qualen erleiden und verbrennen, ich bin es zufrieden, er hat es ja verdient; doch meine Seele will ich rein bewahren, und niemals wird die Sünderin Ufra den Götzen Weihrauch streuen.

Hierauf sprach der besiegte und gereizte Richter folgendes Urtheil: Wir befehlen, daß die Courtisane Ufra, welche in ganz Augsburg als ein Freudenmädchen bekannt ist und sich dessenungeachtet eine Christin nennt, lebendig verbrannt werde, weil sie sich geweigert hat, den unsterblichen Göttern zu opfern. Sie ward auch alsbald den Henkern übergeben, welche sie auf den Richtplatz führten, sie an einen Pfahl banden und um sie herum einen Scheiterhaufen errichteten. Unterdessen betete die Heilige mit thränenfeuchten gen Himmel gerichteten Augen: O Jesus, allmächtiger Gott, der du in diese Welt gekommen bist, um die Sünder zur Buße zu rufen; o Herr, der du dem Sünder versprochen hast, seine Sünden in dem Augenblicke zu vergessen, wo er zu dir zurückgekehrt sein wird (und ich weiß, daß du deine Versprechungen getreulich hältst), nimm die aufrichtige Reue gnädig auf, welche dir ein zerknirschtes und demüthiges Herz anbietet, nimm sie auf, o Herr, mit den Qualen, welche man mir bereitet; wie glücklich wäre ich, wenn dieses Feuer, welches meinen Körper in Asche verwandeln wird, zugleich die Fehltritte meiner Jugend sühnen würde! Schon waren die Flammen der Heiligen ganz nahe gekommen, als man sie deutlich noch folgende Worte ausrufen hörte: Ich danke dir, o Jesus! daß du mich für würdig gehalten, mich

als ein Opfer für den Ruhm deines Namens anzunehmen, der du das einzige und wahrhafte Opfer bist, welches für das Heil der Welt dargebracht wurde.

Während sich die selige Afra mitten durch die Flammen einen Weg zum Himmel bahnte, vernahmen Eunomia, Eutropia und Digna, drei Dienerinnen Afra's und Theilnehmerinnen an ihrem frühern lasterhaften Leben, welche sich aber auch mit ihr befehrt hatten, daß die Zuschauer sich entfernt hätten, worauf sie sich auf den Richtplatz begaben, und dort den Leichnam ihrer Herrin noch vollständig erhalten vorfanden. Voll Freude und Verwunderung darüber, schickten sie augenblicklich den Sklaven, der sie begleitete, zu Hilaria, der Mutter der heiligen Martyrin, um ihr dieses Wunder zu melden. Diese tugendhafte Frau begab sich in Begleitung von zwei Priestern die darauffolgende Nacht auf den Richtplatz, von wo sie heimlich den Leichnam ihrer Tochter wegbringen und ihn in das für sie und die Ihrigen zwei Meilen von Augsburg früher bereitete Grab schaffen ließ. Die Sache konnte jedoch nicht so geheim gehalten werden, daß sie nicht zur Kenntniß des Richters kam, welcher augenblicklich einige Soldaten zu dem Grabe schickte mit dem Befehle, ihm Hilaria mit ihren drei Dienerinnen vorzuführen. Gebt ihnen den Rath, setzte er noch bei, den Göttern zu opfern; thun sie es, alsdann führt sie unter Ehrenbezeugungen zu mir her; weigern sie sich aber, dann füllet das Grab mit trocknen Dornen und leicht entzündbarem Holze an, sperret die Frauen sodann hinein, zündet das Feuer an, und wachet, damit keine entkomme. Die Soldaten führten getreulich diesen Befehl aus. Da sich nämlich Hilaria und ihre drei Dienerinnen beharrlich geweigert hatten, den Göttern zu opfern, so sperrete man sie miteinander in das mit Brennmaterialien angefüllte Grab, welche sofort angezündet wurden; diese heiligen Frauen aber hatten bald ausgelitten und wurden im Himmel mit der seligen Afra vereint.

Mit welcher Güte nimmt der himmlische Vater seine büßenden Kinder auf! Eine hochgestellte und dem Weltleben ganz ergebene Person besaß eine Zeit lang ein glänzendes Vermögen und hatte in Allem Glück. Fortgerissen von der Macht des Beispiels überließ sie sich ganz dem Strudel des Weltlebens, ohne vor den Klippen desselben zurückzuseuchen. Ihrem Glücke folgten aber bald die größten Widerwärtigkeiten, und sie wurde in Ereignisse verwickelt, welche ihre Lage eben so traurig und betrübend machten, als dieselbe bis dahin glänzend war.

Zum Glücke für diese Person waren ihr in der Jugend religiöse und fromme Gefühle nicht fremd, und zwar bis zu dem Grade, daß sie damals in den Carmelitenorden treten wollte, für den sie immer eine besondere Achtung hegte und der sie ganz besonders anzog. Der Geschmack an der Welt und die Leidenschaften hatten wohl diese Gefühle verdrängt, aber doch nicht gänzlich erstickt. In Mitte der Aufregungen und Leidenschaften sprach die Gnade beständig an ihr Herz; der Wechsel des Glückes und die unglücklichen Ereignisse erinnerten immer diese Seele an die großen Grundsätze und Wahrheiten, in denen sie in ihrer frühen Jugend unterrichtet worden war.

Ein weiteres Glück für diese Person war es auch, daß sie durch Verhältnisse, welche die Vorsehung vorbereitet hatte, gleichsam gezwungen war, einige Zeit mit heiligen Nonnen vom Orden der Heimsuchung Maria's zusammen zu leben; das heilige, regelmäßige und ruhige Leben, welches sie führten, rührte innerlich diese noch zur Hälfte der Welt ergebene Seele; die Gnade wirkte nur allmählig auf sie ein; sie folgte ihrem Antriebe, doch fürchtete sie ihn auch: denn diese Aenderung ging nicht plötzlich vor sich. Die Trennung von der Welt war um so schwieriger und bitterer, je stärker und eingewurzelter ihre Verbindung mit derselben war: die alten Neigungen zogen sie häufig an den Rand des Verderbens zurück, und die Gnade

ließ sie häufig ihre eigne Schwäche fühlen, um ihr zu zeigen, daß man sich selbst immer mißtrauen soll. Der Kampf war lang und beschwerlich: nur die Seelen, welche einen gleichen gekämpft, können ihn begreifen.

Eines Tages endlich, während dieselbe ein frommes Buch las, kam die Gnade gleichsam zum Letztenmale über sie, um diese wunderbare Befehrung zu bewirken. Sie selbst erzählt, was ihr begegnete: Plötzlich war es mir, als werde ein Vorhang von meinem geistigen Auge weggezogen; es zeigte sich mir die Wahrheit in ihrer vollen Schönheit, der Zauber der Welt verschwand, der Glaube, welcher gleichsam wie todt unter meinen Leidenschaften begraben lag, wurde wieder lebendig; ich kam mir vor wie Jemand, welcher nach einem tiefen Schlafe, während dessen er von Größe, Glück, Ehre und allgemeiner Achtung träumte, plötzlich erwacht, und sich gefesselt, voll Wunden, ermüdet und in einem dunkeln Gefängnisse wiederfindet.

Man kann sich leicht vorstellen, welche Wirkung eine so lebhaft erleuchtete Seele hervorbringen mußte, welche durch die Fügungen Gottes schon längere Zeit von der Eitelkeit der Welt enttäuscht war. Alles, was sie bis dahin als groß und wahr geliebt hatte, erschien ihr wie ein Traum: von diesem Augenblicke an, dachte sie, vollkommen von der Nichtigkeit der irdischen Dinge überzeugt, nur noch daran, die Welt zu fliehen, und verzichtete für immer auf deren Herrlichkeit, obwohl sie erst in einem Alter von 34 Jahren stand. Dieser große Tag war für sie so merkwürdig und feierlich, daß sie ihn, so lange sie lebte, immer festlich beging.

Nach einer so aufrichtigen Befehrung wandelte diese Person immer getreulich auf den Wegen der Gerechtigkeit. Gott führte sie nicht auf lachende mit Blumen bestreute Pfade; denn obwohl die Wahrheit, von der sie erleuchtet worden, auf ihr Herz einen unvergessbaren Eindruck gemacht, so hatte sie für

dieselbe doch keinen merklichen Reiz; der Vorhang, der sich so plötzlich geöffnet, fiel auch zu gleicher Zeit fast wieder; und während ihres ganzen Lebens, wenigstens kurz vor ihrem Tode, hatte ihre Frömmigkeit in Mitte von harten Prüfungen, welche die göttliche Gerechtigkeit über sie verhängte, nur den Glauben zur Stütze. Ich habe mich so oft gegen Gott verfehlt, sagte sie häufig, daß es vollkommen gerecht ist, wenn er mich straft; ich erkenne wohl in diesen Strafen seine Erbarmung gegen mich. So viel Betrübniß und Unglück wiederholt sehr häufig das meinem Herzen, was ihm Gott einmal gesagt, daß nämlich unter den Menschen die Wahrheit nicht wohnt, und daß nur er unser Glück ausmachen kann. Ich war so sehr der Welt ergeben, als ich dieselbe noch liebte, und habe einen so großen Theil meines Lebens darauf verwendet, daß der noch übrige Rest desselben nur den Thränen und der Buße geweiht sein darf, welche eine gerechte Strafe für meine Verirrungen sind: weil Gott es gewollt, daß ich auf dieser Welt unglücklich sei, so bitte ich ihn, mich wenigstens in jener glücklich zu machen.

Die außerordentliche Strenge, welche diese große Seele gegen sich anwandte, schwächte ihre Gesundheit im hohen Grade. Schon längere Zeit hatte sie die Welt ganz verlassen und lebte bei den ihr so theuern Carmeliten, wo sie auch ihren Lebenslauf endigte. Im Anfange ihrer Krankheit empfing sie die heiligen Sacramente mit aller Demuth, Frömmigkeit und Inbrunst, deren ein treues Herz fähig ist. Kurz vorher, ehe sie verschied, fragte man sie, ob sie nicht noch einmal die Absolution empfangen und den Ablass gewinnen wolle, den die Kirche den Sterbenden gewährt. Da sie nicht mehr sprechen konnte, schlug sie an die Brust und empfing mit gefalteten Händen in der größten Demuth dieses letzte Pfand der Ausöhnung mit Gott. Bald nachher gab sie ihre Seele in einem Alter von 59 Jahren auf.

Bedenket, daß die Heue eine Schwester der Unschuld ist.

Innerliche Freuden sind eurem reuevollen Herzen vorbehalten; der Ruhm vor Gott und den Menschen, der Trost der Kirche, eurer Mutter, werden die Früchte einer aufrichtigen Rückkehr auf den Weg der Tugend sein.

Bierzehnter Abschnitt.

Pflichten im öffentlichen Unglücke.

Wenn während eurer Erdenlaufbahn sich eine jener großen Landplagen einfindet, welche die Borsehung schickt, um die lasterhaften Menschen zu bestrafen und sie auf den Weg zum Himmel zurückzuführen, dann verehret und küßet vor Allem die liebevolle Hand, welche euch züchtigt; alsdann reiniget euer Herz und benühet die Prüfung, die über euch geschickt worden, zu eurem Besten. Die eigene Ergebung und die lebhafteste Theilnahme für eure Brüder sind die zwei vorzüglichsten Tugenden des Christen im öffentlichen Unglücke.

Der, welcher die Erde mit Früchten und Blumen besät, welcher dem Bache in der Wiese und dem Strome in der Ebene ein Bett gegraben hat;

Der, welcher den kleinen Vögeln den Instinct verliehen, sich in Wäldern, am Rande von Gewässern und in alten Gemäuern ein weiches Nest zu bauen;

Der, welcher nicht gestattet, daß die Winde allzu kalt wehen, wenn den Schafen und deren Lämmern die Wolle noch nicht hinlänglich gewachsen;

Der, welcher der Kindheit die Anmuth und den Jungfrauen ihre Schönheit gegeben;

Der, welcher die Sonne, den Mond und die Sterne in den Raum gesetzt;

Der, welcher den tiefen Abgrund der Meere gegraben:

Der hat auch, neben so vielen Wundern, die Landplagen geschaffen.

Gott der Allmächtige, welcher die Welt regiert, überschüttet nicht nur diejenigen, welche ihn verehren, mit Wohlthaten, sondern er schickt auch Geißeln über die, welche ihn beleidigen, leugnen oder verhöhnen.

Aus diesem nothwendigen Grunde sind Krieg, Hungersnoth, Pest und Cholera entstanden!

Alle Nationen der Welt sahen diese mächtigen Vollstrecker der göttlichen Gerechtigkeit bei sich, und in ihren Geschichtsbüchern haben sie jene schrecklichen Tage aufgezeichnet, wo der Tod, der König des Schreckens (wie ihn die heilige Schrift nennt), alle übrigen Könige entthront zu haben schien, um über ihre Völker zu herrschen und sie nach Gutdünken zu züchtigen.

Es würde zu weit führen, die Geschichte des Unglücks, welches schon über die Erde gekommen, zu erzählen, und ich will daher nur einige nicht allzu entfernte Epochen schildern, um die Wunder der Religion während dieser Zeit der Strafe und der Prüfung darzustellen.

Unter allen Städten, welche am Meisten durch die Pest gelitten, steht Mailand oben an, diese große von Marmor erbaute und unter einem so schönen Himmel gelegene Stadt. Dieselbe ist berühmt durch ihre damaligen Leiden und die aufopfernde Liebe ihres heiligen Erzbischofes Karl Borromäus. . . . Dies Andenken wird nicht erlöschen, wie das so vieler anderer Menschen, sondern ewig dauern. Wenn ich dieses behaupte, so denke ich nicht einmal an die große Statue, welche die Liebe der Italiener ihm zu Ehren in Mitte des Lago-Maggiore errichtet hat; eine Statue, welche unserer ruhmreichen Säule auf dem Vendômeplatze an Höhe gleichkommt. Ebenso denke ich dabei nicht an den herrlichen Dom von Mailand, dem heiligen Erzbischofe geweiht, in dessen gewölbten Räumen sich mehr als fünftausend Statuen befinden. . . . Denn sowohl die herrliche Kirche, als auch die colossale Statue, werden einst vom Zahne

der Zeit nicht verschont bleiben. Ich behaupte es darum, weil die Religion den Namen des Hirten, welcher sich für seine Heerde aufgeopfert, unter ihren Schutz genommen hat. . . .

Karl Borromäus war von Mailand abwesend, als er erfuhr, daß die Pest in dieser Stadt ausgebrochen sei und ungeheure Verwüstungen anrichtete. . . Bei dieser Nachricht erhob sich Karl, der in einem Concilium saß, wo über das Wohl der Kirche berathen wurde, und sprach: Das Dringendste unter Allem besteht darin, den Leidenden und Sterbenden zu Hilfe zu eilen; laßt uns daher abreisen.

Aber, entgegneten ihm einige jener gewöhnlichen Menschen, die großen Entschlüssen abhold sind, weil sie sich dadurch beeinträchtigt fühlen, aber Eure Eminenz würden besser thun, abzuwarten. . . .

Wartet der Tod auf meine Heerde? . . . erwiderte der Prälat.

Vielleicht wird bis morgen die Geißel ihre Heftigkeit verloren haben!

Um so besser! dann werden wir bei Abnahme der Krankheit früher ankommen, um Gott dafür zu danken.

Ihr Leben, Eminenz, ist zu kostbar für die Kirche, als daß Sie es auf diese Weise aussetzen dürften; zudem ist dies kein Gebot.

Gott hat gesagt: Du sollst deinen Nächsten wie dich selbst lieben. . . wenn ich daher selbst auf dem Stroh in den Straßen von Mailand läge, würde ich auch mit dem größten Troste den Diener des Herrn erblicken, wenn er über mich gebeugt die Worte spräche: Leide geduldig und blicke hoffend zum Himmel auf, o Christ. . . Das, was ich gerne hören möchte, muß ich Andern zu sagen eilen.

Dieser feste Entschluß konnte durch alle Vorstellungen und Bitten der Verwandten, Freunde und der Umgebung des muthigen Prälaten nicht geändert werden.

Wenn die Trompete tönt, erhebt sich der Soldat und geht geradaus in's Feuer. Wenn die Glocke den Schrecken und die Trauer einer Stadt verkündigt, erhebt sich der Priester ebenfalls und geht kühn in die Gefahr. Sowohl derjenige, welcher das rettende Kreuz trägt, wie der, welcher das todbringende Schwert führt, bedarf des Muthes. . . .

Wir sehen nun Karl mitten unter Sterbenden und Todten . . . auf seinem Wege durch die Stadt erheben sich Greise, Jünglinge, Jungfrauen, schon ganz schwach, um von ihm noch gesegnet zu werden. . . Die Mütter halten ihm mit abgemagerten Armen ihre Säuglinge entgegen und rufen: Segne uns, die wir sterben müssen, allein rette diese. . .

Das Elend war in der Stadt groß; dazu verband sich noch mit der Krankheit die Armuth, um die Mehrzahl der Einwohner noch mehr zu quälen. Karl Borromäus ließ sein Silber, seine goldenen Schmucksachen, seine sammtnen Möbel, seine Pferde, seine Wagen, ja selbst seine Kleider verkaufen. . .

Es gibt noch Arme, die unterstützt werden müssen, sagte er eines Tages, verkaufet daher dasjenige, was noch übrig ist. Als man ihm hierauf antwortete, daß in seinem Hause nichts mehr vorhanden sei, erwiderte der Heilige: Gut, ich will jetzt, da auch ich arm geworden bin, für meine Brüder, die Armen, betteln. Er durchheilte auch alsbald die Stadt und Niemand versagte ihm eine Gabe; denn er bat überall mit den Worten darum: Wenn auch das Almosen nicht vor dem Tode bewahrt, so sichert es doch den Himmel.

Der fromme Oberhirt dachte aber nicht allein an die Bedürfnisse des Körpers, sondern er richtete auch sein Augenmerk auf die der Seele: sein einziger Gedanke war, die Christen dem Himmel wiederzugeben, welche die Krankheit verschlang; deshalb bestrebte er sich, sie zur Buße zu bewegen und mit Gott auszuföhnen. Zu diesem Zwecke ging er sogar in solche Spitäler, wo die Pestkranken eingeschlossen waren; dort gab

es Säle, wo die Krankheit dergestalt wüthete und die Anstefung so groß war, daß man nicht mehr hineindringen konnte. . . . Die dort befindlichen Kranken, welche von den Menschen aufgegeben waren, ermahnte und tröstete er durch die Fenster. . . .

Wenn zu jenen Zeiten, wie damals in Mailand, eine Krankheit sich über ein Land verbreitete, so betrachteten die Einwohner einer solchen unglücklichen Gegend die Krankheit, welche sie bedrohte und aus vielen Familien Opfer verlangte, als eine Strafe Gottes, und es wurden alsdann, um seinen Zorn zu besänftigen und seine Erbarmung wieder zu erlangen, öffentliche Gebete angeordnet, Gelübde gethan und beträchtliches Almosen gegeben. . . . Ein großer Maler, der uns das Bildniß von Karl Borromäus hinterlassen, stellt daher auch den Heiligen dar, wie er in einem Trauerkleide, den Strick um den Hals, mit bloßen Füßen unter einem von zwei jungen Leviten getragenen Baldachin einherschreitet, deren Züge ein großes Leiden ausdrücken. . . . Man kann deutlich unterscheiden, wie bei seiner Annäherung ein schwacher Strahl von Hoffnung auf den Zügen der Unglücklichen erglänzt, welche sterbend auf Schnee und Eis in den Strassen daliegen. . . . Der Maler konnte jedoch nicht die ganze glühende Liebe des Prälaten wiedergeben, welcher, nachdem er in allen Theilen dieser großen Stadt Hilfe gespendet, auch die Gegenden auf dem Lande besuchte, wo diese Geißel wüthete; dort taufte er die kleinen Kinder, welche bereits angesteckt in den Hütten zurückgeblieben und deren Mütter todt waren; ja noch mehr, er gab den Pestkranken die letzte Selung, welche oft gleich darauf verschieden. Ja einmal sogar nahm er eigenhändig einen Säugling von der Brust seiner Mutter, welche schon seit einigen Stunden todt war. . . . Kurz, der Heilige gönnte sich nicht eher Ruhe, als bis der Tod selbst müde geworden war. . . . Solche Scenen und solche Aufopferung werden sich nicht leicht wiederholen. Doch nein, ich irre mich; wir sehen, wie sie sich zu Marseille im Jahre 1720

und zu Paris im Jahre 1832 erneuern. Auch hier senkten sich die Seuchen gleich zwei großen Raubvögeln herab, um von Leichnamen zu leben. . . Die wundervolle Liebe, die erhabene Aufopferung von Karl Borromäus wird sich immer neu zeigen, so lange die Religion ihre Herrschaft behaupten wird. . . Denn sehet, der Katholizismus besitzt Schätze und einen Muth, den weder die Zeit, noch Seuchen, noch Unglück, noch Elend jemals ermatten oder erschöpfen können.

Herr v. Belzunce wiederholte alles Das zu Marseille, was in Mailand Karl Borromäus gethan. Auch hier erblickten wir einen erhabenen, des Unblickes von Engeln und Menschen würdigen Kampf zwischen der Wuth der Krankheit und dem Eifer der Liebe; ebenso drohende Gefahren, Sterbende, welche noch mit der heiligen Wegzehrung versehen werden, und Arme, denen Hilfe gebracht wird; Priester, welche zu Hunderten bei Pestkranken umkommen und noch im Verscheiden andere zum Tode vorbereiten; wir erblicken hier ferner schreckliche Leiden und erhabene Tröstungen; endlich Priester, die nirgends fehlen, wo Hilfe und Trost nothwendig ist, während oft das Holz zu Särgen und Träger für die Leichen fehlten.

Von Marseille aus schrieb Belzunce Folgendes:

„Durch die Gnade Gottes befinde ich mich noch gesund mitten unter Todten und Sterbenden. An meiner Seite war Alles niedergeschlagen, und von allen Dienern des Herrn, welche mich begleiteten, blieb nur noch mein Almosenier übrig. Während acht Tagen erblickte ich 200 Todte, welche um mein Haus herum und unter meinen Fenstern verfaulten. Ich mußte durch die Strassen gehen, wo in allen ohne Ausnahme an beiden Seiten halb verfaulte und von Hunden angefressene Leichname lagen, die Mitte aber mit Kleidern und dem Rothe der Pestkranken angefüllt war, so daß man nicht wußte, wohin man den Fuß setzen sollte. Mit einem in Essig getauchten Schwamme und in hochaufgeschürztem Talare mußte ich über verpestete

Leichname schreiten, um die noch nicht ganz Todten, welche man aus ihren Häusern geworfen, zu trösten und Beichte zu hören. Ich habe gar keine Beichtväter mehr. Die Priester thaten Wunder im Eifer und in der Aufopferung, und gaben ihr Leben hin für das ihrer Brüder. Alle Jesuiten sind todt, mit Ausnahme von drei oder vier. Viele kamen sogar aus weiter Ferne, um sich dem Tode zu weihen. Ebenso sind 33 Kapuziner gestorben. Der Pater la Fare allein ist ungeachtet seines hohen Alters gesund geblieben, so daß wenigstens ein Pater vom Orden des heiligen Kreuzes die andern überlebte; ferner sind viele andere Ordensgeistliche und namentlich Carmeliten im Dienste der Kranken umgekommen. Von meinen theuern Clerikern, welche sich geopfert, will ich gar nicht reden; ich betrachte mich als einen General, der seine Kerntruppen verloren.“

Wirklich waren 250 Priester aus der Marseiller und den umliegenden Diözesen umgekommen; und nach der Krankheit kamen täglich noch neue, welche die Gestorbenen um ihr Loos beneideten. — Als die Seuche aufzuhören begann, ließ Herr v. Belzunce am Allerheiligen-Tage einen Altar auf einem öffentlichen Plage der Stadt errichten; begab sich dann aus seinem bischöflichen Palaste mit bloßen Füßen, den Strick um den Hals (wie der heilige Karl Borromäus), und gefolgt von den Priestern und Ordensgeistlichen, die noch übrig waren, dorthin, und warf sich vor dem Gott auf die Kniee, welcher straft und verzeiht, wobei er den Gesang anstimmte: *Parce, Domine, parce populo tuo!* und mit Inbrunst für seine Heerde betete.

Wer könnte wohl die Bewegung des heiligen Bischofs und die Rührung des Volkes bei einer solchen Ceremonie würdig schildern! . . . Ein Büchlein, welches ich besitze, sagt hierüber:

Am 15. November gab Herr v. Belzunce der ganzen Stadt

von einem Thurme herab seinen Segen, unter dem Geläute der Glocken, welche die Einwohner zum Gebete mahnten. Dieses erhabene Beispiel verbreitete unter dem Volke einen heiligen Schrecken.

Wir Alle noch sahen die Cholera in Paris. Wir sahen sie sich auf Leichname wie auf einen Thron setzen, und gegen die leichtfertige und veränderliche Stadt wüthen. Wir sahen, wie die Todtengräber die Todten nicht mehr begraben konnten, und wie die Aerzte in den Spitälern und Privathäusern nur noch dem Priester begegneten. . . . Damals nun entstand ein Nachfolger des heiligen Karl, des Herrn v. Belzunce und Vincenz von Paula. Er hatte keinen Palast mehr, um daraus ein Spital zu machen: es blieb ihm nur noch ein Landhaus übrig, wo er die Armen und Kranken versammelte. Er, sein Clerus und seine Seminaristen wurden Krankenwärter, und man gedenkt oft herzlich an die Liebe und den glühenden Eifer des Herrn Erzbischofs von Paris. . . . In dieser großen Stadt, wo er selbst kein Asyl mehr hatte, ging er von Spital zu Spital, wo er Trost brachte und Almosen spendete, welches man ihm zur Vertheilung überlassen hatte. . . . denn er selbst besaß keine Reichthümer mehr. . . . In jenen Tagen hörte man oft Leute, welche kurz vorher noch die Priester verhöhnten und verfolgten, voll Dankbarkeit ausrufen: Wir haben Unrecht gehabt, sie sind noch die besten Freunde im Unglücke.

Fünfzehnter Abschnitt.

Pflichten des Greises.

Wenn sich in eurer jetzt noch so frischen Stirne die ersten Falten eingraben werden, wenn die ersten Silberhaare, dem Reife ähnlich, auf eurem Haupte sich zeigen werden; so denket, daß der Herbst eures Lebens schon begonnen hat, und daß bald

die Schatten der Zeit sich zerstreuen wollen, um der ewigen Wirklichkeit zu weichen.

Als Kaiser Karl V. auf den Gipfel menschlicher Größe gelangt war, erkannte er, wie einst Salomo, daß alle Herrlichkeit hienieden nur vergänglich ist; und, weit entfernt, sich von dem Glanze des ihn umgebenden Glückes verführen zu lassen, beschloß er, demselben zu entsagen, um den wahren Ruhm und das ächte Glück in der Einsamkeit zu suchen, dem eigentlichen Wohnsitze der Tugend. In dieser Absicht ließ er seinen Bruder Ferdinand zum römischen Könige wählen und trat demselben im August 1556 die Herrschaft ab, nachdem er zuvor die spanische Krone zu Gunsten seines Sohnes Philipp niedergelegt hatte. Dieser große Fürst legte von Allem Rechenschaft ab, was er gethan hatte, um seine Abdankung zu rechtfertigen, welche er als den Lohn seiner Mühen betrachtete. Hierauf schloß er seinen Sohn in die Arme; und nachdem er ihn selbst auf den Thron gesetzt hatte, verließ er ihn mit den Worten: Du kannst mir meine zärtliche Liebe nur dadurch vergelten, wenn du das Glück deiner Unterthanen förderst. Möchten dir Kinder zu Theil werden, welche dich dazu bewegen, für das Eine von ihnen einst das zu thun, was ich heute für dich thue! Als er auf diese Weise die Last der Regierung von sich abgewälzt und des königlichen Gepränges sich begeben hatte, zog er sich nach St. Just zurück, einem in einem angenehmen Thale auf der Grenze von Castilien und Portugal gelegenen Kloster. Dasselbst wohnte er dem Gottesdienste bei, hörte gewöhnlich das Hochamt an und communicirte sehr häufig während desselben; bisweilen sogar unterzog er sich der klösterlichen Disziplin. Wenn er den verschiedenen Uebungen der Gottseligkeit, welche er sich vorschrieb, obgelegen hatte, beschäftigte er sich mit Händearbeit, mit Gartencultur und betrieb ganz besonders die Uhrmacherkunst: diese Beschäftigungen waren jedoch für ihn nur Erholungen. Sein eigentlicher Lebens-

beruf war der Ausübung der christlichen Tugenden geweiht; und nicht zufrieden, ein frommes Leben zu führen, bereitete er sich auch noch zu einem guten Tode vor. In dieser Absicht sann er darauf, sein eigenes Leichenbegängniß begehen zu lassen, und wiederholte er mehrmals diese merkwürdige Feierlichkeit. Man richtete die Bahre mitten in der Kirche auf; man zündete die Kerzen an; seine Leute zogen Trauerkleider an; er selbst auf der Erde liegend war mit einem schwarzen Tuche bedeckt, und vereinigte seinen Trauergesang mit der Stimme der Mönche, welche die Gebete sangen, die man gewöhnlich bei Leichenbegängnissen verrichtet. Zwei Jahre lebte er in seiner Zurückgezogenheit und stieg auf immer in das Grab am 21. September 1558, in einem Alter von 58 Jahren. Einige Kritiker haben behauptet, daß er in seiner Zurückgezogenheit sich wieder nach dem Throne gesehnt habe; aber die meisten Geschichtsschreiber haben diesen Fürsten dagegen gerechtfertigt, und Voltaire selbst konnte nicht umhin, der Reinheit seiner Tugend Gerechtigkeit angedeihen zu lassen. Der Kaiser, sagt er, hatte schon längst beschlossen, ein frühzeitiges und schwächliches Alter, sowie seinen von allen Täuschungen überzeugten Geist von so vielen Sorgen zu befreien. . . . Man glaubt gewöhnlich, es habe ihn gereut; diese Meinung gründet sich bloß auf menschliche Schwäche, welche es für unmöglich hält, ohne Reue das zu verlassen, was Jedermann heftig beneidet. Karl V. vergaß gänzlich den Schauplatz, auf welchem er eine so große Rolle gespielt hatte.

In diesem Lebensalter muß man ernster, als je daran denken, seine Laufbahn christlich zu beschließen. Möge es bei euch nicht gehen, wie bei der Eiche, deren Holz verdorrt, während die Wurzeln in dem Maße weiter wachsen, als der Baum älter wird. Als Wanderer, welche nahe daran sind, den Horizont des Vaterlandes zu begrüßen, als Schiffer, nicht weit mehr von der Küste entfernt, sollt ihr mit Heiterkeit und heiliger

Ergebung beständig auf euer Ende gefaßt sein. Zeiget, daß ihr das menschliche Leben begreift; daß für euch die Erde nur ein Verbannungsort und vorübergehender Aufenthalt sei; ihre Güter und Uebel aber nur Stufen, um auf den Thron der Unsterblichkeit zu gelangen.

Als die Kaiserin Isabella, Gemahlin Karls V., zu Toledo gestorben war, wo die Stände von Castilien beisammen waren, wurde Franz von Borgia, Marquis von Lombay, ihr Oberstallmeister, nebst der Marquise von Lombay, seiner Gemahlin, beauftragt, den Leichnam der Fürstin zu bewachen und ihn nach Granada zu bringen, wo er beerdigt werden sollte. Als der Leichenzug in dieser Stadt angekommen war, öffnete man nach herkömmlichem Brauche den Sarg, damit der Marquis schwöre, das Gesicht, welches man sähe, sei das der Kaiserin; dasselbe war aber so entstellt, daß man es unmöglich erkennen konnte: der Leichnam übrigens war schon dermaßen in Fäulniß übergegangen, daß der Gestank davon unerträglich war. Indes leistete Franz von Borgia den gewöhnlichen Eid, weil seine große Sorgsamkeit ihm hinlänglich Bürge war, daß es wirklich die Leiche der Fürstin wäre. Von dem häßlichen Schauspiel, wovon er Zeuge gewesen, überrascht, sagte er zu sich selbst: Wo sind jene so glänzenden Augen? was ist aus dieser Schönheit geworden, die wir noch vor kurzer Zeit bewunderten? Bist du es, Donna Isabella? ist es die Kaiserin, meine Fürstin, meine Herrin? Der Eindruck, welchen dieses Schauspiel auf seine Seele gemacht hatte, endigte nicht mit der Ceremonie. Er brachte die folgende Nacht schlaflos zu; und in seinem Zimmer auf den Knien liegend, sprach er zu sich selbst, in Thränen zerfließend: O meine Seele, was kann ich noch in der Welt suchen? Bis wann werde ich einen eiteln Schatten verfolgen? Was ist aus dieser Fürstin geworden, welche uns so schön, so groß, so verehrungswürdig erschien? Der Tod, welcher auf diese Weise mit der Kaiserin umgegangen,

ist ebenfalls bereit, mich zu erreichen. Wäre es nicht weise, ihm dadurch zuvorzukommen, wenn ich der Welt schon jetzt abstürbe, damit ich durch diesen Tod in Gott leben könnte? Hierauf hat er den Himmel, ihn aus dem Abgrunde seines Elendes zu befreien, zu erleuchten, durch seine Gnade zu stärken, und ihm standhafte Liebe zu einem Herrn einzuflößen, von welchem ihn nichts mehr losreißen könnte.

Am andern Tage hörte er bei der Leichenfeier der Kaiserin die Trauerrede auf sie. Der Prediger, der berühmte Johann von Avila, schilderte mit eben so viel Salbung als Nachdruck die Vergänglichkeit der irdischen Güter, die Nichtigkeit menschlicher Größe, die uns im Tode verläßt, und überzeugte von der Thorheit derjenigen, welche ein vergängliches Leben nicht dazu anwenden, sich dessen zu versichern, was für sie von unendlicher Folge ist. Diese Rede vollendete die Bekehrung des Marquis von Lombay; er entsagte sogleich dem Aufenthalte am Hofe, um sich mit größerem Eifer der Frömmigkeit zu widmen. Hierauf verpflichtete er sich durch ein Gelübde, in den Ordensstand zu treten, wenn er seine Gemahlin überleben würde; und als die Marquise von Lombay gestorben war, erfüllte er sein Gelübde und trat in die Gesellschaft Jesu, wo er zur vollendetsten Heiligkeit gelangte.

Sechzehnter Abschnitt.

Pflichten des Kranken.

Wenn ihr durch irgend eine Krankheit auf das Schmerzlager geworfen, oder des Umganges mit den Menschen beraubt werdet, so sprecht zu euch selbst: Gott hat es gewollt, er liebt mich zärtlich und weiß besser, als ich selbst, was mir frommt. Würde ich klug handeln, wenn ich klagte, murrte und nicht das wollte, was er will, und was er nur zu meinem Besten will? Ein anderes Mal stellet folgende tröstliche Betrachtung

tung an: Entweder habe ich es durch meine Fehler verdient, oder ich habe es nicht verdient. Wenn ich es verdient habe, worüber kann ich mich beklagen, da ja Gott die ewigen Strafen mit kurzen und kleinen Leiden vertauschen will? Wenn ich es nicht verdient habe . . . doch wie? war mein Leben stets rein genug? . . . wenn ich es nicht verdient habe, so soll ich doch die Vorsehung preisen, welche mich in den Feueröfen des Schmerzes nur deshalb geworfen hat, damit ich um so reiner daraus hervorgehen solle, gleich dem Golde, welches man aus dem Feuer zieht. Ja, seid versichert; so oft ihr leidet, wird Gott bei euch sein. Wenn ihr also nicht Tugend genug habet, um die Leiden zu lieben, so ertraget sie wenigstens mit christlicher Ergebung.

Ein frommer Greis, welcher gewöhnlich fränklich war, brachte einmal ein Jahr ohne Ungemächlichkeit zu, war aber darüber so ergriffen, daß er mit Thränen in den Augen zu Gott ausrief: Herr, du hast mich verlassen; denn du hast deinen Diener während dieses ganzen Jahres nicht heimgesucht. Ein anderer frommer Greis sagte zu seinem Schüler, welcher krank war, und einige Ungeduld verrieth: Mein Sohn, sei nicht betrübt, daß dein Körper durch die Krankheit geschwächt werde, sie kann dir vor Gott sehr heilsam sein: wärest du nur Eisen, so würde das Feuer der Trübsal dich vom Roste reinigen, wärest du Gold, so würde es deiner Tugend nur noch mehr Glanz verleihen. Gib dich also nicht traurigem Trübsinne hin, denn wenn Gott will, daß dein Körper Schmerzen erleide, so geschieht es zur Heiligung deiner Seele; übrigens, wenn Gott es will, wer bist denn du, um ihm zu widerstehen? Habe also Geduld und bitte ihn, daß er in dir seinen heiligen Willen vollziehe. Diese Worte verfehlten ihre Wirkung nicht, und die Geduld des Kranken stieg zum Heldennuthe.

Wenn Krankheit euer Leben bedroht, so soll euer Glauben erwachen; bedenket, daß ihr Christen seid: öffnet eure Seele

den schönen Gestirnungen, von welchen ihr im Nachstehenden lesen werdet.

Während der heilige Franz von Sales eine Rundreise in seiner Diöcese machte, sagte man ihm, ein guter kranker Bauer wünsche vor seinem Hinscheiden seinen Segen zu empfangen. Als bald begab er sich zu ihm und fand, daß dieser Mann, so todtkrank er auch darnieder lag, doch noch bei vollem Verstande sei. Nachdem der gute Bauer seinem Bischofe versichert hatte, mit welcher Freude er ihn sehe, verlangte er zu beichten: ein Jeder zog sich zurück; und als die Beicht vollendet war, sagte er zu dem frommen Prälaten: Euer Gnaden, werde ich wohl sterben? Dieser glaubte, daß die Todesfurcht ihn zur Aeußerung dieser Frage veranlaßt habe und antwortete ihm, um ihm Muth einzuflößen, daß er schon viel schwerer Erkrankte sich habe erholen sehen; daß er aber doch sein ganzes Vertrauen auf Gott setzen müsse, welcher Herr über Leben und Tod sei. Aber doch, Euer Gnaden, erwiderte der Bauer, glauben Sie, daß ich sterben werde? — Mein Sohn, entgegnete ihm der gute Hirte, ein Arzt möchte darauf eine bessere Antwort, als ich, geben. Ich kann dir nur so viel sagen, daß sich deine Seele in sehr gutem Zustande befindet; und daß vielleicht zu einer andern Zeit dies nicht der Fall sein dürfte. Du kannst also nichts Besseres thun, als dich gänzlich der Vorsehung und der Barmherzigkeit Gottes hinzugeben, damit er über dich nach seinem Willen verfüge. — O, Euer Gnaden, versetzte der Bauer, nicht die Furcht vor dem Tode, sondern der Schmerz, länger zu leben, erregt in mir die Begierde, zu wissen, ob ich von dieser Krankheit genesen, oder ihr unterliegen werde. Der Heilige, über diese Sprache erstaunt, und wohl wissend, daß nur eine große Tugend, oder eine übermäßige Traurigkeit den Wunsch, zu sterben, hervorbringen könne, fragte den Kranken, woher ihm dieser Lebensüberdruß komme. Euer Gnaden, erwiderte ihm der ehrliche Mann, diese Welt ist etwas so Unbe-

deutendes, daß ich nicht begreife, wie so viele Menschen sie lieben können; und hätte uns Gott nicht geboten, in derselben so lange zu verweilen, bis er uns aus ihr hinwegnehmen würde, so hätte ich sie schon längst verlassen. Der Prälat, in der Meinung irgend ein Kummer erzeuge in ihm ein so inständiges Verlangen nach dem Tode, fragte ihn, ob Leiden, oder Armuth ihm diesen Eckel am Leben verursacht hätten. Keineswegs, antwortete er; bis zum 70. Lebensjahre, in dem ich jetzt stehe, war ich immer sehr gesund. Vermögen habe ich auch genug: ich weiß nicht, was Armuth ist, Gott sei Dank. — Vielleicht aber, setzte der Heilige hinzu, bist du mit deinem Weibe oder deinen Kindern irgendwie unzufrieden gewesen. — Ganz und gar nicht, antwortete der Bauer; sie haben mir nie den geringsten Kummer verursacht, sie haben mich immer glücklich zu machen gesucht; und wenn ich mit Schmerzen diese Welt verlassen müßte, so würden sie der einzige Gegenstand meines Kummers sein. — Warum wünschest du also so heftig den Tod? sagte alsdann der Bischof. — Euer Gnaden, erwiderte er, weil ich in den Predigten immer von so vieler Herrlichkeit in der andern Welt und den Freuden im Paradiese habe sprechen hören, so daß mir diese Welt wie ein wahres Gefängniß vorkommt. Alsdann, von der Fülle seines Herzens sprechend, sagte er über das Glück des Himmels so rührende und erhabene Dinge, daß der fromme Bischof selbst vor Erstaunen darüber entzückt war. Aber um zu verhüten, daß er in Uebertreibung gerathe, ließ er ihn mehrere Gebete hersagen, worin seine Unterwerfung unter den Willen Gottes ausgedrückt war, sollte er am Leben bleiben, oder sterben. Hierauf versah er ihn mit der letzten Selung, und nachdem er ihn sanft und ohne sich über den geringsten Schmerz zu beklagen, seinen Geist hatte aufgeben sehen, zog er sich zurück, Gott dafür preisend, daß er sein Licht so schlichten Seelen mittheile; dieses Beispiel flößte ihm zugleich auch eine noch größere Verachtung des Irdi-

ſchen und ein noch heißeres Verlangen nach dem himmliſchen Glücke ein.

Giligt rufet eurer ſcheidenden Seele den allmächtigen Gott, den Gott des Lebens und des Troſtes zu Hilfe. Wartet nicht bis zum lezten Augenblicke mit der Verſöhnung eures Gewiſſens. So lange ihr nicht euren Gott empfangen habt, iſt auch euer beſter Freund noch nicht zu euch gekommen. Zähler auf ihn; ſeine Gegenwart in Mitte eures Herzens wird in demſelben einen Frieden, eine Salbung, eine Kraft verbreiten, welche die menſchliche Zunge nicht auszudrücken vermag. —

Der Marſchall von Villars, welcher in der Schlacht von Malplaquet verwundet worden, lag ſo ſchwer darnieder, daß die Rede davon war, ihn mit den Sterbsacramenten zu verſehen. Man ſchlug ihm vor, dieſe religiöſe Handlung im Geheimen zu begehen. Nein, nein, ſagte er; weil die Armee Villars nicht als tapfern Krieger, ſo ſoll ſie ihn doch wenigſtens als Chriſten ſterben ſehen.

Der berühmte Arzt Liſſot reichete zu Lauſanne die Hilfe ſeiner Kunſt einer jungen fremden Dame, deren Krankheit auf einen ſehr beunruhigenden Grad geſtiegen war. Von ihrem gefährlichen Zuſtande in Kenntniß geſetzt, und von dem Schmerze, ſo früh das Leben verlaſſen zu müſſen, gequält, überließ ſie ſich der heftigſten Auflöſung und Verzweiflung. Der Arzt urtheilte, daß dieſe neue Erſchütterung ihr Ende beſchleunigen würde, und rieth deſhalb, wie er gewohnt war, daß man nicht länger zögern dürfe, ſie mit den Tröſtungen der Religion zu verſehen. Ein Prieſter wird herbeigerufen; die Kranke hört ihn an und empfängt als das einzige Gut, welches ihr übrig bleibt, die aus ſeinem Munde fließenden Worte des Troſtes. Sie wird ruhiger, beſchäftigt ſich mit Gott und ihrem ewigen Heile, empfängt die Sacramente mit großer Erbauung; und am andern Morgen findet ſie der Arzt in einem Zuſtande des Friedens und der Ruhe, der ihn in Erſtaunen ſetzt: er findet

das Fieber schwächer und die Kranke besser, so daß dieselbe bald genas. Tissot erzählte gerne diese Begebenheit, und rief mit Bewunderung aus: Wie groß ist doch die Macht der Beichte bei den Katholiken! (Tissot war Protestant.)

Während der langen Krankheit, welche den Dauphin von Frankreich, Vater Karls X., seinem Vaterlande raubte, legte er so großen Muth und so viele Tugenden an den Tag, daß man nicht umhin konnte, ihn zu bewundern. Der Marschall von Richelieu sagte eines Tages ganz laut: Nein, nur die Religion vermag solchen Muth einzulösen. Im Augenblicke, wo sein Leibarzt, getreu dem erhaltenen Befehle, ihn von der Gefahr seines Zustandes in Kenntniß setzte, sagte er ohne Erschütterung, und mit vieler Ruhe und Güte zu ihm: La Breuille, jetzt erkenne ich, daß Sie ein braver Mann sind; ich habe Sie immer geliebt, und sehe nun, daß Sie meine Achtung verdienen. Nun denn, ich gebiete Ihnen, mir mit derselben Freimüthigkeit es zu sagen, wenn Sie bemerken, daß die Gefahr dringender wird. Als er nun wirklich davon in Kenntniß gesetzt worden war, ließ er seinen Beichtvater rufen und empfing die Sacramente mit dem lebendigsten Glauben und der tiefsten Demuth.

La Harpe zeigte während des ganzen Verlaufes der langen Krankheit, die ihn in's Grab führte, den größten Muth und die aufrichtigste Frömmigkeit; er ließ sich mehrmals die Sterbgebete vorlesen. Herr v. Fontanes erschien eines Tages während dieser traurigen Ceremonie: Mein Freund, sagte der Sterbende zu ihm, ihm seine abgezehrte Hand reichend, ich danke dem Himmel, daß er mir noch so viel Bewußtsein und Freiheit des Geistes gelassen hat, um zu fühlen, wie tröstlich und schön dies ist. Es ist dies zugleich der letzte Blick des Christen und des Gelehrten.

Als Edmund de Laage, Zögling im kleinen Seminar von St. Acheul, von einer schweren Krankheit heimgesucht wurde,

verhehlte man ihm nicht die Gefahr seines Zustandes, und wenn man ihn zur Ergebung ermahnen wollte, sagte und wiederholte er oft: Ja, ich bin sehr gefaßt . . . ich glaube . . . ich liebe recht sehr den gütigen Gott; ich habe mich ganz in seinen Willen ergeben. Um ihn gegen die Schrecken, welche gewöhnlich die Nähe des Todes begleiten, zu ermutigen, fragte man ihn, ob er nicht wünsche, daß man ihn mit der letzten Delung versehen? O ja! rief er mit Entzücken aus, ich würde sehr froh sein, sie zu empfangen. Und er empfing sie auch mit der erbaulichsten Frömmigkeit, indem er selbst auf alle Kirchengebete antworten wollte. Der Trost dieses Sacramentes war für ihn nicht vergeblich; es scheint, daß der böse Geist ihn heftig anfocht; zu verschiedenen Malen sah man ihn mit dem Kopfe und den Armen Bewegungen machen, wie wenn er Jemanden zurückstoßen wolle; und dann hörte man ihn ausrufen: Du quälst mich; verlasse mich! . . . nein, ich will dich nicht. . . Dir, o mein Gott, gehöre ich mit ganzer Seele an. In einer andern ähnlichen Krisis begann er von selbst mit lauter Stimme das Gebet des Herrn vorzubeten, woein alle Anwesenden einstimmten. Als er einige Zeit darauf bewegt erschien, sagte einer aus seiner Umgebung zu ihm: Fürchte dich nicht, mein Kind, es sind unser fünf Priester um dich. — O, ich fürchte mich nicht, mein Vater, antwortete er; hierauf setzte er mit einem so durchdringenden Tone, welcher den Umstehenden Thränen entlockte, hinzu: Jesus, mein Gott! mein Gott! erbarme dich meiner, wirf in diesem elenden Leben einen Blick auf mich. . . O mein Gott! ich lege meine Seele in deine Hände.

Dieser fromme Jüngling entschlief im Herrn am 27. Mai 1825; er war 14 Jahre alt.

Gabriel von Bausleury, zu Laval geboren, wurde von einem bössartigen epidemischen Fieber ergriffen, welches gegen die Mitte des Jahres 1826 im Lande herrschte. Diese so

schmerzliche Krankheit entlockte ihm nicht eine einzige Klage. Mit der aufmerksamsten Sorgfalt suchte er seinen Eltern jede Unruhe zu benehmen, und in der Furcht, sie zu erschrecken, wagte er nicht, von den Sterbsacramenten zu sprechen. Als er sich jedoch am Weihnachtstage kränker fühlte, sagte er zu seiner Mutter, daß er, wenn ihr dies keine Besorgniß verursache, gerne communiciren wolle. Diese, welche nicht im Geringsten unruhig war, weil man sie mit aller Sorgfalt über den Zustand des Kranken getäuscht hatte, versicherte ihn, daß ihr dies im Gegentheile vielen Trost gewähren werde, und ließ den Beichtvater rufen. Man kam dahin überein, daß man ihm am folgenden Tage die heilige Wegzehrung bringen solle; aber das Uebel machte solche Fortschritte, daß man es für geeignet hielt, die letzte Delung damit zu verbinden. Man nahm sich nicht einmal die Zeit, ihn im Voraus davon in Kenntniß zu setzen. Der Arzt, welcher vielleicht den Eindruck befürchtete, den diese unerwartete Ceremonie auf ihn machen könnte, sagte: Aber ich habe ja nicht von der letzten Delung gesprochen. Gabriel erwiderte lebhaft: Warum denn? ich bin ja damit einverstanden, es ist ein so schönes Sacrament. Er reichte selbst seine Hände zu der heiligen Salbung mit einer bewunderungswürdigen Inbrunst, antwortete auf alle Gebete und schien, als man ihm den Leib unseres Herrn reichte, mit aller Kraft sich zu ihm aufzuschwingen. Gott hatte ihm die Gnade angedeihen lassen, seine ganze Geistesgegenwart während der Ceremonie beizubehalten. Nach Beendigung derselben sagte seine Mutter zu ihm: Mein Kind, unser Herr hat während seines sterblichen Lebens so viele Kranke geheilt, ich hoffe dieselbe Gnade von der Heimsuchung, womit er dich beehrt hat. — Ich hoffe es auch, Mutter, versetzte er; wenn aber dem nicht so wäre . . . Dies ist das einzige Wort, welches er zu ihr bezüglich seines Zustandes zu sagen wagte, ein kostbares Wort, welches etwas mehr, als eine bloße Ergebung in den Willen der Vorsehung verräth.

Den ganzen Tag, welcher auf den Empfang der Sacramente folgte, wiederholte er unaufhörlich, wie glücklich er sich fühle. Man fürchtete einen schmerzlichen Eindruck auf mich zu machen, sagte er, ich habe nur den einer großen Freude empfunden. Eine Stunde vor seinem Hinscheiden wiederholte er noch einen Act der Liebe zu Gott mit seinem Beichtvater, welcher ihn erst dann verließ, nachdem er ihm die Augen geschlossen hatte. Es war am Tage des heiligen Johannes, am 27. Dezember 1826. Als sein Vater ihn zum Leytenmale umarmte, hatte er zu ihm gesagt: Lebe wohl, mein Sohn; sei glücklich! . . . Man wollte, daß diese Worte, welche Unsterblichkeit und Glück athmen, auf sein Grabmal eingegraben würden. Man fügte ihnen noch die des Psalmisten bei, welche die Antwort darauf zu sein scheinen: Ich hoffe, die Güter des Herrn im Lande der Lebendigen zu besitzen.

Katharina von Harlay, aus einer durch ihr altes Geschlecht und ihre Tugenden ausgezeichneten Familie entsprossen, erhielt eine ächt chrystliche Erziehung, die sie der Sorgfalt einer Mutter verdankte, welche diesen Namen wahrhaft verdiente. Sie brachte in die Ehe und behielt auch in derselben alle Tugenden bei, die man an ihr seit ihrer Kindheit bewundert hatte. Kaum waren zwei Jahre seit ihrer Ehe mit Herrn v. Meilleraye verflossen, als sie plötzlich von einem heftigen Fieber ergriffen ward; ihre Schmerzen waren übermäßig groß; sie entlockten ihr keine Klage. Fahre fort, rief sie aus, fahre fort, o Gott der Barmherzigkeit, meine Leiden zu vermehren, wenn es dein Wille ist: ich darf nur um die Kraft und den Muth bitten, sie zu ertragen; und diese Gnade, ich erflehe sie im Namen der reinen Jungfrau, welche neun Monate meinen Erlöser in ihrem Schooße trug. Sie verlangte nach der heiligen Wegzehrung, und aus Ehrfurcht vor dem erhabenen und anbetungswürdigen Wohlthäter, den sie empfangen sollte, wollte sie, daß ihr Zimmer mit Allem, was sie Kostbares besaß, geziert

werde, und daß man ausgesuchte Wohlgerüche in den Gemächern verbreite, durch welche ihr göttlicher Herr und Meister kommen sollte. Ihre Schwäche war außerordentlich, nichts desto weniger befahl sie, daß man sie emporhebe, damit sie auf den Knien ihren Erlöser empfangen könne. Ei was, sagte sie zu denen, welche sich ihrem Wunsche entgegensetzten, wäre es wohl gerecht, daß mein Herr und mein Gott zu mir käme, und ich ihn empfinde ohne äußere Ehrenbezeugungen? Man fügte sich ihrem Verlangen, und von zweien ihrer Frauen unterstützt, kniete sie so lange nieder, als die Ceremonie dauerte. Im Augenblicke, wo sie ihren Erlöser erblickte, rief sie aus: Ich bete dich an, du Brod des Lebens, du Speise der Auserwählten, du Wonne der Engel und der Menschen; ich opfere dir auf und weihe dir meinen Leib, mein Herz, meine Seele mit all ihren Kräften; verfüge über mich nach deinem heiligen Willen. Als die Gefahr dringender geworden war, verlangte sie inständig nach dem Sterbsacramente. Jetzt gestattete Gott, um diese schon so vollkommene Seele ganz zu reinigen, dem Engel der Finsterniß, sie zu versuchen. Ich fühle, sagte sie zu den Priestern, welche ihr Sterbebett umgaben, daß der Feind meines Heiles meine Seele in Unruhe zu versetzen sucht, indem er mir die strenge Gerechtigkeit meines Gottes und seine furchtbaren Gerichte vor Augen führt: aber dieser verzweiflungsvollen Aussicht werde ich seine unendliche Barmherzigkeit entgegenstellen; er hat versprochen, meine Beleidigungen zu verzeihen, und wenn ich in seiner Gnade lebe, was kann ich in dieser und in der andern Welt fürchten? Man spreche zu mir nur mehr die Sprache des Vertrauens; man zeige mir nur mehr die offenen Wunden meines Erlösers, um mir ein Asyl zu gewähren. —

Als sie fühlte, daß ihr Ende nahe, wünschte sie ihren letzten Seufzer auf der Erde ausgestreckt auszuhauchen. Ihr Beichtvater wagte nicht, ihr diese so bestimmt geäußerte Bitte

zu versagen, aus Furcht, er möchte sich sonst der Eingebung des heiligen Geistes widersetzen. Man legte sie auf die Erde, und nur mit Mühe konnte sie dahin gebracht werden, zu gestatten, daß man ihren Kopf auf eine Matraze stütze. In dieser Lage beehrte sie ein Crucifix und ließ ein anderes noch vor sich hinstellen; hierauf sprach sie mit starker und belebter Stimme folgende Worte: O mein Erlöser, welch' ein Unterschied zwischen deinem Tode und dem meinigen, zwischen deinen Qualen und den meinigen! Dich überhäufte man mit Hohn, während ich nur Worte des Friedens und des Trostes vernehme; du warst von deinen Freunden verlassen, die meinigen stehen um mich herum. Wie schwach auch meine Leiden sein mögen, nimm sie an, o Herr, zur Sühne für meine Sünden. Während sie diese Worte sprach, küßte sie das Bild ihres Erlösers, und verschied hierauf im zwanzigsten Jahre ihres Lebens.

Es gibt keinen feierlicheren Anblick, als wenn ein geliebter Vater, oder eine geliebte Mutter auf dem Todsbette ihre in Trauer versunkene Familie um sich herum sehen, um ihre letzten Seufzer und Worte zu vernehmen. Wenn Gott euch selbst einen solchen Anblick bestimmt hat, so trachtet, ihn für diejenigen nutzbringend zu machen, welche ihr auf der Erde zurücklasset: in dem Augenblicke, wo man schon gleichsam den ersten Schritt in die Ewigkeit gethan hat, kann man am sichersten dem Wanderer den Weg dorthin zeigen. Im Augenblicke, wo die Welt der Wirklichkeit sich öffnet, urtheilt man am richtigsten über die Täuschungen des Lebens. Betrachtet und ahmet daher den sterbenden Christen nach.

Ich weiß nicht, ob die Legende der Heiligen ein schöneres Schauspiel darzubieten hat, als dasjenige, welches uns Ludwig IX. gewährt, als er an der Küste von Afrika starb und seinem Sohne die letzten Lehren gab, welche ein Nachkomme desselben als die schönste Erbschaft bezeichnete, die er seinem Hause hinterlassen konnte.

Theurer Sohn, sagte er zu Philipp, vor Allem empfehle ich dir, Gott von ganzem Herzen zu lieben, und eher jede Qual zu leiden, als eine Todsünde zu begehen. Wenn dir Gott Widerwärtigkeiten schickt, so ertrage sie willig, und denke, daß du ihn oft beleidigt hast. Ueberhäuft er dich aber mit Glück, so sei deshalb nicht stolz; denn man darf die Gaben Gottes nicht mit Schlechtem vergelten. Beichte oft, und wähle dir hauptsächlich einen geschickten und klugen Beichtvater, der dir mit Sicherheit zu zeigen vermag, was du thun oder lassen sollst, der es wagt, dich wegen deiner Sünden zu tadeln, und dir deine Fehler zu zeigen. Wohne der heiligen Messe andächtig und mit Herz und Mund an. Sei gütig und mitleidig gegen die Armen und unterstütze sie nach Kräften. Erhalte die guten Gewohnheiten in deinem Reiche aufrecht und verbessere die schlechten. Ueberbürde dein Volk nicht mit Auflagen. . . Trachte, daß deine Umgebung aus klugen und wackern Männern bestehe, welche weder nach geistlicher, noch nach weltlicher Macht begierig sind, unterhalte dich dann häufig mit ihnen, und fliehe den Umgang mit bösen Menschen. Höre gerne das Wort Gottes und bewahre es im Herzen, ebenso verzeihe gerne. Keiner wage es, in deiner Gegenwart ein sündhaftes oder verleumderisches Wort zu sprechen, noch dulde, daß Gott gelästert werde. Danke häufig Gott für alle Güter, die er dir gegeben, damit du noch andere verdienst. Bei Handhabung der Gerechtigkeit sei unbeugsam, doch unterstütze und verhilf dem Armen zu seinem Rechte, damit die Wahrheit kund werde. Sorge auch, daß Friede und Recht bei deinen Unterthanen heimisch werde. Bezüglich der Gesetze und des Herkommens in deinem Reiche, so halte sie aufrecht, wie auch deine Vorgänger sie aufrecht erhalten haben; nur was schlecht an ihnen ist, verbessere. Durch die Macht und den Reichthum der Städte wirst du Fremde und besonders deine Pairs und Barone im Zaume halten. . . Sei sparsam in deinem Haushalte, und endlich, mein lieber Sohn, lasse Messen für meine

Seele in deinem ganzen Königreiche lesen und für sie beten, und lasse mich Theil nehmen, an allen Wohlthaten, welche du erweisen wirst. Theurer Sohn, ich gebe dir meinen Segen, wie ihn immer ein guter Vater seinem Sohne geben kann. Möge die heilige Dreifaltigkeit und die Heiligen dich vor allen Uebeln schützen und bewahren, und Gott dir die Gnade schenken, daß du immer seinen Willen erfüllst, damit du und ich nach diesem sterblichen Leben, mit ihm wiedervereinigt, ihn in Ewigkeit preisen können. Amen.

Nachdem dieser Fürst alle seine Pflichten als Vater und König erfüllt hatte, dachte er nur mehr daran, die Sacramente der Kirche zu empfangen und sich auf den Tod vorzubereiten. Während der Priester ihm die letzte Delung erteilte, und die Anwesenden in Thränen zerfloßen, antwortete er auf die Gebete mit Inbrunst und Ruhe. Man brachte ihm hierauf die heilige Wegzehrung. Sofort sammelte er seine Kräfte, fiel auf die Kniee und empfing seinen Erlöser, vom lebendigsten Glauben beseelt. Von nun an wurde seine Andacht nicht mehr unterbrochen. Von Zeit zu Zeit wiederholte er die kirchlichen Gebete oder einige Verse aus den Psalmen; so athmete seine Seele in heiliger Andacht zum letztenmale in diesem zeitlichen Leben zu Gott auf. Lehre uns, o Herr das Glück verachten und vor dem Unglücke keine Furcht haben; o mein Gott, heilige und beschirme dein Volk; ich werde in dein Haus eingehen, ich werde dich, o mein Gott, in deinem heiligen Tempel anbeten. Nach seinem Tode sah er so schön und so frisch aus, sagte ein Augenzeuge, wie wenn er in voller Gesundheit stände, und es schien vielen Leuten, als lächle er. Der heilige Ludwig schien von der Höhe des Himmels herab die Krieger zu beschützen, welche er an ein fremdes Gestade geführt hatte. Zweimal siegten die Franzosen über die Sarazenen, und sie schifften sich zur Heimkehr erst dann ein, nachdem sie die

Ungläubigen gezwungen hatten, einen für dieselben nachtheiligen Frieden zu unterzeichnen.

Solche Gesinnungen sollen eure Seele während der letzten Tage eurer Pilgerfahrt erfüllen; es sind entscheidende Tage, wo es sich um eure ewige Zukunft unwiderruflich handelt. Verharret bis zum Ende in diesen bewunderungswürdigen Gesinnungen des Glaubens, des Vertrauens, der Liebe, der Ergebung, der Furcht vor der geringsten Sünde. Der Lohn hiefür ist die unsterbliche Krone: ein einziger schwacher Augenblick könnte sie euch rauben.

Die Kämpfe und Siege der 40 Martyrer von Sebaste, einer Stadt in Armenien, sind allen Jahrhunderten überliefert, in allen Kirchen geehrt und von mehreren heiligen Vätern verherrlicht worden. Es waren Krieger einer römischen Legion, deren Stolz und Ruhm sie in den Schlachten gewesen. Als der Statthalter Agricola ihnen befohlen hatte, den Götzen zu opfern, weigerten sie sich standhaft, ohne weder auf die Belohnungen, die man ihnen versprach, noch auf die Folterqualen, womit man sie bedrohte, Rücksicht zu nehmen. Auf alle Anforderungen gaben sie die hochherzige Antwort: Wir wollen keinen falschen Reichthum, wir suchen wahre und bleibende Güter; es geschieht euch kein Unrecht, wenn wir den Vorzug dem Gotte geben, von welchem wir diese Güter erwarten, wenn wir ihm treu bleiben; übrigens sind wir für den Gott, dem wir dienen, und welcher allein unsere Anbetung verdient, zu sterben bereit. Der Statthalter, welcher die Kühnheit dieser Rede nicht zu ertragen vermochte, erfand eine neue Art Martyr, um sie zu erschüttern. Es herrschte damals gerade eine sehr große Kälte; er befahl nun, daß sie ganz nackt eine Nacht hindurch auf einem gefrorenen Weiher ausgelegt würden, damit sie den Tod durch Erfrieren fänden; zugleich ließ er aber auch, um sie in Versuchung zu führen, ein warmes Bad ganz in der Nähe des Weihers herrichten, damit man diejenigen hineinbringen könne,

welche, der Heftigkeit der Qual unterliegend, Jesu Christo entsagen und den Göttern opfern würden. Diese edeln Kämpfer gingen alle mit Freuden dem Tode entgegen und ermunthigten sich gegenseitig, indem sie zu einander sagten, daß sie durch eine einzige qualvolle Nacht das ewige Glück gewinnen würden. Weil wir einmal sterben müssen, sprachen sie, so laßt uns sterben, um ewig zu leben. Zu gleicher Zeit verrichteten sie das nämliche Gebet mit gleicher Inbrunst. Wir sind, o Herr, zu vierzig in den Kampf gegangen, bewirke, daß wir als Sieger gekrönt werden, und daß kein Einziger an dieser geheimnißvollen Zahl fehle.

Leider hatten sie den Schmerz, sehen zu müssen, daß einer von ihnen den Muth verlor und sich in das warme Bad stürzte; allein dieser Unglückliche starb alsogleich. Gott wollte nicht, daß ihr Gebet ohne Wirkung blieb. Der Statthalter hatte eine Wache in ihrer Nähe aufgestellt, welche den Befehl hatte, sie zu beobachten; diese sah, wie Engel vom Himmel herabkamen, welche Kronen über das Haupt dieser edlen Streiter Christi hielten, mit Ausnahme eines Einzigen; dieses war aber der Feige, welcher seinen Glauben verleugnet hatte. Der Wächter wurde von diesem Schauspieler so betroffen, und empfand auf einmal durch dieses himmlische Gesicht ein solches Verlangen nach dem Martyrtode, daß er augenblicklich ein Christ wurde, den Platz des Abtrünnigen einnahm, und die Taufe empfing, allein nicht im Wasser, sondern in seinem eigenen Blute.

Als am andern Tage noch einige lebten, befahl der Statthalter, sie in's Feuer zu werfen. Man legte sie alle auf Wagen, den Jüngsten ausgenommen, der noch mehr Lebenskraft als die Andern besaß, und den man eines Bessern zu belehren hoffte. Aber seine Mutter, welche anwesend war, erhob sich über die Gefühle der Natur und konnte diese grausame Nachsicht der Tyrannen nicht ertragen; sie ermunthigte ihren Sohn mit den Worten: Mein Sohn, vereitle nicht den Wunsch deiner

Mutter: du wirst ihre Freude vermehren, wenn du die Krone für den Sieg verdienst, welchen du über die Feinde deiner Religion davontragen sollst. Zugleich nahm sie ihren Sohn, legte ihn zu seinen ruhmwürdigen Gefährten auf den Wagen und folgte in heiliger Freude diesen kühnen Kämpfern: einige Augenblicke darauf hauchte ihr Sohn sein Leben aus. Wie glücklich bist du, Mutter, einen solchen Sohn! wie glücklich du, Sohn, eine solche Mutter gehabt zu haben!

Die Beharrlichkeit ist eine Gnade, welche wir nie verdienen können, sondern die wir von der Güte Gottes hoffen müssen. Es ist nicht genug, gut anzufangen, sondern man muß gut endigen. Judas hat gut angefangen und schlecht geendet; der heilige Paulus schlecht angefangen und gut geendigt: das Ende entscheidet Alles. Derjenige wird die Krone der Herrlichkeit erlangen, sagt Jesus Christus, der bis zum Ende ausgeharrt hat: *Qui perseveraverit usque in finem, hic salvus erit.*

Siebenzehnter Abschnitt.

Pflichten gegen die Todten.

Wie viele Seelen gibt es, welche rein genug wären, um ohne den Mittelzustand dieses Thales der Thränen und des Jammers in jenes Land der Lebendigen einzugehen, in welches nichts Unreines eintreten kann? Wo ist unser Glaube? Wir vergessen zu sehr unsere theuern Hingeshiedenen. Mancher, der sich heftige Vorwürfe hätte machen können, daß er einen Verwandten oder einen Freund den geringsten Schmerz hatte leiden lassen, von dem er ihn hätte befreien können, denkt nicht einmal daran, die Barmherzigkeit Gottes anzusehen, um aus den Flammen des Fegfeuers einen Vater, eine Mutter, einen Bruder, eine Schwester, einen Freund, einen Wohlthäter zu befreien, die vielleicht nur deshalb leiden, weil sie ihn zu sehr geliebt hatten. Fern sei von euch ein solcher Undank. Jeden

Tag eures Lebens denket an die Verwandten und an die Freunde, welche der Tod euch geraubt hat, und betet für die Erleichterung der Seelen im Fegfeuer. Auch ihr werdet vielleicht an diesem Orte der Sühnung zu leiden haben; und alsdann werden die Gebete derjenigen, die dich überleben, dich für deine fromme Liebe zu den Verstorbenen belohnen.

Das Gebet für die Hingeschiedenen ist von der Kirche immer dringend empfohlen worden, und die zahllosen Stiftungen, zu welchen die Frömmigkeit unserer Voreltern dieselben für die Seelenruhe derjenigen angeregt hat, die ihnen theuer gewesen waren, zeugen ziemlich deutlich von der Herrschaft dieses Glaubens. Es gibt vielleicht keine Glaubenslehre, welche so wohlthätige Folgen gehabt hat. Die Ueberzeugung, daß die guten Werke der Lebenden den Todten nützen, hat die zärtliche Liebe der Verwandten zur Erleichterung des Glendes, das ihnen fremd war, vielfach angeregt. Ein Vater, eine Tochter weiheten ihr Vermögen und bisweilen ihr Leben der Unterstützung der Armen, um ein Kind, eine Mutter zu retten, welche sie beweinten.

Wir wollen bei dieser Gelegenheit nur eine Thatsache anführen, deren Andenken sich noch in mehreren unserer Provinzen in frommer Weise erhalten hat, und welche beweist, wie vertraut unsere Voreltern mit diesem Gedanken waren. Die Nachtwächter, welche zur Aufrechterhaltung der Ordnung aufgestellt sind, riefen von Zeit zu Zeit: Ihr Alle, Leute, die ihr wachet, betet für die Verstorbenen! Es lag, wie es uns dünkt, etwas sehr Sittliches und sehr Religiöses in diesem Gedanken an den Tod, welchen man also mit der Stille und der Finsterniß der Nacht in Einklang brachte, indem man ihn mit den Gefühlen frommen Vertrauens und christlicher Liebe verband.

Schluß.

Der geheimnißvolle Traum.

Das ist, meine Kinder, der Wegweiser, den ich euch versprochen; nach demselben haben eine Menge Pilger, welche jetzt auf dem Throne des ewigen Vaterlandes sitzen, ihre Wanderschaft vollendet. Ihr sehnct euch nach ihrem Glücke, ihr findet sie weise, daß sie diesen Weg, welcher zur Glückseligkeit führt, eingehalten haben. Wäret ihr vernünftig, wenn ihr einen andern wähltet? Warum solltet ihr das nicht vermögen, was so viele Andere vermocht haben? Seid ihr nicht die Kinder der Heiligen? Fließt nicht christliches Blut in euern Adern? Möchten euch doch nicht die Täuschungen des Lebens verführen; möchten die treulosen Blumen, womit der Weg zum Abgrunde bedeckt ist, weder eure Schritte, noch eure Blicke lenken: glaubet mir, es wird euch schwerer fallen, dem Wege, der zum Tode führt, zu folgen, als zu dem zu gelangen, der zum Leben führt. Beherziget wohl diese letzte Wahrheit: der beredteste Kirchenvater soll sie euch entwickeln.

Während meines Schlafes, sagt der große heilige Chrysostomus, hatte ich einen außerordentlichen und geheimnißvollen Traum, der mir bei meinem Erwachen vielfach Gelegenheit gab, vor Gott Betrachtungen anzustellen.

In diesem Traume sah ich einen köstlichen Ort, ein reizendes Thal, wo die Natur all ihre Schönheiten und ihren ganzen Reichthum entfaltet hatte; es war ein bezaubernder Aufenthalt; daselbst sah mein Auge lachende Wiesen, liebliches Grün, zahllose Blumen, reichliche Früchte; mit Einem Worte, alle Reize und alle Annehmlichkeiten, welche die Einbildungskraft sich kaum auf einmal vorstellen kann.

Was mich in Erstaunen setzte, war, daß ich in Mitte dieses wohnigen Thales einen einzigen Menschen sah, mit trau-

rigem Aussehen, mit verstörtem Antlitz, mit nachdenkender Miene; seine ganze Haltung verrieth die Unruhe und Aufregung seiner Seele; bald senkte sich sein Blick starr und unbeweglich auf die Erde, bald ging er mit großen Schritten und unstillen Geberden einher, dann blieb er plötzlich stehen, tiefe Seufzer ausstößend und in düsteren Tieffinn versunken, welcher sich der Verzweiflung zu nähern schien.

Indem ich aufmerksam hinblickte, bemerkte ich, daß dieses reizende Thal an einen furchtbaren und unermesslichen Abgrund angrenzte, wohin eine fremde Gewalt den bewegten Mann, der bei diesem Anblicke nicht einen Augenblick Friede und Freude genießen konnte, unwillkürlich zu drängen schien.

Ein neuer Gegenstand der Bewunderung für mich; indem ich meine Blicke weiterhin richtete, sah ich einen andern ganz entgegengesetzten Ort: ein düsteres und dunkles Thal, steile Berge, wüste Strecken; Unfruchtbarkeit und Trockenheit schienen allein diesen öden Aufenthalt zu bewohnen; kein Blatt, kein Grün. Alles flößte Traurigkeit und eine Art Schauer ein. Aber mein Erstaunen stieg noch mehr, als ich in diesem Thale einen blassen, abgemagerten, schwächlichen Menschen erblickte, aus dessen Gesicht aber Zufriedenheit und Heiterkeit sprach und in dessen Haltung Ruhe lag: ungeachtet dieses Außern eines niedergeschlagenen Menschen verkündigte Alles an ihm den Frieden des Herzens und die innere Freude der Seele.

Indem ich fortwährend mit Aufmerksamkeit hinschaute, bemerkte ich, daß sich am Ende dieses Jammerthales, dieser schrecklichen Einöde, ein köstlicher Ort zeigte, eine liebliche Ferne, wo man fruchtbare Ebenen und eine glückliche Gegend entdecken konnte. Auf dieses Ziel waren die Blicke des Menschen fortwährend gerichtet, er verlor es nicht aus dem Gesichte und strebte mit allen Kräften dahin; er beeilte sich, dort anzukommen, und lenkte oft seine Schritte durch Dornen, die ihn verwundeten, und bisweilen ganz mit Blut bedeckten; aber das

Blut und die Wunden belebten seinen Muth und schienen ihm neue Kräfte zu verleihen.

Je mehr und mehr von diesen beiden so verschiedenen Gemälden überrascht, und ohne den Kummer des an einem Orte der Wonne sich befindlichen Menschen und den Frieden des Andern in dem Thal voll Mühseligkeiten begreifen zu können, seufzte ich nach der Aufklärung dieses Geheimnisses.

Jetzt ertönte eine Stimme in meinem Herzen und rief mir die Worte zu, wie wenn man sie laut und vernehmlich ausgesprochen hätte: Diese beiden Menschen, sagte die Stimme, sind das Bild derer, welche entweder mit sündlichen Banden an der Welt hängen, oder mit aufrichtiger Hingebung dem Dienste Gottes leben.

Die Welt bietet Anfangs ihren Anhängern Güter, Freuden, Wonne dar. Der Aufenthalt in ihr ist scheinbar bezaubernd; Alles lacht uns in ihr an, Alles entzückt; man gibt sich ihren trügerischen Annehmlichkeiten hin, man läßt sich von ihnen verführen: aber bald erkennt man die Nichtigkeit und das Leere derselben; allmählig empfindet man Ekel an ihr, man findet in ihr nur Bitterkeit; und was das Niederschlagendste ist, man sieht das traurige Ziel, den schrecklichen, unvermeidlichen Abgrund, worein sich zuletzt diejenigen stürzen, die auf diesem gefährlichen, mit Blumen übersäten Wege wandeln.

Daher rührt die Aufregung, die Unruhe, die Furcht, der düstere und schwarze Tiefsinn, in welchen jener Mensch versunken schien: nichts konnte sein Herz befriedigen, Alles goß ein heimliches Gift über diese scheinbaren Freuden, die seinen Augen entchwanden, sobald er die traurige Aussicht in die Zukunft bemerkte, in welcher sie zuletzt ein unglückliches Ende nehmen. Der Andere empfindet im Gegentheile ein ganz entgegengesetztes Loos im Dienste Gottes. Wohl gibt es da Anfangs Mühseligkeiten und Prüfungen: ein Thal der Thränen bewohnt er; er muß sich Gewalt anthun, der Lebensfreuden

entbehren, seine Tage in Zwang und Ueberwindung zubringen: aber man ermutigt sich im Hinblick und in der Hoffnung einer auf immer glücklichen Zukunft. Dies war der Antheil jenes Menschen in dem düstern Thale und der öden Gegend. Der Anblick des Glückes, nach dem er trachtete, hielt ihn aufrecht und tröstete ihn in allen seinen Leiden; diese lebendige und unerschütterliche Hoffnung mischte die reinste Zufriedenheit unter die größten Mühen, und die Erwartung, bald an's Ziel zu gelangen, versüßte alle Mühseligkeiten seiner Wanderschaft. Seine Anstrengungen, seine Kämpfe, selbst seine Wunden und das Vergießen seines Blutes, Alles ward ein Trost für ihn bei der Aussicht auf die glückliche Ferne, wohin beständig seine Blicke, seine Wünsche und seine heißeste Sehnsucht gerichtet waren.

Schönes Bild, ich wiederhole es noch einmal, des weltlich und des christlich gesinnten Menschen in den verschiedenen Zuständen dieses sterblichen Lebens. Wie bald verwandelt sich die falsche Freude, welche die Welt Anfangs dem Erstern zum Genuße darbietet, in wahren Barmuth; ebenso geht für den Letztern die vergängliche Bitterkeit, die er Anfangs im Dienste Gottes empfindet, bald darauf in Freude und in Trost über.

Lebet wohl, meine Freunde! gedenket eurer Väter im Glauben, eurer Vorgänger auf der Pilgerfahrt von der Erde zum Himmel; ziehet oft euern Wegweiser zu Rath; folget ihm festen Schrittes, er kann euch nicht irre führen: es ist der Wegweiser der Heiligen, es ist der, den sie euch bei ihrer Heimkehr in's Vaterland hinterlassen haben. *Haec sunt vestigia quae Sancti quique in patriam revertentes nobis reliquerunt.*

Inhalt.

	Seite
I. Kapitel. Allgemeine Pflichten. — Charakter des Christen. —	
Werth der Religion	9
1. Abschnitt. Pflichten gegen Gott	14
2. Abschnitt. Pflichten gegen die Kirche	57
3. Abschnitt. Pflichten gegen den Nächsten	64
4. Abschnitt. Pflichten gegen uns selbst	90
II. Kapitel. Besondere Pflichten	119
1. Abschnitt. Pflichten der Kinder und Untergebenen im Allgemeinen. Gehorsam, Ehrfurcht, geistige und körper- liche Hilfe	119
2. Abschnitt. Bruderliebe	137
3. Abschnitt. Freundschaft	146
4. Abschnitt. Beruf	154
5. Abschnitt. Klosterstand	162
6. Abschnitt. Cölibat	173
7. Abschnitt. Ehestand	174
8. Abschnitt. Familienpflichten	188
9. Abschnitt. Pflichten des reifen Alters	203
10. Abschnitt. Pflichten des Melchen	207
11. Abschnitt. Pflichten des Armen	216

Inhalt.

	Seite
12. Abschnitt. Pflichten im Unglücke	218
13. Abschnitt. Pflichten des Sünders	226
14. Abschnitt. Pflichten im öffentlichen Unglücke	234
15. Abschnitt. Pflichten des Greises	241
16. Abschnitt. Pflichten des Kranken	245
17. Abschnitt. Pflichten gegen die Todten	260
Schluß. Der geheimnißvolle Traum	262

Im Verlage von G. J. Manz in Regensburg sind nachfolgende Werke von

„S. G a u m e“

erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die
k a t h o l i s c h e R e l i g i o n s l e h r e
nach ihrem ganzen Umfange
o b e r

historische, dogmatische, moralische und liturgische
Darstellung der Religion
von Anbeginn der Welt bis auf unsere Tage.

Nach der sechsten Ausgabe des französischen Originals übersetzt.

Mit einem Vorwort von K. Zwickenspflug.

Mit mehreren erzbischöflichen und bischöflichen Approbationen.

8 Bände. Nebst Universalregister. gr. 8. geh. 13 fl. od.
8 Thlr. 3 gr.

Geschichte der häuslichen Gesellschaft

b e i
allen alten und neuen Völkern,
o b e r

Einfluß des Christenthums auf die Familie.

Aus dem Französischen.

3 Bände.

(1r Band auch u. d. Titel: „Wohin gehen wir?“ Ein Blick auf die Bestrebungen der gegenwärtigen Zeit. Einleitung zur Geschichte der häuslichen Gesellschaft.)

gr. 8. geh. 4 fl. 12 kr. od. 2 Thlr. 14 gr.

M a r i a,

unser Leitstern auf dem Lebensmeere;

o b e r:

Bekehrung, Gedanken und Gefühle des D. Ludwig Maria v. Conciliis, Richter am obersten Gerichtshofe in Neapel.

Aus dem Französisch. 12. geh. 30 kr. od. 8 gr.

R o m

in seinen drei Gestalten,

oder

das alte, das neue und das unterirdische Rom, oder die
Catacomben.

Aus eigener Anschauung geschildert.

Mit den Plänen des dreifachen Roms.

Aus dem Französischen.

4 Bände.

(4r Bb. auch u. d. Titel: Geschichte der Catacomben in Rom.
Mit 1 Plane der Catacomben.)

gr. 8. geh. 7 fl. 39 fr. oder 4 Thlr. 12 gr. (4r einzeln
2 fl. 15 fr. oder 1 Thlr. 9 gr.)

Handbuch für Beichtväter,

bestehend

1) aus dem durch die liebevolle und verschwiegene Verwaltung des
Sacramentes der Buße geheiligten Priester; 2) aus der Übung für
Beichtväter des hl. Liguori; 3) aus den Warnungen für Beicht-
väter u. der Abhandlung über die Generalbeichte des gottsel. Leon-
hard v. Porto Maurizio; 4) aus den Belehrungen des hl. Karl
Borromäus für Beichtväter; 5) aus den Rathschlägen des hl. Franz
v. Sales für Beichtväter, 6) und des hl. Philippus Neri,
7) und des hl. Franziskus Xaverius.

Aus dem Franzöf. nach der fünften, sehr verm. und verb.
Aufsl. vollständig übers.

gr. 8. geh. 2 fl. 36 fr. od. 1 Thlr. 14 gr.

Europa im Jahre 1848.

Oder:

Betrachtungen über die Organisation der Arbeit,
den Communismus und das Christenthum.

Nebst zwei Beigaben:

Die Lösung der Frage: Warum gibt es Reiche? Warum
gibt es Arme?

Volkskatechismus,

oder Fragen und Antworten über die Pflichten der
Gesellschaft.

Aus dem Franzöf. gr. 8. geh. 40 fr. od. 10 gr.

Die Entweihung des Sonntags

in Hinsicht auf

Religion, Familie, Freiheit, Wohlfahrt, menschliche
Würde und Gesundheit

betrachtet.

Aus dem Franz. gr. 8. geh. 40 kr. od. 10 gr.

Ferner ist im Verlage von G. J. Manz in Regensburg erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Barth, R., gesammelte Schriften. 18 Bdchen. Auch u. d. Titel: **Erzählungen für die Jugend und Jugendfreunde.** 18 Bdchen. Mit einem Stahlstiche. 8. geh. 54 kr. od. 14 gr.

Inhalt: Vorwort. 1. Kindes-Liebe. 2. Rupert, der Heilige, der Apostel Bayerns. 3. Der Garten. 4. Das Kästchen. 5. Das Reifchen. 6. Der Lotterie-Laden.

— — dasselbe. 28 Bdchen. Auch u. d. Titel: **Erzählungen für die Jugend und Jugendfreunde.** 28 Bdchen. Mit 1 Stahlst. 8. geh. 54 kr. od. 14 gr.

Inhalt: 1. Die Christnacht eines armen Knaben. 2. Der Stieg. 3. Mariens Brautkrone. 4. Die erste und letzte Erzählung.

Buch, das, der Wahr- und Weissagungen. Eine vollständige Sammlung aus den Schriften aller wichtigen Propheten und Seher der Gegenwart und Vergangenheit, namentlich aus jenen von Nilly, Bischof Müller, Peter Turrel, Richard Kouffat, Theodatus Philipp Olivarius, Bartholomäus Holzhauser, Hermann von Lehnin, Simon Speer, vom hl. Malachias, vom hl. Casarius, Abt Werdin, Hieronymus Botin, Cazotte, dem Elfschen Jungen, dem Bauer Jasper, Spielbähn, der Seherin von Marseille, Papst Gregor XVI., Ludmilla Chemel, der Schwester Nativitas, Lenormand, einer alten Nonne, Martin, Cardinal Laroché, Chateaubriand, Lady Stanhope, der hl. Hildegard, von einem ehrwürdigen Bruder, einem Einsiedler, dem Mönche Hilarion, Amur Buharba, Görres, Nostradamus, Zadek, König Sigismund von Ungarn, Methodius, Ricci &c., mit Wahrsagungen über Jerusalem, Orval, über das Ende der Welt, über Oesterreich, Amerika, Frankreich, Italien, England, Rußland, Polen, Dänemark, die Schweiz, Deutschland, über die Seestädte, über das Jahr der Zerstreuung, der Sammlung und über das Jahr des Hammers, über das Aufeinanderfolgen der Weltreiche und über den Antichrist, nebst auffallenden Vergleichen und eigenthümlichen Berechnungen.